Wyatt.

Tragödie in vier Aufzügen

von

Heinrich König.

Reutlingen und Leipzig,
bei F. W. G. Stahl und Compagnie.
1818.

K.
Bibl. d. T.
Breslau

Dem

Herrn

Regierungsrathe Direktor

Friedrich Heinrich Karl Fulda

verehrungsvoll und dankbar

gewidmet

vom

Verfasser.

Wyatt.

Personen:

Lady Johanna, gefangne Königin.
Heinrich Guilford, ihr Gemahl.
Graf Arundel, Johannas Hüter.
Gardiner, Bischof und Canzler der Königin Maria.
Wyatt. —
Patty Wyatt, dessen Schwester.
John Pack, unter Diener Guilfords.
Lords,
Frauen der Johanna,
Diener und Wachen.

Scene auf dem festen Landschlosse Johannas. Jahr 1553.

Erſter Aufzug.

(Vorſaal im Schloſſe.)

Erſter Auftritt.

Patty Wyatt führt Guilford herein.

Patty.

Kommt, lieber Herr, kommt, Ihr verſpätet Euch;
Die Nacht iſt keines Menſchen Freundin, ſagt man.

Guilford.

Ich will ſie ſeh'n, die keines Menſchen Freund iſt.

Patty.

Ihr war't ſo freundlich ſonſt; und jetzt ſo traurig? —

Guilford.

Weh' dem, der dieſer Trauer Schöpfer iſt!

Patty.

Wer iſt das, Herr?

Guilford.

Du fragst? — Wie heißt du?

Patty.

Patty. —

Guilford.

Wie mehr noch?

Patty.

Wyatt!

Guilford (nachdrücklich.)

Wyatt!

Patty.

Ja so heiß' ich.

Guilford.

Ja wie dein Bruder — schlecht!

Patty.

Wie meynt Ihr, Herr?

Guilford.

Du heißest schlecht! — Was weinst du?
(weicher)
Heiß' du Patty,
Laß' deinen Bruder Wyatt heißen, hörst du?

Patty.

Ich fürchte mich vor Euch. Laßt mich doch fortgehen!
Ich will Johanna rufen; sie verlangt Euch.
(Zur Seite ab.)

Guilford.

Johanna! — Sie verlangt —
Wo bin ich denn?
Sind das die alten Zimmer wieder! Ach,
Steht ihre Harfe in der Ecke! —
Wie hat sich die Erinnrung aufgeschürzt
Die alten Reste aus dem Schutt' zu lesen,
Und Alles aufzustellen, wie es war!

Zweiter Auftritt.

Guilford. Johanna.

Johanna.

Ha! endlich hab' ich dich gefangen, endlich,
Du Flüchtling, unbesorgt um Haus und Weib!
Bist du mir endlich in das Netz gekommen? —
Drey Tage wieder warst du nicht zu sehn.
Was schleichest du so früh am Morgen aus,
Und gehst so still am späten Abend heim:
Und wo verbirgst du dich am langen Tage,
Wenn ich dich hinter Busch und Felsen suche?

Guilford.

Du, klage nicht! Wo hast du mich gesucht?
Wie oft am höchsten Hügel unsers Parks
Hab' ich den hohen Baum bestiegen, fern
Zu schau'n, ob du, in Reue schwankend, suchtest.
Mich mag wohl Lust, mich zu verstecken, treiben,
Wo mir die Wachen auf der Ferse folgen!
Wie lang' ist Wyatt fort? — Wie lange denn?

Johanna.

Zwey Wochen. — Warum fragst du?

Guilford.

Sagst du nicht,
Du habest mich gesucht? — So lang' er hier war,
Hast du mich nicht gesucht. — Jetzt fragst du nach mir;
Den Gatten willst du, wenn du Niemand hast.

Johanna.

O das war hart! — Was ist es? Alle Menschen
Verfolgest du mit deinem dunkeln Gram'.
Auch unser Wyatt fühlt, daß du ihn meidest;
Und freundlich mußt ich ihm verbergen, daß du,
Wie mich bedünkt, ihm zürnst. —
Was hast du, Heinrich?
Du bist entstellt, dein Auge klagt und zürnt;
Mir gilt es nicht, das weiß ich; gilt's dem Freunde?
Sey offen, was versteckst du in der Brust?

Guilford.

Zurück! Heb' nicht die lockre Decke weg!
Willst du dich an dem kranken Herzen freu'n?
Ich soll dir meinen Jammer, den du kennst,
Erzählen? — Freut's dich, daß du mächtig bist,
Dem unglückselgen Gatten Gram zu schaffen?

Johanna.

Wie sprichst du! Theil' ich nicht mit dir die Trauer
Um deinen Vater; athmest du allein
Gefangenschaft? —

Guilford.

Leichtfertigen Gemüthes
Weiß'ſt du die Ketten dir in Buhler-Netze
Zu wandeln. —
O ich unglückſel'ger Mann!
Herabgeſtoßen von der Sonnenhöhe
Des Thrones, einſam wie auf einem Eiland,
Von dem der Wogen Stürme Land und Freund
Abſchneiden, leb' ich ohne Hoffnung dunkel;
Und du die einzige, die mir geblieben,
Und die ich liebte, läſſeſt mich allein,
Auf feindlichem Gewoge dich leichtſinnig
In frevelhaftem Spiele hinzuſchaukeln.

Johanna.

Du ſprichſt in Träumen! Brüteſt immer ſtill,
Und brüteſt dir verworrne Bilder aus!
Verlaß' dein Neſt, komm' an den hellen Tag;
Mag immerhin die theure Brut verſchmachten;
Komm' her, laß' dich mit heiterm Worte tröſten!

Guilford.

Ich will nichts hören! — Behalt' die Zuckerworte!
Dem Gram' iſt jeder Scherz ein Schlangenbiß,
Und Schlangenbiße — kommen von den Schlangen!
(Zur Seite ab.)

Johanna.

O unglückſel'ger Mißverſtand! — Was koſtet
Mich dieſe heitre Miene! Ach wie theuer
Hab' ich dem eignen Kummer dieſe Worte
Des Scherzes abgepreßt, ihn zu erheitern,
Der immer mehr in ſeinem Leid' erſtarrt!

Jetzt schiebt er's einem Leichtsinn zu! —
Was ist
Das Unglück doch ein launenvoller Kranker:
Das heilsam Zubereitete verwirft er;
Vom eignen Eingeweide will er leben,
Nur am Geäst des Kummers will er weiden.

Dritter Auftritt.

Johanna. Graf Arundel.

Arundel.

Ihr seyd allein, verehrte Frau?

Johanna.

Allein.

Arundel.

Was sitzt Ihr traurig? Schaut hinaus den Abend,
Wie er sich golden röthet: das ist selten
In England. —
Zwar stimmt's nicht immer heiter;
Beim Abendrothe spuckt es in dem Herzen,
Und alter Gram und altes Leid geht um.

Johanna.

Und neues auch!

Arundel.

Ihr habt kein altes, weil Ihr
Selbst jung seyd. — Lassen wir! —
Kommt heut nicht Wyatt?

Johanna.

Er wollte kommen.

Arundel.

Längst erwart' ich ihn.

Johanna.

Ihr Graf? — Doch ja, ich habe wohl bemerkt,
Seit kurzer Zeit wart ihr vertraut und heimlich.

Arundel.

Nicht heimlich! — Ich erwarte Neuigkeiten
Aus London.

Johanna.

Wie, er kommt ja nicht von London!

Arundel.

Ich hoffe, daß er über London rückkehrt.

Johanna.

Mir sagt' er, die Verwandten wollt' er schauen;
Doch an dem Abschied merkt' ich Heimliches.
Ich will nicht in Euch dringen Graf: verschont ihn;
Es nützt Euch nicht, wenn Ihr zu Heimlichem
Den redlich — offnen Jüngling brauchen wollt.

Arundel.

Was denkt Ihr! —
Sagt, was fehlet Euerm Gatten.
Ist's Krankheit, oder sinnet er auf Flucht?
Er liebt der Frühe und des Abends Dämmrung.
Ich werd' ihn strenger in Verwahrung nehmen.

Ich haste mit dem Leben für sein Haupt;
Auf Glauben hab' ich ihm des Frühlings Luft,
Der Wälder Grün und frischen Hauch gegönnt:
Soll nun mein Auge schlaflos meine Gunst bewachen?

Johanna.

Er vertraut mir nicht; ich weiß nichts.
Das ist es, was ich hier so traurig sitze.
Oft hab' ich Euch schon fragen wollen, Graf!
Doch scheu ich mich vor Euerm finstern Wesen.

Arundel.

Habt Ihr unedel mich gefunden?

Johanna.

Nein.

Arundel.

Ihr kennt mein Schicksal, darnach deutet mich.

Johanna.

Wohlan, ich will mir denken, daß ein Mann
In dunkler Brust das Edelste verwahre:
Denn finstre Geister hüten, wie man sagt,
In tiefem Schacht' die köstlichen Metalle.
In dem Vertrauen kann ich mit Euch reden.

Arundel.

Ihr irrt nicht; streng als Euer Wächter bin ich,
Das ist nun meine Pflicht; und glaubt: die schwerste.

Johanna.

Daß ich gefangen bin, ist nicht das Härtste;
Des Thrones Herrlichkeit vermiß' ich nicht:

Ihr wißt, ich hatte nimmer sie begehrt. —
Daß Freund und Gatte leiden ist mein Leid.

Arundel.

So ist es Gram, der den Gemahl beherrscht?

Johanna.

Zu ganzen Stunden sitzt er unverrückt,
Wie in des Grabes Nächten starrt der Blick;
Und furchtbare Gestalten schweben schwarz,
Wie hergezaubert, über sein Gesicht.
Der Gattinn leiser Ruf, die weiche Hand
Erweckt ihn nicht aus seiner Träumerey;
Nur angstvoll angetastet, fährt er auf:
Doch wie aus fremder Welt bringt er das Wort
Verworren, unverstanden mir entgegen.

Arundel.

Des Vaters Schmach, der hingerichtet starb,
Das eigne Loos, in der Gefangenschaft
Zu hausen, drückt das zartgewöhnte Söhnchen.
Der Ehrgeiz, nicht die Kraft Northumberlands
Hat sich auf ihn vererbt; und grausam
Am Sohn' die letzte Wuth zu üben, scheinen
Die Furien, die den Vater schon erreichten.

Johanna.

So sagt Ihr; denn Ihr war't sein Feind.

Arundel.

Er meiner:
Ich hab' ihn nur verachtet. —
O Ihr kennt ihn!

Er ist's, der Euer Unheil hat geschmiedet.
Das schwache Söhnchen auf dem Thron zu schaun,
Hat er's an Euch, die herrliche, verkuppelt,
Die mit dem Königsstamme nah verwandt war.
Was er gethan, die königlichen Töchter
Beim Volk zu schimpfen; den erkrankten Edward,
Den jungen König, zum Testament zu pressen,
Das Euch zur Königin erklärte; und —
Ihn dann zu pflegen, bis er schnell verstarb:
Ich weiß es nicht! —
Jetzt, da er hingerichtet, sieht das Volk
Den Schatten alle Mitternacht vom Grabe
Hinwandern nach der Königlichen Gruft,
An Edwards Grab' zu beten. — Deutet's Euch!

Johanna.

Er war der Vater meines Gatten: schweigt.

Arundel.

Ich schweige. Mögt Ihr ihn nur immer segnen!
Ihr könnt es: denn Ihr könnt den Thron vergessen;
Doch nicht der Gatte! Wißt, die blut'ge Wohlthat
Des Vaters wird den eignen Sohn erdrücken.

Vierter Auftritt.

Vorige. John Pack, welcher Licht bringt, und den Saal erleuchtet. —

Arundel (leise zu Johanna.)

Auch der da kömmt, war in Northumberlands
Geschäften: warum duldet Ihr ihn um Euch! (ab.)

Johanna.

Johanna.

John Pack, kommt her, seyd einmal ernsthaft,
Was fehlt wohl euerm Herrn; Ihr seyd doch stets
Um ihn, und kennet ihn noch aus den Windeln.

Pack.

Ja, aus den Windeln, und mit Aug' und Nase.

Johanna.

Sagt, kennt Ihr seinen Gram?

Pack.

Nein!

Johanna.

Nicht? — Seyd offen!

Pack.

Sein Reich hab' ich gekannt; doch seinen Kram?
Seit wann ist er ein Krämer? — Ha ich merke:
Er handelt wohl mit altem Eisen, he?
Wie, oder sind ihm Hirschgeweihe feil?

Johanna.

Erbärmliche Gestalt! — Was frag' ich auch!
Dein Grinsen zeiget ja den Todtenkopf,
Der stets in unsre Freuden Moder brachte.

(Zur Seite ab.)

Pack.

Ich mache mir zuweil ein kleinen Spaß,
Wenn sie recht lustig sind: das nennt sie Moder.
Jetzt ist's vorbey; sie lachen ja nicht mehr.

Doch dünkt mir, wird's bald wieder luſtig werden:
Sie macht den Mann zum zweitenmal zum König.
Von England war er König, doch nur wenig; —
Und heißt's nicht, wenn die Frau 'n Andern liebt:
Der Mann iſt recht gekrönt? — Nun freu' dich
Guilford.
Er rieb ſich zwar die Stirne, doch geſchah's
Vielleicht nur drum, weil ich ihm gratulirte.

Fünfter Auftritt.

Voriger. Wyatt.

Pack.

Da iſt er ja, der unſern König krönt.

Wyatt.

Da bin ich; ſieh' die alten Wände wieder!
Des Hauſes Leid und Freud verklingt an euch,
Doch treu und ſtumm bewahrt ihr, was ihr hörtet. —
Ha Pack, du biſt der erſte, den ich finde:
Du kannſt mir ſagen, wie's im Hauſe ſteht.

Pack.

Wie lang ſeyd Ihr denn weg?

Wyatt.

Zwey Wochen ſchon.

Pack.

Zwey Wochen? — Riecht's nicht mehr, wie's da gerochen?
Ihr ſprecht, als wär't Ihr lange Jahre weg:
Die Wände ſind ſeitdem noch nicht geweißt.

Wyatt.

Du zählst die Wochen nur nach Schlaf und Essen;
In deiner Brust wohnt eine ew'ge Oede.
Wem aber Angst und Hoffnung, Wunsch und Zweifel
Mit ihren Kämpfen durch den Busen zieh'n,
Dem mahlt die Täuschung einen engen Raum
Mit blauen Bergen weit und weit hinaus.

Pack.

Da bleibt doch; wo Ihr wart, da geht's noch reich her;
Im armen Hauf' hier ist nur Zwist und Zank;
Und wenn nun Ihr noch kommt, da wird's recht los geh'n.

Wyatt.

Burgrabe du, du eingerostes Fähnchen!
Nur leidesvolle Nachricht kannst du krächzen. —
Mensch, welcher böse Geist bewohnt dich?
Kam je noch eine frohe Kunde von dir?

Pack.

He! he! Was kramt Ihr da! — Die frohen Kerle
Vertreiben mich: ich bin so geizig nicht,
Und was ich weiß, das theil' ich gerne mit!

Wyatt.

Weh', wenn du dem Verzweifelnden einst krächzest,
So haut er dir die schwarzen Flügel ab. —

Sechster Auftritt.

Vorige. Arundel.

Arundel.

Fort, Pack, wir haben hier zu reden!

Pack.

Pack, pack' dich, heißt es! — (ab.)

(Pause.)

Arundel.

Du schweigst? —

Wyatt.

Ach dürft' ich ewig schweigen!

Arundel.

Wyatt! —

Mit welchem Schrecken wirfst du mich zu Boden!
Ist die Verschwörung entdeckt? —

Wyatt.

Nein.

Arundel.

Was?

Wyatt.

Erschreckt nicht.

Nicht dieses mein' ich, was ich schweigen möchte. —

Arundel.

Erzähle! —

Wyatt.

Ich war zu London bey der Königin.
Ich hab' ihr eigenhändig den Bericht,
Den ihr mir anvertrautet, übergeben.
Sie war so gnädig, sich zu freuen, daß ich
Katholisch sey; sie sprach auch von Johanna,
Von Guilford; sie erklärte mir sehr gnädig
Daß sie mir mit Bedacht erlaubt,
Bey ihren Feinden frey zu wohnen,
Um die Gefangnen für die Huld, die sie
Bereitet halte, langsam zu gewinnen.
Ich würde sie verstehen, meinte sie,
Und wohl begreifen, daß sie ihrer Feindin
Der Freiheit Waffe nicht gewähren dürfte,
Bis gleicher Glaube ihre eignen Rechte,
Und ihrer Feindin Anspruch ausgeglichen;
Denn nur vor einem Heiligthum könnten
Die ird'schen Bündnisse sich dauernd weihen,
Und des Versprechens, des Vertrauens Pfänder
In einer Kirche Schooß versichert ruh'n.

Arundel.

Nun, aber wegen —

Wyatt.

Wegen der Verschwörung? —
Des Volks Entrüstung glaubt man nicht bey Hofe;
Und von Verschwörung läßt man sich nicht träumen!

Arundel.

Du hast genau geforscht? —

Wyatt.

Hier dieser Brief
Des alten Freunds, an den Ihr mich gesandt,
Wird jede Kleinigkeit des Hofs berichten.
Sein Schweigen sagt Euch, was man dort nicht sagt.
Drauf hab' ich diese frohe Botschaft schnell
Den Häuptern der Verschwörung überbracht;
Nach Allem mich erkundigt. Fertig steh'n sie,
Mit Ungeduld des letzten Winkes harrend.

Arundel.

Nun das ist gut! —
Du scheinst dich nicht zu freuen?

Wyatt.

Mich freut, daß Ihr mit mir zufrieden seyd;
Drum kann ich — Euch nun freyer sagen, — daß ich —

Arundel.

Nun sprich! —

Wyatt.

Daß ich mich mit der besten Hoffnung
Von der Verschwornen Sache losgekauft.

Arundel.

Was wär'? Du übernimmst die Führung nicht?

Wyatt.

Ich kann nicht; denn mich hält das Herz zurück;
Und gerne folg' ich, wie mich's treibt und hält.
Von Jugend auf hab' ich mich so gewöhnt,
Und immer hat's vor Unheil mich bewahrt.

Arundel.

Verräther! Heuchler! Fromme Seufzer girrst du?
Hat dir die Königin gelächelt? Hast du
Ein Plänchen dir gemacht, wohlfeile Gnade
Durch den Verrath Arundels zu erschleichen? —

Wyatt.

War't Ihr so schlecht in Eurer Jugend, daß Ihr
Das Niederträchtige so schnell vermuthet?

Arundel.

Du bist der Einzige, dem ich vertraut;
Den ich in meine Pläne eingeweiht,
Die undankbare Königin zu stürzen.
Du hast ein schweres Wort gehört, nun will dir's
Die Brust zersprengen?

Wyatt.

Graf, Ihr kennt mich schlecht!

Arundel.

Die eigene Gefahr gabst du zum Pfande,
Für solch' ein unerhörtes Zutraun hin:
Denn für Johanna wolltest du, für Guilford
Dich an die Spitze der Verschwornen stellen. —
Und sinnst du nicht Verrath, wie du da stolz
Behauptest, wer versichert mir, daß nicht
Der Teufel dich beim faulen Flecke fasse?

Wyatt.

Ihr habt mir viel vertraut. —

Arundel.

Ich mußte wohl:
Aus Achtung nicht; ich brauchte Eure Dienste.

Wyatt.

Ihr habt mir viel vertraut: Doch schwör' ich Euch,
In dieser Brust liegt das Geheimniß todt.

Arundel.

Und ob du Alles schwörst: ich glaub' nichts Heil'ges;
Den Menschen muß ich bey dem Körper fassen.
Mit deinem Unglück kannst du dich verbürgen;
Nur wenn du deiner eignen Haut dich wehrst
In Mitte der Verschwornen, bin ich ruhig!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Johanna, (stürzt herein.)

Johanna.

Ha Wyatt. — Graf, ich wollt' Euch bitten, — nein, —

Arundel.

Erlaubt mir Lady! —

(führt Wyatt seitwärts.)

In dieser Mitternacht,
Wenn Alles schläft, erschein' auf mein'm Zimmer.
Bedenk', ob du den Vorsatz halten willst; —
Ich will bedenken, was ich Strenges thun muß,
Auf deine Kosten Ruhe mir zu schaffen!

(hastig ab.)

Johanna.

Johanna.

Ich wollte bey dem Grafen Hülfe ſuchen! Wyatt,
Nun wend' ich mich an dich! — Dich ſo empfangen!
Es preßt der nahe Sturm mir grauſend ab,
Was ich ſo gern in tiefer Bruſt verbärge. —
Vor meinem Gatten flieh' ich! — Großer Gott,
Wie iſt das Unglück in mein Haus gebrochen! —
Ich folg' ihm überall, den Trauervollen
Zu tröſten: ach mit harten Worten ſtößt er,
Mit ſchreckensvollen Blicken mich zurück!

Wyatt.

Ha! laß' mich —

Johanna.

Bleib', um Gottes Willen bleib'!
Nicht Wehre will ich, ſtarke Fäuſte nicht:
Ach ſoll ich hinter Riegel mich verbergen? —
Nur Troſt, nur Freundes Rath begehr' ich, Wyatt.
Was ſoll ich thun? — Um mich ſey nicht bekümmert,
Dem Freund' nur lade ſeinen Jammer ab:
Iſt er beruhigt, ach dann fehlt mir nichts,
Denn unwillkührig übt er ſolche Härte.

Wyatt.

O welche Trauer weckſt du, arme Frau;
Verzweiflung ſchleuderſt du mir in die Bruſt!
Ich bin es, der Euch allen Jammer ſchuf.
Ich ſoll dir rathen? — Ach mein erſter Rath,
In ſolchen Abgrund hat er dich geführt.
Mir rathe! — Ach ein Mittel weiß ich nur,
Die Schuld zu löſen, und Euch zu erretten!
(indem er ſie feſt umfaßt.)
Und retten muß ich dich, ob ich auch ſterbe!

Achter Auftritt.

Vorige. Guilford, ihm folgt Patty.

Guilford (zu Wyatt.)

Elender!

(Rasch nach seinem Schwerte suchend:)

Ach gefangen! Oh! —

Johanna.

Was hast du, Heinrich, was befällt dich? Sprich!

Guilford.

O diese unschuldvolle Miene, geh'!

Johanna.

Was meinst du Guilford?

Guilford.

Heuchlerin! die Miene. —
Du führst die Sünde an dem Rosenkranz! —
Ha, ha! Ich hab' kein Schwert! Ich streue Lachen
Auf meine Wuth! —

Johanna.

Ach schwer! o Himmel, schwer!

Patty.

Ach sagt mir doch, was zürnt der sanfte Guilford?

Wyatt.

Elender, schwacher Mann! — Du —

Patty.

Bruder laß' ihn!

Guilford.

Still, lieber Freund, ich drohe nicht: ihr haltet
Zuſammen, ihr ſeyd drey, ihr prügelt mich!

Wyatt.

Den Purpur wollteſt du, die Krone tragen,
Und eines großen Reiches Wohl und Weh;
Und dich erdrückt dein eigenes Geſchick,
Daß du verworrne Phantaſie uns her
Ins reine Leben bringſt, und deinen Wahnſinn
Der Gattin auf die fromme Seele läd'ſt?

Guilford.

Wahnſinn! — Du nenneſt Wahnſinn meinen Zorn?
Soll ich Euch loben? — Seht doch! Wahnſinn! ſeht doch!
Wahnſinn lad' ich der Gattin auf die Seele? —
Du helfſt ihr tragen, Wyatt, du vermagſt
Gar viel von je!
Einſt wünſcht' ich wohl die Krone,
Nicht mir, der Gattin wünſcht' ich ſie, ich liebte,
Ich ſchätzte ſie der Krone werth. — Ja damals!
Doch erſt als du ſie anzunehmen riethſt,
Ward ſie von dieſer Königin genommen.
Das hab' ich nicht vergeſſen, Hausgenoſſe!
Nun iſt mir's denn auch klar geworden, nun!
Was tragen? Du mußt tragen; dich beſtrafe
Das Schickſal! Du haſt unſre Noth geſchaffen,
Und ich ſoll tragen? —
Ungerechter Herr Gott!
Frey iſt der Sünder, und wir ſollen büſſen?
Trag du des Schickſals Zorn, und unſer Elend! —

Die weint! So nimm auch diese Thränen noch,
Sie sollen höllenschwefelig auf dir brennen!
Wahnsinnig ich? — Trag' diesen Wahnsinn, trag'
Zerriß'ner Liebe Fluch; nimm Alles auf dich!

Johanna.

O wo verberg ich mich! —
(Sinkt Patty in die Arme.)

Patty.

Sie stirbt! Johanna! —

Wyatt.

Allmächtiger Gott, vergieb, wenn's Sünde ist! —
Ein grausenvolles Licht erhellt die Wege,
Die mich zum dunkeln Abgrund zieh'n und reissen.
Ich folge! — Der Verschwörung Geister rufen
Und stellen mich zu Euerm Retter auf!
(stürzt ab.)

Johanna.

O halt' ihn Guilford!

Patty.

Bruder! Bruder!

Johanna.

Wyatt!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Saal im Schloſſe.)

Erſter Auftritt.

Johanna. Arundel. Patty.

Johanna.

Ich bitte wieder Graf, wie alle Tage:
Ihr wißt noch nicht, wo Wyatt hingegangen?

Arundel.

Ich weiß es nicht. Ich habe jeden Tag
Nach allen Seiten ausgeſendet: doch
Noch keine Botſchaft kam mir.

Patty.

Er war bey Euch
Die Nacht, eh' wir am Morgen ihn vermißten.

Arundel.

Von seiner Absicht hat er nichts gesagt;
Doch fasset Euch: er wird dem Rechten folgen.
Und wenn Euch seine Flucht so sehr betrübt,
So laßt mich Anderes erzählen, was Euch
Erfreuen mag. —

Patty.

O lieber Graf, was wißt Ihr?

Arundel.

Entscheidung oder Mildrung Eures Looses
Läßt bald sich von der Königin erwarten,
Die sanft, wie eine Braut, gestimmt ist.

Johanna.

— Was?
So ist nun endlich der Gemahl gewählt?

Arundel.

Der Bischof Gardiner und die Gesandten
Des Kaisers haben den Traktat geschlossen.

Johanna.

Der span'sche Prinz, Don Philipp, Kaisers Karl
Des Fünften Sohn? — So bleibt Graf Devonshire
Elisabethen treu, und nicht der Thron
Von England lockt ihn an der Schwester Seite?

Arundel.

Vor allen, sagt man, liebte ihn Maria;
Ich glaub' es, denn, obgleich verlobet, zürnt sie
Der Schwester noch, die ihn dem Hof' entzieht. —

Noch einen heitern Faden kann ich Euch
Für das Gewebe Eurer Hoffnung reichen.
Man ſchreibt mir nämlich, Biſchof Gardiner
Sey an Euch abgeſandt, geheimen Auftrags;
Und ſäumen werd' er nicht hieher zu kommen.
Ich hoffe, daß er Euch erfreulich naht;
Denn Alles gilt er, und ich zweifle ſehr,
Daß man zu häßlichem Geſchäft' ihn brauche.

Johanna.

Ach was Ihr ſagt: es weicht der Unmuth nicht,
Der feſt und feſter ſich im Herzen anſaugt.

Patty.

John Pack geht unten in dem Hof'; er hat wohl
Guilford noch nicht gefunden. — Ich will fragen.
(geht ab.)

Johanna.

Ach wo er irrt, ſchon ſeit der letzten Nacht!
Ich muß wohl ſelber ſuchen.
(geht ab.)

Arundel.

Arme Frau!
(folgt ihr.)

Zweiter Auftritt.

(Dunkle Gegend im Park.)

Guilford

(kriecht zwiſchen einer Hecke hervor, und erhebt ſich in ungeregeltem Anzuge, mit einem an Verrücktheit gränzenden Ausſehen.)

Weg, ihr Gedanken, fort ihr ſchwarzen Bilder,
(mit beiden Händen die Stirne abwärts ſtreichend.)
Ihr neckt den Wahnſinn bey dem grauen Bart
Ha a ſwärts muß ich ſtreichen: die Gedanken
Im Kopfe wohnen ſie, das iſt ihr Haus;
Ich ſtreich' herab, ſie fahren in die Bruſt,
Das iſt der Garten, wo man ſich umarmt.
Was red' ich! —
O wie matt! — Das furrt im Kopfe!
Und weit geöffnet halt' ich gern die Augen.
Weh' mir, wenn ich ſie ſchließe, wenn die Nacht
Sie ſchließt! In's eigne Hirn ſchau' ich zurück;
(ſchließt allmählich die Augen.)
Und die Gedanken, ſchwarze Molche, tief,
Wie in des Meeres Abgrund', regen ſich.
Hu, wie das furrt!
Gott helf' mir! —
(ſtarrt umher, als ob er ſich der Auſſenwelt verſichern wollte, und ſpricht bänglich-dringend:)
Dieß ſind Bäume, —
Das dort ein Waſſerfall, der zornig-dräuend,
Aus Felſen-Ritzen geifert; — hier iſt's hell,
Dort fern auf dem Gebirg' liegt ſchwarz der Himmel,
Die hohen Fichten melken ſein Gewölk!

So muß ich mit der bunten Welt das Herz
Zerſtreuen, der Gedanken Geiſtertanz,
Wie mit des Frühgeläutes Klang', verſcheuchen!
Du lieber, guter Gott! bewahre mich
Vor Wahnſinn; halte mir die Sinne friſch! —

(Haupt und Auge ſinken ermattet abwärts, und die innre, ge-
ſtörte Welt erwacht darum lebhafter.)

Ja wartet nur! — Der Wyatt meint es auch!
Wahnſinnig wär' ich? O ich hüte mich!
Sie wollen's aber; Er will König werden!
Er hat's probirt, er trägt ganz Albion.
Da geben ſie mir Bilſenkraut; ich merk' es!
Wahnſinnig bin ich nicht, ſonſt merkt' ich's nicht! —
Sie haben einen Trompeter geſchickt, er ſieht,
Ob alle Riegel feſt ſind.
Hu wie dunkel!

(ſieht mit krampfhaft geſchloſſnem Auge umher.)

Mich friert! die Wände ſind ſo feucht; es tropft
Mir in den langen, langen Bart.
Huſſah!
Sie reiten die Gedanken in die Schwemme; —

(bückt ſich furchtſam, das geſchloſſne Auge gen oben gewendet,)

Der Boden zerſtäubt; — er rieſelt; — er fällt ein!

(wie von heftigem Riß im Hirne geſchreckt, fährt er mit der Hand
an die Stirne.)

Ach Jeſus —

(ſinkt ſitzend auf den Boden. — Nach einer Pauſe.)

Dritter Auftritt.

Guilford. Johanna, (anfangs hinter der Scene.)

Johanna.

Heinrich! Hörst du! Heinrich! Heinrich!

Guilford (erwachend.)

Es lebe Heinrich Guilford, hoch, der König!

Johanna.

Gott Dank! Ich suche dich mit Angst, und scherzend
Find' ich dich wieder! —
Sprich, wie sitzest Du?

Guilford (in singendem Tone.)

Vergißmeinnicht, hier bind' ich dich,
Für wen? — Maasliebchen schaust auf mich.
(spricht:)
Weinst um mich? ja ich bin betrübt,
Er hat mich nicht, wie ich ihn geliebt.

Johanna (schaut ihn verwundert an.)

Guilford.

Die schlechten Kissen! Nein, wir sitzen nicht mehr
Wir liegen! (dehnt sich.)
Ja der Sultan liegt, er liegt:
Fort mit den Stühlen! —

Johanna (angstvoll.)

Heinrich! Heinrich!

Guilford (halb ſingend.)

Ja Heinrich war ein rechter Fürſt;
Weihwaſſer liebt' er ſehr;
Die Seele hat ihm halt gedürſt't
Jetzt dürſtet ſie nicht mehr.
Die Mädchen hatt' er auch gar lieb —
Ganz recht! Die Weiber waren ihm nicht treu;
Nicht wahr mein Schatz? — Ich hab' wohl ſo gehört.

Johanna (kniet ſich und legt in furchtbarer Beklemmung ihre Hände um ſein Haupt.)

Heinrich, wie iſt dir?

Guilford (erwacht.)

Ach die kühle Hand!
Johanna du biſt's?
O wie ſchmerzt der Kopf!
Mir träumt ſo heftig; und der Wyatt ſagt,
Ich wär wahnſinnig.

Johanna.

So vergiß doch, Lieber! —
Es iſt nicht gut, daß du allein biſt. Komm',
Ich laß' dich nicht mehr; komm' in das Gedräng.
(will ihn fortziehn.)

Guilford.

Laß' mich du Kerkermeiſter, laß' mich nur;
Bring' deinem Könige drey Tropfen hier,
Hier von der Wand!
(umfaßt den Baum und lehnt ſich an.)
Der Baum iſt kühl: wie lieblich!

Johanna (betrachtet ihn lange.)

Gott, iſt es wahr!

(bedeckt mit beiden Händen die Augen.)

Mir wird ſo dunkel — Hülfe!

(ſie ſinkt, hält ſich aber auf dem einen Knie, und erholt ſich; ihre Hände ſinken gefaltet auf das andre Knie.)

Wahnſinnig! Wie, was iſt denn das: wahnſinnig?

Guilford (den Vann umfaſſend.)

Du kühles, weiches Liebchen du!

Johanna.

Du Gott!

Was hab' ich denn verbrochen, welchen Frevel
Beſtrafſt du zürnend?
Hingeworfen lieg' ich
Von meinem Jammer; biſt du noch ſo nah
Gerechter, ſchreiteſt du noch ſtill und donnernd
Auf dieſen, dieſen nahen Wolken hin? —
O heb' mich, heb' mich, daß ich deine Knie
Umklammre; denn ich trag' das nicht, ich trag's nicht!

Guilford.

Ich will nun fort geh'n; da herum am Fenſter
Steht doch kein Blümchen mehr.

Johanna

Du Jammervoller,
O komm' an meinen Buſen, armer Mann! —
Ach du verſtehſt mich nicht mehr, kennſt mich nicht!
Kennſt du mich denn?

Guilford (in ihren Armen liegend.)

Sieh' doch das blaue Fleckchen
Am Himmel! — Sonst iſt Alles voll geſchneit:
Und mitten drinn das Blau! — Der Himmel iſt
Ein ſchön Vergißmeinnicht!

Johanna (gen Himmel.)

Vergiß ihn nicht!
Mich haſt du wohl vergeſſen: ihn vergiß nicht!
Denn Alles haſt du ihm genommen, Alles!
Du ſendeſt deine Menſchen nackt herab;
Doch dem iſt die Vernunft genommen, Alles!
Er kennt den Abgrund nicht, in den er fällt.
Du lächelſt? — Dir iſt wohl! —
O nah' und heiß
Umfaß' ich dich: theilt ſich der Wahnſinn mit?
Komm', laß' uns gehen! Niemand ſoll dich ſeh'n,
In meinem Schooße ſollſt du ruhen, Armer.
Die Locken lüft' ich dir mit treuer Hand,
Daß dieſe Glut des Hauptes ſacht verdämpfe,
Und eine Thräne falle dir herab,
Daß ich mit leichter Bruſt dein Haupt beſchütze.

Vierter Auftritt.

Vorige. Patty.

Patty.

Ach liebe Lady, freuet Euch mit mir!
Ich hab' Euch ſchon im ganzen Park' geſucht. —
Da kam ich zwiſchen Felſen tief hinein:

Ich bin noch gar nicht dort geweſen. — Seht,
Da lagen Euch ſechs Männer mit Gewehr;
Und liefen ſchnell davon, als ſie mich ſah'n.
Da denkt Euch nur: ſechs Männer liefen vor mir!
Was wollt' ich ſagen? Ja ich hab' Euch ſchon
Im ganzen Park' geſucht. —

Johanna.

Geh' flugs voraus,
Denn der Gemahl iſt plötzlich krank geworden;
Man ſoll ein Lager ſchnell bereiten, geh'!

Patty.

Was hat er denn?

Johanna.

Nun geh' doch!

Patty.

Laßt mich ihn
Geleiten. — Ach ſo ſchnell, und auch zur Unzeit:
Mein Bruder iſt gekommen.

Johanna.

Wyatt? — Ach!

Guilford (reißt ſich los.)

Was faßt ihr mich? Ich bin nicht Wyatt, geht,
Ich will nicht König ſeyn.

Patty.

Was ſpricht er nur? —

Johanna.

Du hörſt ja, daß er Fieber hat.

Patty.

Sein Blick
Ist nicht mehr weich: so starr —

Johanna.

Nun gehst Du denn?

Patty.

Das wird dich schmerzen, armer Bruder!

Johanna.

O nenn' ihn nicht!

Patty.

Ach sagt's ihm doch, vielleicht
Betrübt's ihn auch noch! daß sein Freund entfernt war;
Vielleicht erfreut es ihn, wenn er vernimmt,
Daß er versöhnlich zu Versöhnung kömmt:
Und Freude hat schon oft gesund gemacht.

Johanna.

Vergebens! —

Patty.

Doch! —

Johanna.

Du weißt nicht. —

Patty.

Ach ich hoffe!

Johanna.

So geh' doch hin!

Patty.

Ich laß' Euch nicht allein:
Ich sorge —

Johanna.

Geh' und sorge für den Gatten. —

Patty. (geht.)

Nun wohl; und dann will ich dem Bruder sagen —

Johanna.

O die Bedrängniß! — Patty! —

Patty.

Was begehrt Ihr?

Johanna.

Bleib'!

Patty.

Warum denn?

Johanna.

Komm' du sollst den Gatten führen.
Jetzt höre! —
Was unserm Guilford fehlt, wirst du erfahren,
Denn seine Pflege mußt du mit mir theilen.
Doch eh' ich dir's erlaube, darfst du nie
Dem Bruder sagen, was dem Freunde fehlt. —
Du liebes Kind, in deiner zarten Brust
Mußt du ein schwer Geheimniß tragen helfen. —
Jetzt führ' ihn fort; verschweige seine Noth:
Ein tiefer Gram hat ihm den Geist getrübt,

In einer fremden Welt wohnt ſeine Seele.
Drum deute dir die irren Worte nicht,
Denn Manches ſpricht er in dem wachen Traum'.

Patty (faltet die Hände.)

Ach Jeſus!

Johanna.

Bete für ihn! leit' ihn fort.

Patty.

Es thut mir doch nichts, wenn ich ihn berühre?

Johanna.

Es thut dir nichts! (für ſich.)
Ach Gott man wird uns flieh'n!
Komm Heinrich! —

Guilford.

Wohin zieht Ihr mich!

Johanna.

Sey ſtill!

Guilford.

Ich rufe Hülfe! —
Ach ich lag ſo ſchön
Auf dieſem rothen Teppich'.

Patty.

Ach der Arme!

Fünfter Auftritt.

(Zimmer im Schloße.)

Wyatt. Arundel.

Arundel.

Laß' uns nach traulicher Begrüßung ſchnell
Ins innere Gemach die Worte flüchten:
Um das Geheimniß ſchwärmen ſie noch ſcheu,
Die lezten Eulen, die den Morgen wittern.

Wyatt.

Laßt ſie nur ſchwärmen, und die Flügel rauſchen;
Weh' dem, der ihren Krallen ſein Geſicht
Vorlaut entgegenträgt! — Wir fürchten nichts mehr!

Arundel.

Vorſichtig! — Nicht ſo ungeſtümm! — Mag jetzt
Die Königin auch die Verſchwörung wiſſen:
Woher ſie kömmt, verſchweig' die ew'ge Nacht!

Wyatt.

Johanna kömmt nicht. Sah't Ihr ſie den Morgen.

Arundel.

Sie wird ſchon kommen! Laß' ſie immer zögern,
Noch Manches haben wir allein zu reden.

Wyatt.

Ich hab' Euch doch geſagt, in welchem Haufen,
Auf welchen Wegen die Verſchwornen zieh'n?
Ja wohl! Ihr habt's ja gut geheißen, nicht wahr?
Mir iſt ganz ſonderbar, ſeit ich das Haus betrat.

Arundel.

Bedächtig nur, um Gottes Willen!
Ein großes Werk vollbringen iſt nicht ſchwer,
Doch des Gelingens Taumel zu bezähmen.
Bewährt den Mann!

Wyatt.

Noch eines fällt mir ein;
Das hätt' ich faſt vergeſſen: luſtig, luſtig!
Könnt Ihr noch tanzen, Vater? Wart', ich mahn' Euch
Zum feurigſten Reel am erſten Feſte
Im Königlichen Schloß' zu London. —

Arundel.

Still! —
Nun ſprich, was iſt es denn? Was wollteſt du —

Wyatt.

Lord Langdale führt die Londner Bürger-Wachen,
Sechshundert Mann, die Königin zu ſchützen;
Soldaten hat ſie nicht; — und Langdale tritt
Mit der Miliz auf unſ're Seite über,
Sobald wir angerückt vor London ſteh'n,

Arundel.

Du ſprichſt die Wahrheit?

Wyatt.

Ja, hier iſt ſein Brief —
Wo hab' ich ihn doch — ſieh! ich find' ihn nicht. —

Arundel (ängſtlich.)

Verloren? —

Wyatt.

Nein, nein! Carew wird ihn haben;
Es will ihn Jeder der Verschwornen seh'n,
Und hören: mächtig hat er sie erregt.

Arundel.

Es wird doch keine Liſt —

Wyatt.

Wir sind versichert.

Arundel.

Vorsichtig nur! — Doch ist es wohl zu glauben,
Denn alle Bürger sind empört, und leicht
Für das gestimmt, was jetzt allein errettet.

Wyatt.

Johanna kömmt nicht! —

Arundel.

Mich vergnügt das Werk!
Bereitet ist es in der stummen Nacht;
Des Glückes Sterne winken still herab,
Und freundlicher gestimmt schau' ich entgegen. —
Doch soll uns noch die Klugheit nicht verlassen,
Die sanfte Göttinn mit dem stummen Winke.
Laß' ja uns noch den Jubel bändigen,
Daß nicht der trunkne Blick den Wink verscherze,
Den sie im leicht bewegten Augenblick'
Uns giebt: denn rufen, schreien kann sie nicht!
Und wenn auch klar uns alle Sterne winken,
Und hoffnungsheiter, hoch der Himmel steht:
Ein irdisch Ungeheuer ist der Zufall,

Und vielgelenkig kriecht es aus dem Sumpf,
Uns überraſchend, wenn wir himmelwärt's,
Vertraulich, frommen Sinns, das Auge wenden.

Wyatt.

Laßt mich zum Himmel ſchauen; erdewärts
Iſt Euer Blick geübt. Was ich auch that,
Ich ſah hinauf, und ſöhnte jeden Zweifel.
Jetzt iſt es anders! Was hab' ich gefühlt,
Wenn ich aus der Verſammlung der Verſchwornen
Um Mitternacht an jene Fichten trat
Die vor dem Häuschen ſteh'n im tiefen Walde.
Die Sterne flimmten mir herab, wie alte
Bekannte, aus der langen Knabenwelt;
Dem Knaben-Sinne winkten ſie vertraulich.
Vergebens forſcht' ich dann nach einem neuen
Geſtirn', das für die neue Abſicht mir
Herauf gekommen ſey: ich fand es nicht!
Die alten Fichten klagten mir herab,
Wie Trauer-Weiber auf dem Grabe des
Empörers: Schauer übergoß, wie Reif,
Mir das Gemüth, daß ich mit Angſt und Haſt,
In's ſchwüle, laut-bewegte Zimmer rann,
Und mit der Kelche Klang' die Geiſter ſcheuchte.

Arundel.

Es geht ein wunderbarer Zug durchs Leben,
Des Glaubens, der Gefühle dunkler Strom;
Den reißt er mächtig fort, den hält er auf,
Und keiner weiß wohin, woher er fließt.
Ganz fremd erſcheinſt du mir: was dich betrübt,
Das hat mit Frieden mir die Bruſt erfüllt.
Wer folgt dem Rechten? Soll's der Ausgang zeigen?

Der Ausgang heißt es, iſt der hohe Prieſter,
Der alle ird'ſchen Thaten weiht und reinigt. —
Und wenn der Zufall endiget? — Was iſt der Zufall?

Wyatt.

Seyd unbeſorgt um mich. Es geht vorüber,
Was ich in meiner Jugend Ahnung nannte,
Und was mir jetzt die Seele überhaucht.
Was ich da ſprach, es ſey auch nur geſprochen.
Voran! Schweig' ſtill da in der Bruſt! Voran!

Arundel.

Laß' uns der Klugheit folgen, dieſe nur
Bereitet uns das Glück, das ird'ſche Gut;
Dieß können wir mit ſchweren Händen faſſen,
Und ſterben Hungers, wenn wir, ängſtlich harrend,
Das Rechte über dicken Wolken ſuchen. —

Jetzt höre, was ich klug erſann und that:
Marien hab' ich dunkele Vermuthung
Gemeldet, die ſie vor Verſchwörung warnt.
Ich that es, den Verdacht uns zu verhüten,
Und durch die erſte Nachricht ihr Vertrau'n
Mir zu gewinnen; ſo gelang es leichter,
Die Forſchende auf irren Weg zu leiten,
Bis die Verſchwörung kräftiger heraufwuchs.
Jetzt nehmt ihr noch das Wort Eliſabeth
Zur Loſung; und verbreitet ſo die Meinung,
Daß ihr im Solde dieſer Fürſtinn kämpft.
Maria glaubt es, denn ſie haßt die Schweſter,
Die ihr den Liebling von dem Hofe lockte.
Dem ſpaniſchen Infanten hat ſie noch
Ihr Herz von alten Bildern nicht geräumt;

Und eine Doppelnatter wächst ihr jetzt
Im Busen; Eifersucht um Lieb' und Herrschaft!

Wyatt.

Ihr seyd ein Meister! — Herrlich ausgedacht!

Arundel.

Nach jener Seite wendet sich Maria,
Wenn die Empörung ihre Schlacht verliert.
Mag dann ihr Herz auf Rache sinnend brüten,
Wir fürchten nichts, und dürfen ruhig bleiben.

Wyatt.

Und an der Schwester wird die Königin
Nur schwesterliche Rache nehmen! Nicht wahr? —

Arundel.

Deß seyd nur unbesorgt; sie sind gewarnt,
Devonshire und Elisabeth. — Geheim,
Und ungenannt hab' ich sie unterrichtet.

Wyatt.

Es schadet doch nichts?

Arundel.

Nein, es nützt!

Wyatt.

Es nützt?

Arundel.

Ja, was zu ihrem Schutz sie unternehmen,
Das stärkt die Königin noch im Verdacht.

Wyatt.

Ich muß Euch ſtumm bewundern! —
Wohl, mit Recht!
Die Klugheit, ſagt man oft, beherrſcht die Welt!

Arundel.

Die Welt iſt leicht beherrſcht, doch ſchwer das Herz!
Drum prüfe dich, eh' du das Kühnſte wagſt,
Ob du auch ſchweigen kannſt, wenn dir's mißlingt;
Und ob du nicht gefangen, Freund und Freundinn
Im ſchweren Augenblick der Angſt verräth'ſt?

Wyatt.

Wie möcht Ihr nur die Hoffnung und die Freude,
Die hellen Farben, die der Tag uns zeigt,
Mit des Verdachtes ſchwarzer Nacht betrüben?
Mag mich des Zufalls Rache in die Macht
Der wuthentbrannten Königin auch ſtoßen:
Was ich gethan, kann ſie wohl richtend rächen,
Was ich gewollt, bleibt in der tiefſten Bruſt,
Und keinem theuern Haupte tret' ich nah.

Arundel.

Sieh', gegen Zufall hab' ich mich gewahrt,
Dem einzigen Verrath' mich blos gegeben:
Du ſchauſt die Blöße, thue, was du kannſt.

Wyatt.

Ihr bürget für das Glück, ich für das Herz.

Sechster Auftritt.

Vorige. Ein Diener, und bald Johanna.

Diener (öffnet die Thüre.)

Die Königin Johanna!

Wyatt (dasig.)

Kömmt Johanna!

Arundel.

Soll ich verweilen, dieſes Ungeſtümm
Zu hüten, das dir in dem Auge flammt?
Willſt du ihr ſagen, daß ſie ſicher ſey
Bey meinen Plänen; willſt du das verrathen?

Johanna, (ſchwankt herein, will vorwärts, muß ſich aber am nahen Stuhle unterſtützen.)

Wyatt.

Was fehlt Euch? Gott!

Arundel.

Soll ich nach Hülfe ſenden —

Wyatt.

Ach ſie erblaßt. —

Johanna.

Bleibt, Graf Arundel, bleibt!
(erhebt ſich.)
Es geht vorüber! —
Graf mißdeutet nicht
Die Schwäche, die mich Arme niederwarf.

Von feindlichen Gefühlen ist die Brust
Mit Kampf und mit Verwüstung angefüllt. —
Ich komm' allein, denn was ich Euch vertraue,
Vertrau' ich jetzt dem wohlgesinnten Manne. —
Gern zögert' ich, doch ach! vergebens seh' ich
Im Drang' mich nach dem klugen Worte um! —
Nein! Mächtiger als dieses ist die Bitte,
Und hält mit unsichtbaren Armen fest.
Drum hört mich! —
Diesem Jüngling' droht Gefahr,
Die er sich selber über'm Haupt versammelt,
Und seinen Freunden auf des Hauses Giebeln.
Ihr liebt ihn, darum wend ich mich an Euch,
Getrost Euch das Gefährliche vertrauend.
Vergebt mir, wenn ich Euer Herz zum Kampf,
Der Pflicht, der Lieb' in nächt'ge Kreise ziehe,
Und hoffe, daß die Liebe siegen werde.
Ich zögre nicht — — —
(halb laut.)
Es schleicht Verschwörung um die Königin,
Und dieser ist der Führer der Verschwornen!
Jetzt fliehe, Wyatt, eine Stunde gibt
Der Graf die Frist; dann muß er dich ergreifen.
Nimm diesen Brief, er zeigt dir Geld und Zuflucht,
Am Garten steht dein Pferd: leb' wohl, leb' wohl! —
Du zögerst? — Treibt ihn, Graf! — Es schickt sich nicht,
Daß ich dem Jüngling bittend nahe; drum
Vertreibt ihn, denn das Leben ist ihm lieb!
(Pause.)

Arundel.

Wie mußt du tief gebeugt seyn, edles Weib,
Daß du mir Solches anvertraueſt, mir
Dem Fremden, der dir feindlich war!

Johanna.

Die Jammernde verfolgt kein edler Mann.

Arundel.

Mein trösten möcht' ich Euch; wie aber soll ich? —
Wie sehr muß die Verschwörung Euch betrüben,
Da Ihr mich so ihr abzuwehren, mahnt!

Johanna.

Ihr seyd der Nächste, der bezeugen darf,
Daß ich der Königin nicht tückisch bin.

Arundel.

Und wollt Ihr nun, da Ihr mich ruhig schaut
Bey Euerm Aufruf gegen die Verschwörung,
Wollt Ihr Maria's beßre Freunde suchen?

Johanna.

Wie fragt Ihr, Graf? Ihr seyd's, der mich bewacht.

Arundel.

Beruhigt Euch; ich weiß von der Verschwörung,
Und habe sie der Königin gemeldet,
Doch laßet Eure Lippe nicht verrathen,
Daß ich noch mehr gewußt, und ruhig blieb!

Johanna.

Ha, darum war't ihr so vertraut! !
(zu Wyatt.)
Ach Unglückseliger, wer rettet dich? —
O daß dein Frevel solche Stütze fand!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Wache.

Wache.

Es zeigen Unbekannte sich im Park',
Und überzeigen hier und dort die Mauern:
Sie scheinen friedlich, doch bemerkt' ich wohl,
Daß sie bewaffnet unter Mänteln gehn.

Arundel (leise zu Wyatt.)

Schon jetzt? —

Wyatt.

Carew vermuthlich. —

Arundel (zur Wache.)

Sammelt Euch,
Doch ohne Lärm', und harret des Befehls!
(ab mit der Wache.)
(Pause.)

Wyatt.

Nun wirf den Kummer von dir, holde Freundin;
Bekennen darf ich, was er nicht verbarg;
Daß er mit Klugheit die Verschwörung leitet,
Und jegliches Verderbniß dir entfernt.

Johanna.

Dein Herz ist nicht mehr frey für meine Worte,
Des Grafen Beyfall hat dein Ohr betäubt,
Die Menge jeden Zugang mir versperrt.

O wüßtest du, wie fremd du mir geworden! —
Und wenn ich dich so schnell verwandelt finde,
So fürcht' ich, ob nicht böse Geister wirken.

Wyatt.

Du thust nicht wohl, daß du die Zweifel mir
Mit harter, ungewohnter Stimme weckst!
Mit trunknen Worten hab' ich sie gefüttert,
Sie schlafen schwarzgeballt, in meiner Brust:
Geh' leise mit mir um, und weck' sie nicht!

Johanna.

Und du, an reiner Wahrheit leichten Aether
Gewöhnt, du willst die Hölle in dir tragen,
Und nicht vom ersten Hauche untergeh'n?
Noch ist es Zeit, noch höreſt du dem Guten!
Sonst hast du mir vertraut, mir leicht geglaubt;
Ich bin nicht anders worden; — höre mich!
Die Zweifel sind der Hölle leichte Drachen,
Sie krallen sich an deine Seele fest,
Und schwer und schwerer zieh'n sie dich hinunter!

Wyatt.

Du mahneſt mich an jene frühern Tage,
An das Vertraun, mit dem ich an dir hing,
Wenn wir in traulichen Gesprächen oft
Die tausend dicht verworrnen Saiten der
Gefühle ordneten, und freundlich prüften,
Daß sie, zwey gleich gestimmten Harfen ähnlich,
In schmeichelhafter Einigkeit erklangen.
Nach jenen Tagen darfst du mich nicht richten.
Im engen Raume bey des Abends Ruhe
Kannst du mit leisem Ohr die Klänge prüfen;

Doch anders greift das Schickſal in die Saiten! —
Wenn du im ungetrübten Element'
Den alten Ton bewahrſt, wie kannſt Du tadeln,
Was in den Sturm des raſch bewegten Tages
Hinausgeriſſen anders tönen muß? —
Sieh' da, ſo find' ich heiter, da ich dich
Beruh'gen will, für meine Zweifel Ruhe!
Die Seele ſucht das Recht in tiefer Stille,
Das Schickſal giebt am lauten Tag die Pflicht.

Johanna.

Im Stillen biſt du aufgewachſen, ach!
Und haſt den Athem nicht im Sturm des Lebens!

Wyatt.

Du heißt mich bleiben, und ich darf doch nicht!
Aus deines Gatten Munde ward mir klar,
Daß ich vollbringen muß, was er gefordert.

Johanna.

Vergiß, was er im raſchen Zorn geſprochen.

Wyatt.

Er ſprach von Pflicht: ich darf es nicht vergeſſen;
Von Liebe, — ach ich kann es nicht vergeſſen!

Johanna.

Wyatt! —

Wyatt.

Ach endlich iſt's heraus: o zürne nicht
Der Lippe, die von Liebe ſpricht.

(Pauſe der Verlegenheit.)

Johanna.

Es iſt nicht mehr, wie ſonſt, das fühl' ich wohl;
Drum will ich dich nicht halten, zieh' dahin!

Wyatt.

Du heißt mich zieh'n, du ſtöß'ſt mich hart hinaus?
Wohin mein Unternehmen führt, das weißt Du,
Und fühlſt nicht, wenn das Grab ſich vor uns aufthut,
Wie man ſich heiß ans letzte Leben ſaugt?
Du ſtöß'ſt mich hart hinaus; ich zieh' dahin:
Doch erſt will ich in deinen Armen ruh'n,
Damit ich träumend aus dem Leben ſcheide;
Die hochbewegte Bruſt ſoll mich erſt wiegen,
Auf dieſen Wogen will ich Schiffbruch leiden!

Johanna.

Verwegner, laß' mich los! —

Wyatt.

Du bleibſt zurück,
Wenn ich nach dieſem Sturm zerſchmettert liege,
Und dir ein friſchverklärtes Leben aufblüht!
Des Thrones Herrlichkeit ſollſt du beſteigen;
Ein hochbeglücktes Reich, ein jubelnd Volk
Umſtreut mit tauſend Gaben dir die Stufen;
Und auf den Herzen, wie auf Diamanten,
Wirſt du einhergeh'n: wer dich ſchaut, der lieb't dich,
Und Alles wirft er hin, dir zu gefallen. —
Die ſüſſen Nächte biſt du nicht allein. —

Johanna.

Du Frevelnder, ſoll ich zu Hülfe ſchreyn!

Wyatt.

Was hab' ich denn für dieſes reiche Leben,
Das ich im wilden Sturm' dir pflanzen will?
Du ſetzeſt einen Marmor auf mein Grab?
O mag um eine goldne Säule mir
Der Nachruhm alle Frucht-Gewinde ſchlingen;
Mag hoch in goldnem Band die Tuba hängen:
Die Erde faßt mich doch mit kalten Armen,
Wenn du nach Jahren noch den heißen Athem
In ſüſſer Nacht mit dem Geliebten miſcheſt!
Und meinen Namen darfſt du dann nicht liſpeln,
Wenn der Gemahl mit tauſend Namen dich
Mit zärtlichem Geflüſter dich benennt!

Johanna (ſucht ſich gewaltig loszureißen.)

Wer reißet mich aus dieſem gift'gen Pfuhle!

Wyatt.

Nein, erſt will ich den Nacken heiß umklammern',
Eh' ihn der goldne Purpur mir verdeckt!
Die Lippe wende nicht von meinen Lippen, —
Du weinſt! — O ſey doch gut, ſey doch barmherzig,
Und ſtoß' mich nicht zurück, du Himmliſche! —
Aus frühen Jahren hab' ich dich geliebt,
Seit ich verwaiſ't zu deinem Vater kam:
Ich fühlt' es wohl, und Fremde ſagen mir's,
Nun weiß ich's, und du ſtößeſt mich zurück.
Und Alles bring' ich dir, was Liebe gibt:
Mein Leben will ich deinem Heile opfern! —
Und nicht mit einem Scheideblick willſt du's
Erkennen? — Mir ein Lebewohl verſagen? —
Nur einen ſüßen Augenblick vergönn' mir,
Daß ich nicht ungeliebt vom Leben ſcheide!

Johanna.

O Bosheit! — Sünde häufest du auf Sünde! —
Weh' mir, daß ich des Frevels Vorwand bin,
Und ihn mit Sünden noch belohnen soll!
In tiefer Seele fühlst du dein Geschick,
Das dich zum ungeweih'ten Grabe lockt,
Wer heißt dich das Verderbliche zu wagen,
Wer reißt dich nach dem blut'gen Galgen hin? —
Ich nicht! — Beim allgewalt'gen Gott, ich nicht? —
Verlaßen, müßt' ich dich: so will's die Sitte;
Doch geb' ich gern der frommen Sorge nach,
Den alten Freund vom Untergang' zu retten,
O laß' dich rühren, laß' mit sanfter Bitte
In unserm frommen Kreis' dich fester halten!
Von der Verschwörung wende deinen Blick;
Laß' die Erinnrung jenes reinen Bundes
Der uns in guten Tagen hold vereinte,
Mit sanfter Sehnsucht um die Seele wehen!

Wyatt.

Zerrissen ist das Band, das uns verknüpfte.

Johanna.

Das Herz verknüpfet, was das Schicksal bricht.

Wyatt.

Das Band umfaßt die neuen Wünsche nicht.

Johanna.

Die alten Wünsche gaben uns den Frieden.

Wyatt.

Was kann der Jüngling, wenn er wächst und wünscht?

Johanna.

In's Unbeſchränkte wend' er ſeine Flügel.

Wyatt.

In's ſchwarze Wetter, wenn der Tag es bringt.

Johanna.

Getroffen endet er in früher Schmach.

Wyatt.

Mag ſeyn! — Entwachſen bin ich doch dem Spiel',
Das uns im engen Kreiß' mit Bildern feſſelt!
Vielleicht vollend' ich glücklich, was ich will,
Und freue mich des Werks nach vielen Jahren.
Doch darf der Mann das Höchſte nicht geſchenkt
Verlangen; und ihn reue nicht der Preis,
Wenn er das Rechte will, das ſich erkauft. —
Wohl eine ſtille Wehmuth regt ſich kreiſend,
Denk' ich zurück, wo wir vertraulich waren,
Da hab' ich dich geſucht, du mich erwartet,
Wir waren uns ſo fern und doch ſo nah,
Und immer näher rückten wir zuſammen.
Doch hatte ſich die Liebe nicht genannt,
Und ungeſehen knüpfte ſie die Bande.
Jetzt hat ein fremdes Auge ſie bemerkt,
Und nennt die Zauberinn, und zeiget ſie:
Da flieh'n wir auseinander, und wir haſſen,
Was ungeſehen eine Gottheit war;
Und nennen's bös, weil es die Hölle, tückiſch,
Mit ihrem feuerrothen Finger zeigt.
Wie kann ich bleiben; was erwartet mich?
Bin ich dir nah, verfolget mich dein Gatte,
Und in der Ferne hab' ich nichts zu ſuchen. —

Doch gütig iſt das Schickſal mir geſinnt,
Die Noth hat mir's gebracht und auch die Hülfe!
Bedächtig iſt das Werk erwogen: retten
Nur kann es Euch, nur mich verderben.

Johanna.

Wir tragen unſer Loos, trag' du das Deine!

Wyatt.

Wohl dir! Ich kann das meine nicht ertragen!
Nur wagend helf' ich mir mit meiner Liebe.
Was frommt es, daß von Land zu Land' ich wand're?
Die Fremde gibt dem Herzen keinen Troſt.
Ob du die Demant-Kette der Cordilleras,
Ob du der Appenninen Roſenkranz
Um uns, und unſre Wanderſchaften ziehſt:
Die Herzen bleiben nah und lieben ſich,
Doch furchtbar hebt ein Thron und ein Schaffot
Sich zwiſchen gleich geſtimmten Herzen auf;
Und grauſam reißt mit Hoheit oder Schande,
Der Pöbelſinn die Seelen auseinander.

Johanna.

Mit fremden, widerſtreitenden Gefühlen
Umſtrickſt du mich! Wie ſoll ich dich erbitten?
Vom Untergange möcht' ich dich erretten,
Doch lähmt die Schüchternheit mir jedes Fleh'n.
Laß' ich dich zieh'n, ſo iſt es dein Verderben,
Will ich dich halten, ſprichſt du mir von Liebe,
Und Scham, und Sorge liegen ſchwer im Kampf.
So komm', du zarte Schweſter, helf' mir fleh'n;
Den Bruder halte feſt, der dich verlaſſen
Verlaſſen will, der ſeinen Namen dir

Verwaiſ'ten nun zum Erbe, ſeine Schande
Zur Morgen-Gabe hinterlaſſen will!

(wankt ab.)

Wyatt (nach einer Pauſe.)

Da ſteh' ich! — O zerreiße, Herz, zerreiße!
Dort zieht es ſchmerzlich hin, und dahin zieht es! —
Sie flieht; und alle meine Kraft iſt fort,
Mit der ich fliehend ihr zu trotzen dachte. —
O unglückſelige Stunde, wo ich kam,
Den Jubel trunkner Freunde heimlich fliehend!
Ein wüſter Taumel hob da meine Seele
Als wollt' er mich hinauf zum Himmel reißen.

(man hört ferne Kriegsmuſt und Lärmen.)

Was iſt das?

Achter Auftritt.

Wyatt. Arundel, (ſtürzt herein)

Arundel.

Verflucht, verdammt, die Unvorſichtigen! —
Es iſt das ganze Heer! — Schnell eil' hinab,
Durchs Hinterpförtchen, führ' ſie fort —! Ich muß
Das Schloß vertheidigen; — mich vor Verdacht
Verwahren bey der Königin! — Eil', eil'!

(ſtürzt ab.)

Wyatt.

So nah', so nahe! Klang und Ruf umrauschen
Wie eine Woge wachsend meine Seele!
Wer hält mich auf, wer hemmt der Hölle Ruf?
Johanna! Schwester! faßt mich, haltet mich
Es reißt in schwarzen Strudeln mich hinunter!
(Er sinkt zusammen.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer im Schloße.)

Erſter Auftritt.

Johanna am Fenſter; — Arundel, in dem Vordergrunde verhüllt, und in ſich gekehrt.

Johanna.

Drey lange Stunden iſt's nun ſtill geblieben. —
O dieſe Schreckensnacht vergeß' ich nicht!
Nun endlich! Durch die langen Fichten-Stämme
Auf jener Höhe blickt die Dämmerung;
Die Nacht legt ihre Fittiche zuſammen.

Arundel.

Was ſagt Ihr? — Wird's ſchon Tag? O Tag, du eileſt,
Du würdeſt zögern, wenn du Gutes brächteſt!

Johanna.

Die lieblichen Gerüche weht der Morgen
So lebensfrisch und kühlend mir herein.
Doch diese Stille ist mir fremd und traurig.
Kein Vogel singt! — Wie, hat die dumpfe Trommel,
Das heulende Geschütz, das Sturmgeläut'
Mit allen Schrekgeschossen Euch verjagt?

Arundel.

Sieht man noch Brandes-Röthe an den Wolken?

Johanna.

Nein, leicht vom Morgenroth' sind sie gefärbt.

Arundel (sich tiefer einhüllend.)

Die Angst erdrückt mir noch die schwache Brust.

Johanna.

Die Bäume träufeln still von Himmels-Thau:
Was weint ihr, Birken, in dem frühen May?
Am Tage steht ihr frisch und glänzend da!
So ich! —

Arundel (auffahrend.)

Sieht man noch keine Reiter nah'n?

Johanna.

Was sagt Ihr, Graf?

Arundel.

Sieht man noch keine Reiter?

Johanna.

Geht selbst ans Fenster! —

Ach ich meide fern
Hinaus zu ſchau'n! — Was darf ich wünſchen, was?
(ſetzt ſich ſeitwärts und verſinkt in Betrachtung.)

Arundel (gegen das Fenſter gewendet.)

Ich wag' es nicht! der Tag ſcheint mir entgegen,
Was kann ich hoffen von der kurzen Nacht?
Das Glück erſchaffen mußte ſie, und bringen;
Denn Unheil trägt der ſchadenfrohe Tag. —
Ich höre ſchon das Jauchzen all' der Neider,
Die längſt mir giftig an der Ferſe leckten,
Wenn ich gefangen in den Tower wandre,
Und ſie mir höhniſch da zu Richtern ſitzen. —
Verloren iſt die Schlacht: wär' ſie gewonnen,
Schon tauſend Boten hätten Sieg gerufen!
Und Wyatt iſt gefangen; und befreit ſich;
Er wähnt ſich zu befreien durch Verrath!
O meine Feinde kaufen theuer ihm
Die Schuld Arundels ab, die mich verdammt! —
Wie kann der Knabe auch den Tod erblicken?
Der Feinde Hohn iſt mir ſchon unerträglich,
Mir alten Manne: und von ihm verlang' ich,
Daß er das ſchwere Todsgeſpenſt mit Muth
Auf ſeine jugendlichen Schultern lade?
Das wird er nicht, und Alles muß ich fürchten. —
Pfui, Alter, ſchau' hinaus! Was fürchteſt du?
Die Reiter, die gefangen dich geleiten? —
Sey kühn; dann darfſt du auch das Kühne hoffen,
Und von dem Jüngling', daß er nicht verrathe!
Was ſeh' ich! — einen Reiter-Boten, Einen?
O Glück! —

(haſtig ab.)

Johanna

Johanna (erwacht aus ihren Träumen.)

Auch nicht bedauern, wenn er fiel?
Biſt du ſo ſtreng, Gebot; biſt du ſo ſtreng?
Wenn ihm die Königinn ein Grab vergönnt —
So manche Hügel heben ſich zu Bergen,
Es ſehnt das Herz ſich aus der Ebene;
Und dieſen kleinen Hügel, der den Freund
Mit ſeinem grünen Mantel kühl umfaßt,
Ihn darf ich nicht beſuchen, nicht benetzen
Mit einer Thräne, die ein Hälmchen anfriſcht:
Am Arm' des Gatten ſuch' ich ferne Berge,
Ein buntes Launenband zieht mich hinauf;
Er tadelt's nicht; und darf es ihn denn ſchmerzen,
Daß ich mit ihm den kleinen Wall beſuche,
Der Gottes und der Könige Gränze ſcheidet;
Wenn mich die ſanfte Dankbarkeit dahinzieht,
Die ich, wie jede Schuld, mit dem Gemahle,
Für den ſich Wyatt opfert, theilen muß? —
Mit dem Gemahle? —
Ach ich ſteh' allein! —
Doch ſoll ich ſtrenger ſo die Pflichten tragen? —
Und wenn mir jede Laſt des Lebens heimfällt,
Darf ich die Schuld der Dankbarkeit verſchmäh'n,
Weil der Gemahl ſie nicht entrichten kann?
Nein, käm' auch Wyatt lebend aus dem Kampfe,
Dem edeln Muthe bleibt das Herz verpflichtet,
Und diesſeits ſeinem Grabe ſteht die Pflicht:
Ich müßte ſtatt des Gatten ſie beweiſen.
Denn Alles hat er ja für uns gewagt!
So zärtlich auch ſein Herz den Tadel floh:
Ein Höllen-Wagniß lud er auf die Bruſt.
Des Lebens Blüthe, der Talente Keim

Warf er dahin; und nicht der Kön'ge Fluch,
Der Nachwelt Richteramt hat er gefürchtet,
Da er mit ſtarker Seele an dem Freund'
Gehangen. —
So nicht hätt' er ſterben ſollen!
Wenn ihn ein Jugendwahn zum Frevel trieb,
Im langen Leben konnt' er Buße thun;
Der Thaten goldne Aerndte könnt er einſt
Auf dieſe ſchwarzgebrannte Stätte ſtreu'n!
Ja käm' er aus dem Kampf', zu beßern Thaten
Wollt' ich mit dankendem Gemüth ihn treiben,
Und leichter würd' ich dann mein Schickſal tragen.
Wo iſt der Graf? —

Zweiter Auftritt.

Johanna. Patty.

Patty (eilt in ihre Arme.)
Ach liebe, liebe Lady! —
Ihr laßt mich ſo allein! Am Krankenbett'
Allein die ganze Nacht!

Johanna.
Haſt nicht geſchlafen?

Patty.
Ach hätt' ich ſchlafen können dieſe Nacht?
Nur einen Augenblick war ich entſchlummert,
Doch wilde Träume ſcheuchten mich zurück.

Ein schrecklich Wasser, schien mir's, brauf'te um uns;
Die ganze Gegend hatt' es überschwemmt,
Und schlug mit dunkeln Wogen an den Berg.
Wir schrie'n, mein Bruder, Ihr, und ich mit Guilford,
Und klimmten angstvoll über Fels und Busch.
Das Wasser wuchs, und netzte uns die Ferse;
Doch stieg es nicht zum höchsten Gipfel auf,
Wo wir im schmalen Raume ängstlich saßen.
Und nicht so lange schauten wir hinaus:
Die Wolken gingen tiefer an den Hügeln;
Da fuhr der arme Guilford schreiend auf;
Wir faßten ihn, wir wollten ihn beruhigen,
Am Kleid', am Arme hielten wir ihn fest;
Doch mächtig schlug er aus mit starken Fäusten,
Und stieß vom schmalen Felsen uns hinunter,
Und schwere Felsen-Stücke rollten nach.
Angstvoll erwacht' ich: und von London her,
Wie ein Gewitter brauf'te das Geschütz.

Johanna.

Die Sorge in der Brust, der Lärm der Welt
Erzeugen leicht so schauervolle Bilder. —
Schläft der Gemahl, daß du herüber kömmst?

Patty.

Er schläft; die ganze Nacht schloß er kein Auge;
Jetzt schläft er fest. Ich weiß das gleich.

Johanna.

Du weißt es?

Patty (lächelnd und eifrig.)

Sonst hab' ich ihn nur furchtsam angeschaut;

Das wilde Spiel der Züge schreckte mich.
Doch wenn der Schlaf die starren Augen deckte,
Da pflegt' ich nah und näher ihm zu rücken.
Ich sah ihn gern: so gut ist sein Gesicht.
Gleichgültig war mir's sonst, wo er gesund war;
Jetzt les' ich aus den lang beschauten Zügen
Mir unempfundene Gefühle auf;
Sie scheinen wohl so fremd und doch so lieblich;
Am Meere schein' ich mir zu steh'n, das oft
Im wilden Sturme seltne Gaben auswirft. —
Wenn Ihr mit Angst nach seinen Wünschen forschtet,
Sein Fordern zu enträthseln nicht vermochtet,
Daß große Thränen Euer Auge füllten;
So riß mir's tief in's Herz: und seht, ich dachte,
Mit Freuden dacht' ich, daß ich lernen könnte,
Der Mienen fremde Sprache zu versteh'n;
Und ich belauschte seinen Schlaf, sein Wachen. —
Nicht wahr, dann muß ich Euch recht theuer seyn,
Wenn ich Euch Alles nun erklären kann,
Was er im Wahnsinn oft verworren spricht,
Und Euch die vielen Schmerzens-Thränen spare?
Dollmetscherin bin ich dann Eurer Liebe;
Und über jenes wilde Element,
Das Euern Boden auseinander riß,
Vermag ich, Euch mit leichter Hand zu schiffen.
Ihr würdet fremd Euch werden, Ihr und Guilford,
Weil Ihr Euch nicht versteht: und das verhüt' ich;
Dafür könn't Ihr mich nicht entbehren, nicht wahr?

Johanna (für sich.)

Wie unerforschlich die Natur erschafft!
Dieselbe Freundlichkeit um Aug' und Mund;

Der Worte Säuseln auf der holden Lippe,
Hat hier die Schweſter, wie's der Bruder hat,
Und theurer wird mir ſtets das holde Mädchen.

Patty (für ſich.)

Ach tief empfindet ſie's, wenn man von ihm
Erzählt. — Ja wer ihn liebt, der fühlt's auch tief!
(laut.)
Seht, darum weiß ich, wenn er feſter ſchläft;
Da liegt es ſtill und freundlich auf dem Antlitz,
Und alte Züge kommen ſacht hervor,
Wie Waſſer-Roſen aus der heitern See.
Doch anders iſt es, wenn er heftig träumt:
Wie ſchwarze Ungeheuer, die ſich tief
Vom Grund' erhebend, ſtark die Fluth bewegen,
So zucken Krämpfe auf dem Angeſicht'.

Johanna.

Hat er den Lärm bemerkt in dieſer Nacht?

Patty.

Ja freilich! Und er ſchien beſonnener;
Es war, als wacht' er auf aus ſeinen Träumen,
Wenn das Geläut der Gegend, wenn die Trommeln,
Und wenn des Kampfes Donner lauter klangen.
Das äußere Geräuſch zerſtreut ihn gern;
Ich hab' es längſt bemerkt, und wenn ihn ſonſt
Die innern Gluten heftig überfielen,
So macht' ich tanzend Lärm vor ſeinen Sinnen,
Verrückte Tiſch und Stühle um ihn her:
Und ruhiger ward immer ſein Gemüth —

Johanna.

Haſt du ihm auch erzählt, was um uns vorging?

Patty.

Ihr seht mich ängstlich an! Hab' ich denn nicht
Gedurft?

Johanna.

Verboten hab' ich's nicht; wer hätt's
Erwartet?

Patty.

Nun, weil's nicht verboten war —

Johanna.

Schien er zu fassen, was du ihm erzähltest?

Patty.

Ich glaube! Heftig fragt' er mehr und mehr;
Doch manches hab' ich nicht begriffen, was er
Im Wechsel des Verstands, des Wahnes sprach.

Johanna.

Du fragst ja nicht nach deinem Bruder, Patty!

Patty.

Ach, liebe Lady, habt Ihr nichts gehört?

Johanna.

Noch keine Trostes-, keine Schmerzens-Kunde!

Patty.

Wär' er daheim geblieben, froh im Hause
Wo ihn das Leben weich im Schooße hielt
Und alle Mordgeschoße von ihm wehrte!
O hätt' er doch dem Fleh'n, den sanften Armen

Gehorchet, die ihn hielten! — O daß Guilford
Uns fremd war! — Was sind schwache Frauen-Arme?
Es hätte fester ihn der Freund gehalten.

Johanna.

Du klagst? Von Hoffnung solltest du nur reden!

Patty.

Ach unserm Kranken darf ich es nicht sagen:
Es könnt' ihm schädlich seyn, wenn er's verstände!
Ich bin betrübt, und heiter muß ich scheinen;
Sonst war ich's, wenn ich's schien! Nun soll ich Freud'
Und Schmerz, die feindlichen, im Busen tragen!

Johanna.

Noch klage nicht! Dann theil' ich deine Schmerzen,
Wenn jede Hoffnung schwindet, daß dein Bruder
Uns lebend blieb.

Patty.

Guilford soll nichts erfahren.

Dritter Auftritt.

Vorige. Arundel.

Johanna.

Ihr seyd's? Habt Ihr noch nichts gehört, noch
Nichts?

Arundel (zögernd.)

Der Bischof Gardiner, läßt sich verkünden.

Johanna.

Der Biſchof? —

Arundel.

Ja! — Ihr wußtet, daß er kömmt.

Johanna.

Ich wußte — ja! — Doch jetzt —
Ihr ſeyd ſo ängſtlich?

Arundel.

Die Ungewißheit. —

Johanna.

Welche Ungewißheit?
Herrſcht nicht Maria, wenn der Biſchof kömmt?
Wer meldet Gardiner? —

Arundel.

Ein Reitender!

Johanna.

Und was erzählt er?

Arundel (nach einem Kampfe.)

Alles iſt verloren!

Johanna.

Verloren —

Patty.

Alles —

Johanna.

Alles?

Patty.

Ist verloren!

Johanna.

Und — Patty — nenne du — den Bruder —

Patty.

Graf?

Arundel.

Gefangen war er, —

Johanna.

Jesus!

Patty.

War er? Nun —

Arundel.

Er ist entfloh'n; die Wache war ihm günstig,
Es waren alte Freunde die ihn führten,

Johanna.

Entfloh'n! — Gott, Gott! du hast ihn noch erhalten!
O schütz' ihn fürder, daß er glücklich sey! —

Arundel.

Der Carew trägt die Schuld: im wilden Eifer
Brach er zu früh mit seinem Zuge auf;
Die Bürger Londons zogen sich zurück,
Weil sie von diesem Haufen wenig hofften,
Und als nun Wyatt durch die engen Gassen,
Den Towre zu erstürmen zog, ward er

Verlaſſen; Graf von Pembrock ſchloß ihn ein
Mit Gräben und mit Ketten; wüthend kämpft er;
An ſeiner Wuth bemerket man den Führer,
Der endlich matt, und leicht verwundet, ſinkt,
Und nun gefangen, neue Gönner findet.

Patty.

Ihr wißt nicht, lieber Graf, wohin er floh?

Arundel (zu Johanna gewendet.)

Bald wird der Biſchof hier ſeyn, hört!
Man weiß,
Maria weiß, daß er der Führer war;
Sie hatte ihm vergönnt, bey Euch zu leben;
Weil er katholiſch iſt, ſo hoffte ſie,
Daß er für ſeinen Glauben Euch gewänne.
Jetzt hat er die Verſchwornen angeführt,
Er lebte um Euch; regt das nicht Verdacht? —
Was wollt Ihr thun? — Um Eure Wohlfahrt gilt's!
Wir ſagen, daß er in der letzten Zeit
Abweſend war: wir wiſſen weiter nichts.

Johanna.

Nun wohl! —

Arundel.

Auch du mußt alſo ſagen, Patty!

Patty.

Mein Bruder war ja aber hier!

Arundel.

Er war
Auch fort, und daß er fort war, mußt du ſagen.

Patty.

Ich ſage lieber nichts!

Arundel.

Entfernet ſie, —
Johanna! Dieſe ſchafft uns Unheil! — Euch!

Patty.

O lieber Graf! Das will ich nicht! Ich lieb' Euch,
Ich lieb' Euch alle! — Weh' mir, wär' ich Schuld,
Daß Unheil über Eure Tage käme;
Ich könnte nicht mehr beten, nicht mehr ſchlafen;
Im tiefſten Boden würd' ich mich vergraben,
Denn unwerth wär' ich, Gottes Licht zu ſchau'n! —
Was ſoll ich thun! Du heil'ge Mutter Gottes,
Mir iſt ſo bang! —
Der Bruder ſagte mir,
Er zöge, für Eliſabeth zu kämpfen,
Weil unſre Königin unwürdig ſey.
Deß hab' ich mich gefreut, denn Euch o Lady,
Hat ſie das jammervolle Loos bereitet.
Und jetzt! Soll ich denn anders ſagen? Muß ich?

Arundel (zu Johanna.)

Sonſt weiß ſie nichts?

Johanna.

Er hat ihr nichts geſagt;
Er weiß, daß es nicht lügen kann, das Kind!

Arundel.

Ich küße dich, du gutes Kind, ſey ruhig!

(für ſich)

Das hat die halbe Angſt von mir geladen!

(zu Johanna.)

Ihr wißt, was Ihr zu fürchten habt: ſorgt nun
Für Euer eignes Heil; Ihr ſeht, ich ſorge!

Johanna.

Ich dank' Euch! —
Wie's auch in mir ſtürmt und wogt,
Ich muß hinaus, den Biſchof zu empfangen;
Die ſchwere Pflicht der Freundlichkeit zu üben.
O möchten leichte Blicke ihn gewinnen,
Daß er nicht tiefer in das Herz mir forſche.
Indeſſen ſorgt, o Graf, und ſucht nach Kunde,
Wo unſer armer Wyatt traurig irre. (ab.

Arundel (für ſich.)

Für ihre eigne Wohlfahrt mag ſie ſorgen,
Dann ſorgt ſie auch für meine Sicherheit.
Geſteh'n mag ich ihr nicht, wieviel ich ſelbſt
Gewinne; ſie würde ſonſt in meiner Angſt
Sich Troſt und halbe Ruhe ſuchen: Nein,
Ich hab' das erſte Recht zu dieſem Vortheil.

Patty (für ſich.)

Ich fürchte nur, wenn ich ihn fragen will —

Arundel (halb laut einfallend.)

Elender Vortheil! — Schlechter Menſchenſinn,
Der weicher an dem Strick zu hängen wähnt,
An dem des Bruders Todesangſt noch klebt!

Patty.

Seyd Ihr nun, lieber Graf mit mir zufrieden?

Arundel.

Du biſt ein liebes Kind! — Wenn man dich fragt,
So ſag': ich weiß nicht, was im Haus geſcheh'n;
Fragt man dich ſtrenger, ſo berufe dich
Auf das, was dir der Bruder früher ſagte.

Patty.

Ich ſage, daß ich mich um nichts bekümmert,
Und unſern Guilford ſtets bewachet habe.

Arundel (für ſich.)

Ja forſchen muß ich, wo er weilet, Wyatt:
Denn Alles gilt mir das für meine Ruhe.

Patty (leiſe.)

Er ſinnet ſtill, ich will ihn leiſ' verlaſſen. —

Arundel.

In Schottland hat er Freunde — Sollt er wohl —
Wie find' ich aber Wege —

Vierter Auftritt.

Vorige. Wyatt, (kömmt furchtſam in Bauerntracht verhüllt.)

Patty (ihm begegnend.)

Ach der Bruder!

Arundel.

Was macht Ihr! Gott — um Gottes willen — Wyatt?

Wyatt (ängſtlich.)

Iſt Jemand Fremder hier? —

Arundel.

Sah Euch kein Diener?

Patty.

Wie biſt du denn gekleidet, lieber Bruder?

Arundel.

Sah Euch denn Niemand? —

Wyatt.

Ich bemerkte Niemand.
Aus dem Gebüſche ſah ich, daß man zahlreich
Sich vor des Hauſes Thor verſammelte;
Ich ſchlich zum Seiten-Pförtchen da herauf.

Arundel.

Ihr wagt es kühn; ſetzt unſer Heil aufs Spiel!

Wyatt.

Verzeiht, ich wäre bis zur Nacht im Wald'
Geblieben: doch der Augenblick ſchien günſtig.

Arundel.

Wenn man Euch hier entdeckt?

Wyatt.

Man ſucht mich hier nicht!

Patty.

Seyd ruhig, beſter Graf; wir bergen ihn! —
Es iſt recht gut, daß du gekommen biſt:
So ſind wir doch nicht bang, wie dir's ergeht.

Arundel.

Du fliehest die Gefahr, und bringſt ſie uns!

Wyatt.

Ich will nicht bey Euch bleiben. Nur so lang
Vergönnt dem Flüchtigen ein stilles Obdach,
Bis die Verfolger sich ermüdet haben,
Die rastlos alle dunkeln Pfade suchen.
Seyd mir nicht abhold, wie das Glück mir war!
Bey Gott! ich bin nicht feig gewesen, Graf!
Im Kampfe dacht' ich nie an eitle Rettung;
Und ob ich auch des Glückes Zorn geahnet,
Ich hegte nie den Vorsatz, heim zu kehren.
Nein, wie ich kühn gewagt, so wollt' ich büßen,
Und muthig jeden Richterspruch vernehmen.
Doch ach! des Augenblickes Geister herrschen,
Und zieh'n mit Furcht, mit Sehnsucht, oder Wehmuth,
An dunkeln Banden unsre Seele fort.
So fühlt' ich rückwärts meinen Blick gezwungen,
Wie fest ich auch der Nacht entgegen trat,
Die mir ein grauses Hochgericht erbaute.
Bekannte Bilder winkten mir in's Herz;
Der Schwester und der Freunde Schatten blickten
Mit Wehmuth aus den Nebeln meiner Zukunft:
Da stießen mich die Wächter sanft zurück,
Als schon des Towers schwere Thore rauschten;
Ich folgte einer unerflehten Macht,
Die mich mit starkem Arme zog und lenkte;
Und will in fremdem Land' ein Grab mir suchen.
Nur wenige Tage gönnt mir Euern Schutz.
Noch einmal will ich Freund und Freundin schau'n,
Dann öffnet mir um Mitternacht das Thor,
Daß ich hinaus die weite Welt besuche.
Kein Mond verrathe mich, und keine Tapfe
Im abgestreiften Thau, wenn ich entfliehe.

Nach dunkelm Forst' will ich die Schritte wenden;
Auf jede Quelle lauschen, die mich labt;
An stillen Hütten, an entlegnen Höfen
Will ich nach Brode fragen, wenn mich hungert.
Wo Keiner nach des Wandrers Namen forscht,
Will ich um Herberg' flehen für die Nacht,
Die wiederkehrend meine Jahre schnürt,
Bis welk ihr Kranz um meine Schläfe hängt,
Und schwer das müde Haupt herunterzieht.

Patty.

Ich halte dich; ich laß' dich nicht hinaus:
Gott wird die Arme stärken, die dich halten.

Wyatt.

Ihr seht, mich trieb nicht feige Lust zu leben,
Als ich die Zukunft auf die Schulter nahm,
Die meinem Grab' nicht schwer geworden wäre.
Doch eine Freundin hab' ich, eine Schwester,
Und Euch, der mich mit Sohnes Namen nannte:
Und in der Gegend, wo ihr Theuern lebt,
Da bau' ich meinem Namen kein Schaffot;
Daß, wenn ihr traulich in Gesprächen geht,
Und mir, dem fernen, eure Wünsche betet,
Ihr ängstlich nicht den Pfad vermeiden sollt,
Wo meiner Strafe Moder giftig weht.

Patty.

O Bruder, Bruder! Niemand stößt dich fort!
Ach weinen muß ich, und was soll ich weinen? —
Ich laß' dich in die Fremde nicht hinaus;
Bey uns verbleib', verborgen Tag und Nacht.
Was ist es, wenn du frey bist in der Ferne;

Was iſt das für ein Blick auf fremde Aecker? —
Verſteckt biſt du bey uns, doch nicht vergraben:
Die Sterne darfſt du ſchauen, und den Mond
Und Licht und Frühlingshauch kömmt dir durchs Fenſter,
Sind wir nicht auch gefangen? Für dein Leben
Wird ſtill geſorgt, und wir, wir ſind dir Alles.
Und kömmt ein andrer König auf den Thron,
So biſt du nahe, wenn die Freiheit ruft.

Arundel.

Das läßt ſich jetzt nicht überlegen. Wohl,
Du biſt nun hier, drum halte dich verſteckt,
Damit ich glaube, daß du willſt verſteckt ſeyn. —
Mich ruft der Dienſt, ich ſchließ' dich aber ein,
Damit dich kein verräth'riſch Auge finde.
Komm', folge mir! (zur Seite ab, Patty folgt.)

Fünfter Auftritt.

Pack (ſchleicht lauſchend herein.)

Wenn ich's nur ſicher wüßte, ob er's war? —
Er war in Bauerntracht; natürlich: — Flüchtling!
Ich lauſch' ein wenig; — oder frage Patty.
Wenn's ihr noch nicht verboten iſt, ſo ſagt ſie's. —
Es ſteht ein liebes Kopfgeld zu verdienen.
(ſetzt ſich)
Du Dummkopf du! Was willſt du lange lauſchen?
Das liebe Goldchen wird ja ſchimmelig. —
Ich ſag's dem Grafen, der läßt gleich das Haus
Durchſuchen. — Was wird der die Augen ſperren,

Wenn ichs ſchon wieder weiß. „Der Teufelskerl!“
Vom Kopfgeld biet' ich ihm die Hälfte an;
Er nimmt's nicht! Gott bewahr', das thut er nicht. —
Wer kömmt? —

Sechster Auftritt.

Pack. Arundel, (kömmt zurück.)

Pack.

Pſt — pſt — Herr Graf! —
Ein Wörtchen von Gold!
Der Wyatt iſt im Haus, ich weiß gewiß! —
Ja wundert Euch nur! Hört: halb Part das Kopfgeld!
Sucht gleich im Hauſe, daß er nicht entwiſcht. —
Der Biſchof kömmt, der läßt ihn gleich ergreifen,
Und zahlt auch hübſch heraus! — Halb Part! —

Arundel (indem er ihn mit dem Schwerte erſticht.)

Da haſt du Alles, Unglücksvogel.

Pack.

Mord! (er ſtirbt.)

Arundel.

In ſolchem Koth' ſoll ich zu Grunde geh'n? —
So geht's, wenn man dem Biſchof beichten will. —
Jetzt bin ich ruhig: — hier liegt der Verrath! —
Komm', unbegraben ſollſt du modern, komm'.
(zieht den Leichnam ſeitwärts ab.)

Siebenter Auftritt.

(Großer Saal im Schloſſe.)

Johanna mit ihren Frauen; Gardiner, dem mehrere Lords folgen, die ſich mit den Frauen im Hintergrunde gruppiren. — Später miſcht ſich Arundel unter ſie.

Johanna.

Willkommen heiß' ich Euch in dieſen Sälen,
Die ſich mit alter Heiterkeit eröffnen.
Ich floh ſie, enge Zimmer ſucht' ich auf,
Wo ich mit meinem Gram' vertrauter war.
Euch ſeyen ſie geöffnet, edler Biſchof,
Damit ich Euch das Heiterſte im Hauſe,
Die Trauer-Oede zu erhellen, biete.

Gardiner.

Ich kenne dieſe Trauer, doch erſtaun' ich!
Wie bleibt in dieſer Abgezogenheit
Die Blume Eurer Schönheit ſo gefärbt?
Sie blühte nicht im Sonnenſtand des Glückes
So fröhlich, als ich ſie jetzt finden kann.

Johanna.

Es iſt ein Strahl von Eurer Herrlichkeit,
Hochwürd'ger Kanzler, der mich ſchnell erheitert.
Ich ſorge, daß ich ja ſo fröhlich ſey,
Als Eure Sendung es erheiſchen mag. —
Wenn man vor alter Zeit den Hartbedrängten
Der Palmen Zweig, ein Friedens-Zeichen, wies:
Was kann uns jetzt mit ſolchen Hoffnungs-Winken
Entgegen kommen, als des Prieſters Antlitz,
Das Frieden und Gerechtigkeit vermittelt.

Gardiner.

Ja, wie durch Wolken scheint der Priester Antlitz,
Ein Zeichen, daß der Himmel sich verklärt;
Besonders heut, nach diesem Sturm der Bosheit,
Den meine große Königinn vergiebt,
Da sie so gnädig der Verräth'rin Haupt
Verschont.

Arundel (zu Johanna.)

Der Bischof meynt Elisabethen.

Gardiner.

Wen könnt' ich sonst wohl meynen, Graf?

Arundel.

Sie weiß nicht —
Herr Kanzler. —

Gardiner.

So? Noch ist Euch Alles fremd?

Johanna.

Ich habe —

Arundel.

Nur den Lärm hat sie vernommen;
Denn hier vorüber zogen die Verschwornen.

Gardiner.

So waltet Gottes Gnade über Euch,
Und hat Euch die Gefahr und Angst verhüllt:
Denn Ihr war't schwer bedroht, Lady Johanna;
Der Königinn Zorn.

Arundel (ängstlich.)

Wie meynt Ihr —

Gardiner.

Nun Ihr wißt doch,
Daß Wyatt jene Böſewichter führte?

Johanna.

O Gott! —

Gardiner.

Mit Recht erſchreckt Ihr! —

Arundel.

Sie erſchrickt nur
Vor der Gefahr des Argwohns —

Gardiner.

Ja, das meyn' ich.
Doch wiſſen wir jetzt, daß Graf Devonſhire
Für ſich, und für die königliche Schweſter
Des Hochverräthers Uebermuth gewann,
Und ihn mit reichem Gold zum Frevel lockte.

Johanna (für ſich.)

O Schmerz! Mit ſolchen Namen nennt man ihn!

Arundel.

So freut Euch, gnäd'ge Frau; ein guter Geiſt
Hat den Verdacht von Euerm Haupt gewendet
Und Eure Treue kennt die Königinn!

Gardiner.

Ja wär't Ihr falſch geſinnt, Ihr hättet leicht

Den feilen Böſewicht gewinnen mögen,
Daß er für Euch die Schandthat unternommen.

Arundel (zu Johanna.)

Mit tiefem Blick' vertheidigt Euch der Biſchof.
(zu Gardiner.)
Eliſabeth wird der gerechten Rache
Der Königinn nun nicht entgehn?

Gardiner.

Großmüthig bleibt die Königinn geſinnt.

Arundel.

Hat Wyatt ſelbſt bekannt?

Gardiner.

Er iſt entfloh'n.

Arundel.

Entfloh'n?

Gardiner.

Doch wird der Böſewicht verfolgt.
Ein ſchweres Höllenloos trägt er auf Erden:
Der Könige Zorn verfolgt ihn durch das Leben;
Und flieht er, unerreicht, durch alle Wüſten,
So folgt ihm jenſeits noch der Prieſter Fluch.
Denn darum hat der Himmel weislich uns
Die Macht verlieh'n, zu binden und zu löſen,
Daß die Beſchränktheit unſers ird'ſchen Amts
Durch hohe Himmels-Gnad erweitert ſey.

Arundel.

Und wie erfuhr't Ihr, daß Eliſabeth —

Gardiner.

Durch die Gefangnen! Alles weiß Maria.

Arundel (mit leisem Spotte.)

Was könnte sich vor Eurer Weisheit bergen? —
Maria's Glück, und Eure Klugheit freu'n mich!

Gardiner.

Und mich erfreut's, der Freude Botschaft Euch
Zu überbringen, und der Gnade meiner Fürstin,
Die beim Zusammenfluß' der tausend Wünsche,
Zu Sieg und Hochzeit Eurer nicht vergißt.

Johanna.

Mag Eure Herrlichkeit zu jedem Glückwunsch'
Der Königinn auch meine Wünsche bringen!
Und wenn ich Euerm freundlichen Benehmen
Mit jeglichem Vertrau'n entgegen komme:
So hoff' ich, daß mir Eure Herrlichkeit
Zu diesem Auftrag' noch den zweiten gönnen,
Der Königinn Befehl, wornach mich hier
Der edle Graf bewacht, ist Euch bekannt.
Das streng Befohlne hat er streng geübt.
An's Dämmerlicht des Tages und des Trostes
Muß der Gefangne langsam sich gewöhnen;
Und Aug' und Herz erweitern sich gemach,
Die seltenen Strahlen sparsam zu gewinnen.
Drum war's schon Trost, in seinem Blick zu schauen,
Daß ihm die Pflicht gebiete, nicht die Lust. -
Ich hab' sein Mitleid nicht mißbraucht, geduldig
Sucht' ich den kleinen Trost mir zu verdienen.
Das schmale Gräschen hegt sich der Gefangne,

Das zwiſchen ſeinem Gitter ſpärlich grünt;
Denn nicht in breiten Ranken zieht der Tag
Ihm ſeine Freuden an den Stäben auf.
Und weh' ihm, wenn er noch das kleine Moos,
Zum Hoffnungsbaum' zu zwingen, ſich verdirbt!
Bezeugt mir Graf, was ich geſagt und wenn Ihr's
Bezeugt: ſo hoff' ich, edler Biſchoff, dann,
Daß Ihr's der Königinn zu rühmen wißt,
Damit ſie mir des ſchweren Lebens Laſt,
Die ich ſo lang getragen, bald erleichtre.
Ich zweifle nicht an Euch, nicht an Maria.
Euch iſt es ſüß, das Mittleramt zu üben,
Wie Euer Kleid, und Eure Würde fordern;
Und vieles hoff' ich von der Königinn,
Die mir durch Eure Sendung viel verheißt,
Daß ſie vor jeglicher Vertheidigung
Die Schwere des Verdachts von mir genommen;
Daß ſie von ihrem Sieg' mir Nachricht ſendet:
Das will ich mir als halbe Freyheit denken,
Denn zwiſchen der Gefangenen und ihr,
Der Herrſcherin, kann nichts gemein ſeyn.
Und iſt nun Hoffnung eine große Gabe:
So ſagt ihr, daß ich ſie mit Dank' empfange;
Daß ich, nicht trotzend auf Gerechtigkeit,
Als Gegengabe gern, was in dem Kerker
Zu haben iſt, die Bitte überſende. —

(Indem ſie ſich entfernen will.)

Wenn's Euere Bequemlichkeit verſtattet,
So mag der Graf Euch zur Geſellſchaft bleiben.

Gardiner.

Verweilet Lady, denn mein Auftrag iſt
Noch nicht geendigt.

Eurer Bitte komm' ich
Mit einem Wunsch' der Königinn entgegen.
Die Feyer der Vermählung naht heran;
Das Volk sieht schon dem Schiff' entgegen, das
Den hohen Bräutigam auf stolzen Wogen trägt;
Und laute Feste will der Pöbel, der
Sich nur am bunten Tage freuen kann.
Doch fürchtet meine Königinn, daß Pracht
Den reichen, ruh'gen Spanier nicht reize,
Und wünscht den frommgesinnten freudiger
Mit einer heil'gen Handlung zu empfangen,
Und so des Himmels Blicke segensvoll,
Für sich und für ihr Volk herab zu lenken.
Hierzu hat Euch die Königinn erkohren;
Ihr sollt die Schwester ihr ersetzen, die
Sich früher schon vom königlichen Hauf',
Und jetzt von ihrem Herzen sich getrennt hat.

Arundel.

Ach! diese Großmuth überrascht mich!

Johanna.

Und mich! —

(Pause.)

Gardiner.

Es hängt von Eurer Fügung ab —

Johanna.

Und was begehret meine Königinn?

Gardiner.

Das ist der Inhalt meiner Sendung. Aber

Er geht nicht Euch, er geht auch Guilford an,
Und beiden muß ich ihn eröffnen!

Arundel.

Guilford?

Johanna.

Mein Gott —

Gardiner.

Ja! — Zwar Ihr allein empfinget mich;
Ich überſah's, ich achte Eure Gründe;
Doch wißt Ihr nun, daß ich an Euch und Ihn'
Geſendet bin.

Johanna.

Nicht aus Nachläßigkeit —

Gardiner.

Ich glaub's! —

Johanna.

Guilford iſt krank —

Gardiner.

Iſt krank? — Seit wann?

Arundel.

Ihr zweifelt? — Doch ich muß es Euch bekräftigen.

Gardiner.

Nun wohl: So führt mich zu ihm!

Johanna.

In der Faſſung —
Er iſt nicht vorbereitet. —

Gardiner (zu Arundel.)

Meldet mich.

Arundel.

Ich weiß nicht —

Gardiner.

Wie, Ihr zögert? Seyd verlegen?

Johanna.

Was ſcheint Euch denn verdächtig? Glaubt Ihr denn —

Gardiner.

Ich glaube nichts; doch täuſcht Ihr mich auch nicht.

Johanna.

Was! Täuſchen? — Wenn ich ſage, müßt Ihr glauben!

(Mit Würde.)

Ich muß mein Anſehn geltend machen, Biſchof;
Ihr ſeht ihn nicht; Ihr könnt ihn jetzt nicht ſeh'n!

Gardiner.

In welchem Tone ſprecht Ihr? Seyd Ihr noch
Die Königinn? — Vergeßt nicht Euern Kerker!
Ich will ihn ſeh'n; ich laß' das Haus durchſuchen —

Johanna (kalt.)

Wer ſucht der findet! —

Gardiner.

Weh! wenn ich nicht finde!

Arundel.

Was könnt Ihr glauben?

Gardiner.

Wer jetzt nicht im Hauf' iſt,
Der ſtehet draußen bey der böſen Sache!

Johanna.

O des Verdachtes!

Arundel.

Lady, laßt ihn bringen!

Johanna.

Geht bringt ihn, bringt ihn!

Gardiner.

Geht, rechtfertigt Euch! —
(Arundel ab.)

Johanna.

Ich fühle tief, daß ich gefangen bin,
Denn jede Schmach muß ich erdulden!
Ach dieſer kleine Troſt wird mir vergiftet,
Daß ich allein mein größtes Unglück kannte.
Der Welt wird es nun Preis gegeben, ach
Die Lüfte ſtreuen meinen Jammer aus,
Und alle Menſchen flieh'n vor meinem Dache! —
So wißt es denn, und ſagt's der Königinn:
Die Strafe, die ſie ſchwer auf uns gehäuft,

Sie hat des Gatten zarten Sinn erdrückt;
Wahnſinnig leidet er, und leidet ſchuldlos!

Die Lords.

Wahnſinnig! —

(Pauſe.)

(Man hört Guilford von Auſſen ſingen.)

Johanna.

Da kömmt er! Laßt das Antlitz mich verbergen,
Damit ich nicht das Hohngelächter ſchaue!

Achter Auftritt.

Vorige. Guilford, von Patty geführt. Arundel.

Guilford (in ſingendem Tone.)

Ich ging einſt einen Frühlings Tag, *)
Wo Alles ſchön und luſtig lag,
Kam an ein einſam Sommerhaus
Ein liebes Mädchen trat heraus;
Und weint' und ging und ſang betrübt:
Ach wer hat je, wie ich, geliebt?

(während des Singens bedeutet Arundel Patty hinauszugeh'n, und ſie thut es zögernd.)

Die Lords.

O welchen Jammer ſchauen wir! —

Guilford.

Saul hat die Tauſende geſchlagen; David
Zehntauſende.

*) Volkslieder von Herder.

Gardiner.

Was will er damit ſagen?

Guilford.

Ihr ſeyd doch der Feldpater, ſchwarzer Herr? —
Hat Wyatt denn geſiegt?

Arundel (ängſtlich.)

Komm', armer Mann,
Dein Wahnſinn ſchmerzt den edlen Biſchof; komm!

Gardiner.

Halt! Laßt mich hören!
(zu Guilford.)
Was ſagſt du von Wyatt?

Guilford.

Sie ſchrie'n Eliſabeth: ſie wiſſen nicht,
Wie meine Frau heißt. —

Arundel (Guilford bei dem Arm faßend.)

Komm' du Fieberhafter!

Gardiner (hält Guilford beim andern Arme.)

Halt! Seine Worte, Eure Haſt ſind mir
Verdächtig!

Guilford (reißt ſich von Arundel los.)

O ich folg' Euch ſchwarzer Herr:
Ihr könnt von meiner Frau mich trennen, denn.
Mit Königen will ich keine Kirſchen eſſen.
Ich mag kein Brod vom Wyatt!

Johanna.

Großer Gott!

Gardiner.

Ha welches Licht! — Das führt zu meinem alten Verdacht zurück!

Arundel (Gardiner faſſend.)

Wahnſinnig iſt er Biſchof!

Gardiner.

Wahnſinnig, ja! drum kennt er kein Geheimniß! — He Wache! He, man ſoll das Hauß umſtellen!

(Mehrere Lords rennen ab.)

Johanna.

O Himmel ſchauerlich ſind deine Wege!

Guilford.

Ich ging einſt einen Frühlingstag,
Wo Alles ſchön und luſtig lag —

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(Enges Zimmer im Schloße.)

Erſter Auftritt.

Arundel. Wyatt. Johanna. (ſitzt ſeitwärts und weint verborgen.)

Arundel.

Was kann das frommen! — Schwer muß dir das Herz ſeyn,
Doch unſ're Sicherheit verlangt die Flucht;
Und dieſe Nacht, die mit Gewölk heranzieht,
Verhält die Wege, und geleitet dich,
Verwahr' die Briefe nur, die ich dir gab,
Und Jeder, der dich nicht an der Geſtalt
Erkennt, vertraut dem Siegel und der Schrift,
Und fern von London wird dich Niemand kennen.

Wyatt.

Lebt wohl! — Geheimes wollt Ihr mir verbergen;
An Euerm finſtern Auge ſchau' ich es:
Doch forſchen will ich nicht; ich will es glauben,
Daß ungern mich die Vaterhand vertreibt.
Lebt wohl, und möcht' ich Euer graues Haupt
Noch einmal ſchauen, eh' Ihr ſterbt
Lebt wohl!

Arun-

Arundel.

Leb' wohl mein Sohn! — Mit sonderbarer Wehmuth
Drängt sich nach vielen, vielen Jahren wieder
In dieses Auge eine Thränen-Perle,
O fühle, daß ich dich mit Schmerz entlasse!
Doch fordre nicht zu wissen, was mich zwingt:
Es würde deine Trauer nur vermehren.
Leb' wohl!
Und wenn's geschehen kann, magst du erscheinen,
Dies graue Haupt zu schauen, eh' ich sterbe.
Leb' wohl! —

Wyatt.

Lebt wohl!
(zu Johanna)
Ich wende mich zu Euch —
(Pause)
Noch einmal laßt mich Euch zu Füßen liegen —

Arundel.

Entlaßt ihn, gnäd'ge Frau! —

Wyatt.

O treibt mich nicht!
Laßt erst das Reißen in der Brust sich stillen.
(Pause)

Arundel.

Entlaßt ihn, gnäd'ge Frau!

Wyatt.

O treibt mich nicht!
Laßt mich erst weinen, daß ich leichter sey;
Laßt erst mein Haupt auf diesen Knien ruh'n!
(Pause)

Arundel.

Entlaßt ihn, gnäd'ge Frau!

Wyatt.

O treibt mich nicht!
Laßt mich doch erſt ein Wort aus dieſem Munde
Vernehmen; noch einmal meines Namens Ton,
Der einſt ſo fröhlich in dem Hauſe klang
Und jetzt nur leis an dieſe Wände klingt.

Johanna (zum Grafen.)

Vergönnt ihm noch die nächſten Stunden!

Arundel.

Ihr wißt doch, Lady, was uns treiben muß.

Johanna.

Im Freyen iſt er ja nicht ſicherer.

Arundel.

Im Hauſe ſind wir's Alle nicht!

Johanna.

Wohlan:
Er fliehe, wenn der Morgen dämmernd kömmt:
Nur wenig Schritte hat er nach dem Walde,
Verirren könnt' er leicht ſich in der Nacht!

Arundel.

Viel beſſer, wenn der Morgen fern ihn findet.

Johanna.

So habt doch Einſicht! Geld muß ich ihm erſt
Bereiten; der Juwelen leichten Schatz:
Verdacht begleitet überall den Bettler;
Drum ſoll er leichter ſich mit Gelde ſcheiden,
Wenn ihn die Nothdurft unter Menſchen treibt!

Arundel.

Weh' Euch, wenn dieſe Zögrung Unheil bringt!
Die Weiber müſſen ſtets die Bündel ſchnüren,
Auch wenn die Bürde in's Verderben reißt! (zornig ab.)

Wyatt.

Blick' ihm nicht ängſtlich nach; er kehrt zurück,
Wenn ich entfliehend ſeine Sorgen mindre:
Mich blicke an; mir ſprich ein heitres Wort,
Denn wenn ich gehe, komm' ich nicht zurück!

Johanna.

Was ſoll ich heiter ſagen, wenn du geh'n willſt?

Wyatt.

Mich freut es, wenn du mir gewogen biſt;
Drum ſage mir, daß ich nicht bänglich gehe:
Du habeſt keinen Groll mehr gegen mich;
Du habeſt alles Leid und allen Kummer,
Den ich dir ſchuf, vergeben und vergeſſen.
Und wenn mich meine Schuld zu Boden warf:
So heb' mich auf, zum Zeichen der Vergebung.

Johanna.

Steh' auf! —

Wyatt (ſich erhebend.)

Du haſt den Flüchtling ſanft erleichtert! —
Wie fühl ich wieder, daß im eignen Herzen
Die guten und die böſen Geiſter wohnen,
Die Luſt und Trauer in das Leben bringen!
An meinem Schickſal ſind ich nichts verändert,
Doch bin ich leichter, und mir grauſ't nicht mehr
Selbſt vor der Wüſte, die da vor mir liegt. —
So laß' mich denn mein Schickſal muthig nehmen!
Ich will mich zwingen, ohne Schmerzens-Thränen
Von deinem Haus' zu ſcheiden; ohne Wehmuth
Will ich den vielen Stunden meiner Zukunft
Entgegen gehen, wenn ſie fremd und ſtumm,
Und ohne Gruß und Gabe mir begegnen.

Du wirst dann oft des alten Freunds gedenken,
Den Unglückſel'gen wirst du nicht vergeſſen.
Und wenn du ruhig, unverwandelt lebſt,
Und dir die Zeit die Blüthen und die Flocken
Der wandelbaren Tage an die Fenſter
Des ſtillen Hauſes weht: dann wirſt du manchmal
Um meinen Frieden fromm bekümmert ſeyn!

Johanna.

Ach welche Worte ſoll ich ſuchen, wenn du
Der Zukunft Trauer, vor die Seele mir
Zum Wechſelſturm der Mitgefühle bringſt?
Kann ich dich tröſten, wo ich tief empfinde,
Daß das, was du mit ſchnellen Worten nennſt,
Die langen Jahre deines Lebens füllt;
Und leicht zu nennen, ſchwer zu tragen iſt?
Darf ich dich halten; wo du gehen willſt? —
Und wenn die Angſt um deine Sicherheit
Der Sitte leiſe Stimme überſchreit,
Und ich dich mit dem Zwang' der Bitten halte:
Darf ich vom Zufall eine Gunſt erwarten,
Wenn ich dich in des Hauſes tiefſten Raum
Verberge? —darf ich dem Gefühle trauen,
Das ſo für deine Wohlfahrt ſorgen will.
Und dir vielleicht Verderben zubereitet? —
Und ob mich dieſer Drang mit Leid erfülle,
Und ich vergebens, Hülfe ſuchend, blicke:
Ich darf dich doch nicht mahnen, daß du ſchweißt,
Und alle Sorgen auf dich nehmen ſollſt.

Wyatt.

Großmüthig iſt es nicht, das fremde Leid
Zum eignen dir zu häufen: aber ach!
Was kann ich mit, aus frohen Tagen, nehmen,

Als deiner Mitgefühle edlen Schatz,
An dem ich mich am öden Tag' ergötze,
Mit dem ich mich durchs theure Leben kaufe,
Das in der Fremde keine Liebe bietet!

Johanna.

Um meine Schmerzen sey du unbekümmert!
So Vieles trag' ich, was das Schicksal auflegt;
Was Freundschaft mir gebietet, ist doch leichter.
Und diese mahnt mich, deine Noth zu lindern,
Dich zu verstoßen wehrt das heil'ge Gastrecht,
Da du dem Tod' entfliehend in mein Haus,
Zu Fremden, nicht, zu nahen Freunden kamst.

Wyatt.

Und wenn Du groß gesinnt, Gefahr und Noth
Vergissest, heitres Gastrecht auszuüben:
So ist es meine Pflicht, dein Haus verlassend,
Das Unheil das mir folgt, dir zu entfernen,
(tritt an das Fenster.)

Johanna (für sich.)

Ach alles widerlegt er, was ich sage,
Was ich mit Müh' erfinde, ihn zu halten!

Wyatt.

Die Nacht wird sternenhell; ich kann schon gehen!

Johanna.

Welch' Unheil willst du uns entfernen? Ach!
So groß ist unsere Gefahr doch nicht,
Als deine, wenn du aus dem Schlosse gehst.

Wyatt.

Dem Armen wird es bang in den Palläſten,
Ich suche Kampf mit jeder Lebens-Nothdurft:

Im Ungemach bedarf man nicht der Liebe.
Den Ruhestand des Glückes muß ich meiden;
Da schleicht die Liebe schmeichelnd an die Thüren,
Und — ach! laß' mich nicht reden, laß mich gehen!

Johanna.

Kein Unglück wird im Hause dich erreichen,
Wo du so viele Jahre glücklich warst.

Wyatt.

Da war ich glücklich, als ich noch den Baum
Des Guten und des Bösen nicht gekannt!
Ich gab mich jedem Wink des Herzens hin:
Kein Zweifel ging am Morgen mir entgegen,
Und keine Reue folgte mir am Abend.
Jetzt darf ich meinem Herzen nicht mehr trauen,
Und an die Pflichten werd' ich stets gewiesen.
Doch ist die Pflicht dem Edlen ein Gespenst:
Man möcht es läugnen, und es zeigt sich doch,
Und weiß die ganze Welt sich zu verwandeln.
Selbst aus den Sternen blickt's mit hohlen Augen;
Und er, der sonst so traulich lächelte,
Der Mond will mir Gebote predigen!
„Ein Mond nur wandelt treu um seine Erde;
„Dies ist das irdische Gesetz der Liebe!"
So schreckt er meine Wünsche in der Nacht! —
Drum laß mich suchen, wo ich ruhig werde!

Johanna (unwillig.)

Zieh' hin! — Wenn du dich selbst beschützen kannst —

Wyatt.

Daß du mich nicht in's Ungemach verstößest,
Mit sanfter Sorge mich zu halten suchst:
Das dank' ich dir, als einen süßen Trost!

Doch immer bänglicher wird mir im Hause!
Mir iſt als wälzte in der dunkeln Nacht
Ein mächtiges Geſchick den ſchwerſten Berg,
Der mich erdrücken ſoll, auf dieſes Thal;
Und eine Fluth von Angſt ſteigt kühl und wachſend
Mir an das Herz! —
Drum laß mich ziehen;
Laß ſchnell dem innern Ruf' mich Folge leiſten,
Der ſtets mich recht gewarnet und geführt. —
Ich geh' hinein, das Kleid mir umzulegen,
Das mich vor Späher-Blicken bergen ſoll.
Erwarte mich: doch ſuche dich zu faſſen,
Damit dein Abſchiedblick nicht ſchwer
Vom Augenlied' mir auf die Seele falle!

(geht zur Seite ab.)

Johanna (ihm nachſehend nach kurzem Kampfe.)
So ſtürz' denn in's Verderben, Undankbarer!
Dich wird kein Gott vom Untergange retten,
Da du des Mitleids fromme Hand verachteſt.
Was halt ich ihn auch? Warum lad' ich mir
Die Sorge für ſein Wohl noch auf die Bruſt? —
Er geh' zu Grund, der undankbare Menſch;
Der Unglückſel'ge, der noch meine Bitte
Verſchmäht! — (Nach einigen Augenblicken ſanfter.)
Ach Gott! Wie hat er ſich verändert!
Und wie verwehen die Empfindungen
Im Sturm des Unglücks! — Nur das Weib wird weicher,
Und ſucht die Stütze; ſucht ſich feſt zu halten.
Wo aber halt ich mich? Auch er entflieht noch
Dem ich mein Unglück offenbaren durfte,
Daß er mit ſtarkem Troſt mich unterſtütze!

Zweiter Auftritt.

Johanna. Patty.

Patty.

Seyd Ihr denn hier; find' ich den Bruder nicht?

Johanna.

Da drinnen findest du ihn, reisefertig! —
Die Freunde und ihr Haus vergißt er, Alles!
Wohlan! ich halt' ihn nicht; er mag nur geh'n!
Sag' du ihm was du willst, ihn fest zu halten;
Ich gehe! Send' ihn nicht zu mir; denn kann er
Mein Haus verlassen, mag er's ohne Abschied! —

Patty.

Auch ich will mit ihm gehen; denn mich dünkt,
Daß Ihr erzürnt seyd gegen ihn und mich!

Johanna.

Nun trotze nicht sogleich! Ihr dürft ja bleiben! —
Und will der Bruder mich nicht ohne Abschied
Verlaßen: soll er warten bis ich komme! (geht ab.)

Patty.

O wie ist Alles fremd im Hauf' geworden! —
Nicht mehr die frohen Menschen geh'n umher:
Wie finstre Geister hauf't es in der Burg
Und necket sich, und quälet sich einander.
Drum geht der Bruder. —
Ach er geht? — Ich komme
Da zögernd, zweifelnd her, ob ich's ihm sagen,
Ob ich ihn fragen darf. — Soll ich noch warten? —
Dann geht er fort! — Und Guilford grämt sich so! —
Ja geh' du, Patty, und sag' ihm wie es steht.
(geht zur Seite ab.)

Dritter Auftritt.

Arundel führt Johanna hastig herein.

Arundel.

Hier kommt herein! — Wer wird im Corridor
So unvernünftig fragen, so unvorsichtig! —
Um Euch bin ich nun unbekümmert, ganz!
Seht zu, wie Ihr zurecht kommt! denn ich finde
Je mehr Ich sorge, desto mehr verderbt Ihr! —
Jetzt gilts um meine Wohlfahrt, und ich hoffe,
Daß Ihr mich nicht zugleich verderben wollt.
Und wenn Ihr Eure Haut zu Markte bringt,
So fordert's nicht von mir. —

Johanna.

Ihr wißt Euch artig auszudrücken, Graf!

Arundel.

Von Artigkeiten ist jetzt keine Rede!

Johanna.

Doch Eure Derbheit kömmt mir ungewünscht.

Arundel.

Auf Eure Wünsche kann ich jetzt nicht hören,
Denn, wie die Kinder, wünscht Ihr unvernünftig!

Johanna.

Ihr dürft hinausgeh'n, Graf!

Arundel.

Ich werde geh'n,
Sobald ich nur beruhigt gehen kann.
Ich suche Wyatt! Sagt, wo find ich ihn? —
Denn immer haltet Ihr ihn noch verborgen,
Für seine Weichlichkeit seyd Ihr besorgt,

Und ſetzet unſre Sicherheit auf's Spiel. —
So unbekümmert könnt Ihr ſeyn, als wäre
Des Pfaffen Argwohn nicht, ein Höllenhund,
Dreiköpfig vor die Thüren Euch geſchmiedet!

Johanna.

Ihr geht ja frey, und tragt auch noch
Ein Schwert!

Arundel.

Noch wagt nicht Gardiner, uns feſt zu halten;
Im engen Kreiſe gehen wir noch frey:
Denn es verträgt ſich nicht mit ſeiner Sendung,
Daß er Gewaltthat gegen Euch gebrauche,
Doch glaubt Ihr denn, wir ſeyen unbewacht?
Ich weiß, daß er nach London ſchon geſendet;
Gemeßenen Befehl wird er erwarten:
Und glaubt mir, zu dem Strengſten wird er Vollmacht
Von dieſer finſtern Königinn empfangen!
Und jetzt, wo ſolche Ahnung, ſolche Schrecken
Wie ſchwere Wolken über'm Haupte dräuen,
Und ich mit Todesangſt den Blick erhebe:
Da deutet Ihr mit frechem Finger auf,
Und reißt das Mordgeſchoß auf uns herab!

Johanna.

Ich kann Euch nicht begreifen, ernſter Mann,
In deſſen finſtrem Buſen Menſchenhaß
Und Lebensluſt ſich ſonderbar bekämpfen!

Arundel.

Euch Lady, gab ich nie von Menſchenhaß
Beweiſe!

Johanna.

Graf, Ihr braucht mich nicht zu mahnen.

Noch bin ich Eurer Freundschaft eingedenk,
Des Edelmuthes, den Ihr mir bezeigt,
Da Ihr mir zum Gesellen nicht zum Wächter
Gegeben schien't. Ich dank' Euch alle Freuden.
Die dem Gefangenen, fern von Lebens-Lichte
Aus seines Wächters feuchtem Auge sprießen.
Drum will ich diese rauhen Worte ruhig
Vernehmen, die mich ungewohnt bestürmen.
Und wenn Ihr jetzt des bösen Tages Groll,
Des Zufalls ungemeß'ne Tücke fürchtet:
So fühl' ich mich an meine Schuld gemahnt;
Und Alles muß ich heben, was Euch noch
Mit Angst und mit Besorgniß quälen mag.

Arundel.

O welche Frau hab' ich an Euch gefunden!

Johanna.

Mich freut, wenn Ihr der Mitgefühle Trost
Empfindet! — Viel verlangt Ihr: ich versteh' Euch!
Vom Hauf' vertreiben soll ich, den zu schützen
Sein guter Geist mir in die Hände führte. —
So bin ich wieder in den Kampf gerissen;
Den zweyer Pflichten Widerspruch erzeugt:
Des Freundes Sicherheit ist, daß er bleibe
Und Eure Ruhe fordert seine Flucht.

Arundel.

Nein sicher ist er nicht im engen Hause,
Wo er entdeckt wird: doch die Welt ist weit!
Und kann er dem Geschick' auch nicht entrinnen
So sterb' er als ein Mann, und rette uns,
Die Freunde, die er mit in das Verderben
Hinabreißt, wenn ein Unstern ihn verräth.

Johanna.

Weh' mir, daß Ihr mit Worten recht behaltet
Und mein Gefühl doch nicht verwandeln könnt! —
Ihr seyd ein strenger Gläubiger, Herr Graf:
Mit blut'gen Händen reißet Ihr den Schuldbrief
Von meinem Herzen! —
Nun wohlan! ich folg' Euch!
Doch nicht vor meinen Augen soll der Kampf
Sich schreckensvoll entwirren! — Werdet fertig!
Ich gehe, eine schauervolle Stunde
Allein zu seyn, bis sich's entschieden hat. —
Ach wird's dann wieder ruhig werden, hier
In diesem wundgeriß'nen Busen ruhig?

Arundel.

O tröstet Euch, es wird noch Alles gut!

Johanna.

Geht, Graf! Hier neben ist der Unglückſel'ge,
Zerreißt ihn! Aber kommt nicht vor mich, nie;
Und weis't mir Eure blut'gen Zähne nicht!
(ruhiger.)
Vergebt mir! — Ja, Ihr seyd besonnener;
Ihr werdet ihm zum Rechten rathen! —
Und du, o blauer Himmel, der du hell
Die bösen und die guten Wege schaust,
Geleit' ihn wohl, wenn er im Zweifel wandert! —
Ihr seht, ich darf nicht Abschied nehmen! Nein!
Sagt ihm, er solle mich nicht suchen, eh' er geht. —
Ja dann, wenn ich ihn nicht mehr halten kann,
Dann werd' ich ruhig seyn! —
(will abgehen, kehrt aber zurück.)
Und dann, Herr Graf,
Dann fordert nichts mehr an mich! — Gläubiger

Dann bist du überzahlt!

(weich.)

Und sagt ihm noch —
Nein sagt ihm nichts, gar nichts! Wohl ihm,
Kann er vergessen, daß er hier im Hause lebte?

(Sie will abgehen, wird aber an der Thüre durch den Auftritt Wyatts zurückgezogen.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Wyatt, (stürzt aus der Seitenthüre.)

Wyatt (halb umgekleidet.)
Was habt Ihr mir verborgen, Graf, was habt Ihr.

Johanna (hervorkommend.)
Was ist es! Großer Gott, was ist denn? —

Arundel.
Sprecht! —

Wyatt.
Wahnsinnig — Guilford! Jesus, Jesus! —

Johanna.
Ach! —

Arundel.
Wer hat es dir entdeckt? Unglücklicher! —
So findet doch der Satan seine Wege! —
Wer hat es Dir entdeckt?

Wyatt.
Die Schwester.

Johanna.

Wyatt.

Johanna! haſt du dazu mich gehalten,
Daß ich das Schreckliche erſt wiſſe?

Johanna.

Ach!

Arundel.

Wer ſagt noch, daß auf feuerfarbnen Tapfen
Der Satan ſichtbar durch das Leben ſchreite?

Wyatt.

Ich hab' verſchuldet dieſen Jammer all! —
Dafür erſchufſt du mich, Allmächtiger? —
Soll ich noch jener Stunde fluchen, die mich
Geſpien hat? — Iſt keine Jury, daß ich
Den Ewigen verklage? —

Johanna.

O ich Verächtliche, daß ich dich hielt,
Bis du das Schreckliche vernommen haſt! —

Arundel (mit Hohn.)

Ha! endlich gelten meine Warnungen!

Johanna.

Die alte Rabe krächzt! — O krächzet nur!

Arundel.

Ihr klagt Euch ſelber an: und klagt mit Recht!

Johanna.

Trag' ich die Schuld? — Ich hab's ihm nicht entdeckt!
(zu Wyatt.)
Wo iſt die Schweſter?

Wyatt.

Bey dem Kranken iſt ſie;
Ich hab' ſie durch den Saal dahin geſendet!

Johanna.

arum entdeckte ſie dir —?
) hatt' es ſtreng verboten. —

Wyatt.

Forſche nicht!

Johanna.

) habe nichts zu fürchten!

Wyatt.

Forſche nicht!

Johanna.

Wohlthaten, ſeh' ich machen weich und faul!
e Kinder ſchreien, wenn das Brod ausgeht!

Wyatt.

ie biſt du fremd in deinem Hauſ' geworden!

Johanna.

wohl! Die Treu-geglaubten werden fremd!

Wyatt.

it hartem Wort' und Blicke zwingſt du mich,
ſagen, was dich nimmer freuen wird.
(Nach einigem Zögern.)
e letzte Rettung ſucht die Schweſter ängſtlich
r den Gemahl, den du verlaſſen haſt,
d den ſein Leid verzehrt! —

Johanna
(ſinkt in den Seſſel, und verhüllt das Angeſicht.)

Wyatt (in wehmüthiger Betrachtung.)
Ach mit unendlicher Empfindung hängt
s arme Kind an dem Verlaſſenen! —
tiefſten Herzen ſprießt ein neuer Born
ch nie empfund'ner Seligkeit und Schmerzen,

Und gieß't sich heiß und kalt ihr durch die Brust! —
Der Arme fühlt die wache Liebe nicht;
Er klaget nur, er jammert, er entbehrt
Die Gattin, und vergebens tröstet sie.
Da gibt sie nicht dem eignen Grame Raum,
Daß sie dem theuern Manne nicht genüget:
Nur das Verbot, die ernste Warnung schreckt sie,
Den tief vergrab'nen Jammer aufzudecken.
Doch stündlich wächst die Noth und ihre Sorge;
Er weint, er klagt, die wilden Phantasien
Erdrücken ihn mit ungestümmen Lasten;
Da sucht sie zagend Hülfe bei dem Bruder,
Nur eine leise Bitte stammelt sie,
Daß ich dich mahne, freundlich deinem Gatten
Zu nahen, pflegend um ihn zu verweilen. —

Johanna.

So sprich denn ewig, Unbarmherziger! —

Arundel (finster.)

Was wühlst du auch in fremdem Kummer, Wyatt?
Im Unglück trage jeder seinen Bündel. —
Pack' auf: es ist nicht Zeit mehr zu verweilen.
Du hast gezögert, schwerer ist die Last.
Du siehst, hier läßt sich nicht auf Gutes hoffen.

Wyatt.

Ich geh'n? Seyd Ihr besonnen Graf? — Ich geh'n!
(zu Johanna.)
Ja damals wollt' ich gehn, als ich den Glauben
An Euer Glück mit in die Ferne nahm,
Den grünen Stab für meine Wanderung! —

Arundel.

Und jetzt — was willst du jetzt hier? —

Ein Gespenst
Bey Tag' und Nacht im öden Schlosse wandern;
Ein böser Geist der unser Unglück schuf! —

Johanna.

O Graf! Graf! —

Arundell.

Laßt mich Alles sagen, Alles,
Was hart ist; denn das Härteste fühlt er nicht,
Und will die Nächsten um sich her verderben!

Wyatt.

Nur mich verderben kann ich, und es soll mir
Das Leben keine Stunde theuer seyn. —
Wohl dieses Unglücks Schöpfer nenn' ich mich,
Und Euer Vorwurf kann mich nicht befremden:
Drum bleib' ich auch, und geh' nicht von der Stelle! —
Das Schicksal ist ein launenvoller Gott:
Vielleicht versöhnt es ihn, wenn ich im Kreise
Der Rache, ein ergeb'nes Opfer, weile.

Johanna (bittend.)

Nein! fliehe Wyatt! Laß' den Uebermuth! —

Arundel.

Nur dich verderben? Unbesonnener,
Wer rettet uns, wenn man dich hier entdeckt?

Wyatt.

Man sucht mich nicht: in weiten Kreisen geh'n
Die Frohen um das jammervolle Haus.

Arundel.

Du selber zwingst mich, Unglückseliger,
Daß ich die höllischen Gewichte schwer
Dir an den bösen Vorsatz hängen muß,
Den keines Freundes Wort bewegen kann! —

So wisse denn: der Kanzler Gardiner
Ist hier im Schloße —

Johanna.

Ich beschwör' Euch, Graf —

Arundel (heftig.)

Ich rett' Euch Königinn!

Wyatt.

Der Kanzler! Was —?

Arundel (heftig.)

Hierher gesendet; — Gulliford hat im Wahnsinn'
Verrathen; — in dem Augenblicke schreibt
Die Königinn in London unser Urtheil! —

Wyatt (hält sich an Johanna.)

Mir schwindelt — oh! —

Arundel.

Noch such' ich Hülfe, denn sie können nicht
Den Wahnsinn vor Gericht zum Zeugen stellen;
Doch wirst auch du entdeckt, sind wir verloren!
(Bittend.)
Was sinnst du? — Bist du noch mein Sohn, so fliehe!
(Pause)

Johanna (ängstlich)

Was ist dir? — Gräßlich suchen deine Augen!

Arundel.

Hör' Wyatt —

Wyatt.

Laß't mich, laß't! Wo ist der Kanzler?

Johanna.

Du suchst Ihn? —

Arundel.

Wyatt, willst du mich verrathen?

Wyatt.

Laß't mich zum Kanzler! —

Johanna.

Gott! bist du bei Sinnen?

Arundel (zieht sein Schwert.)

Mensch, ich ermorde dich! —

Wyatt (hält ihm den Arm.)

Das waget nicht;
Denn theuer ist mein Leben jetzt geworden! —
Geb't her das Schwert! — (entreißt es ihm.)

Arundel.

Ich alter, schwacher Mann!

Johanna.

Ach Hülfe, Hülfe! —

Wyatt. (zum Grafen.)

Ihr nicht sollt dem Schicksal'
Die Hand zum ungereiften Morde leihen! —
Jetzt hat mein Leben erst den goldnen Werth:
Es ist der Preis für Euer Glück geworden! —
Wer nennt mich elend, wer verbannt und flüchtig,
Da ich im Vaterland', im Hauf' der Freunde
Noch eine heil'ge Grabes-Stätte finde? —

Johanna (mit großer Angst.)

Was ahn' ich! — Gott im Himmel, was beginnst du?

Wyatt (zu Johanna.)

Vernimmst du nicht des Gottes Richterspruch?
Erkennst du nicht des Labyrinthes Zug,
Den mich die unsichtbare Hand geführt? —
Soll ich noch rückwärts deinen Blicken weiser.

Wo ich den Schreckenspfad gekommen bin?
Soll ich die Unglücks-Fäden dir erſt zählen,
Die ich, in jugendlichem Wahne trunken,
Zum Todesnetz' dir um die Füße wand?
(wehmüthig.)
Da ſtehſt du jammervolle Frau! —
Da ſteh' ich! —
(Ueberwältigt von der lebhaften Empfindung ihrer Leiden und ſeiner Schuld faßt er den Grafen beim Arm.)
Ha! folgt mir Graf! Folgt mir zum Biſchof, folgt mir!

Arundel (zögernd.)

Was ſoll ich! —

Johanna.

Folgt ihm nicht! —

Arundel.

Thut, was Ihr wollt;
Laßt mich nur weg! —

Wyatt.

Thut Eure Schuldigkeit:
Ergreift mich, führet mich zum Kanzler! Auf!
Ich bin der Hochverräther: feſſelt mich!

Johanna.

Graf! Hört ihn nicht!

Arundel.

Ich bleibe!

Wyatt.

Ich muß Euch zwingen! (er ſticht nach des Grafen Hand.)

Arundel (weicht zurück.)

Ha! Raſender!

Johanna.

Er blutet! Hülfe! Hülfe!

Wyatt (faßt den Grafen am Arm.)
Gleich übergebt mich! — (reißt ihn mit sich hinaus; man hört s. außen)
Mord! Mord!
Johanna.
Jesus Christus! (sie wankt händeringend nach.)

Fünfter Auftritt.

(Saal.)

Gardiner kommt aus dem Hintergrunde. Lords gehen ab u. zu.

Gardiner.
Vergebens harr' ich in der späten Nacht,
Daß mir die Königinn Befehle sende. —
Es wird die Ueberraschung ihr wie mir
Mit großen Augen in die Seele schauen,
Und wie mit Zauberblick den Willen lähmen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Ein Lord.

Lord.
Er wird sogleich gebracht; man kleidet ihn
Ein wenig um.

Gardiner.
War auch Johanna um ihn?

Lord.
Nein seine Wärterinn. —

Gardiner.
Nun desto beßer! —
Belauschen muß ich die verworrnen Reden,
Die nächtlich, wie Gespenster, um den Wahnsinn
Mit räthselhaften Tänzen gräulich schweben.
Mir ahnt, hier ist ein Heimliches versteckt. —

Lord.
Welch Lärmen in dem Corridor?

Gardiner.
Was ist es?

Lord.

Es ſchreiet Mord!

Gardiner.

So ſammelt ſchnell die Wachen:
Es ſind Verſchworne!

Lord.

Wache!

Gardiner.

Holt den Grafen!

Lord (zu der eintretenden Wache.)

Vertheidiget den Biſchof! —

Wyatt (von Auſſen.)

He zurück,
Wer morgen noch die Sonne ſchauen will!

(Die Wachen ordnen ſich im Hintergrunde.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Wyatt, ſtürzt herein, hinter ihm Arundel; und ſpäter folgt Johanna.

Gardiner.

Ha Wyatt! —
Wache faſſet den Empörer!

Wyatt.

Ja wag' es Einer! —
Seyd nur ruhig, Biſchof;
Den heiligen Ornat verletz' ich nicht!
Ich bin in Euern Händen! —

Gardiner.

Graf, wie kömmt das?

Arundel (verſtummt verlegen.)

Gardiner.

Wo habt Ihr ihn ergriffen Graf?

Arundel (auf Wyatt deutend.)

Hört ihn!

Wyatt.

Auf meiner Flucht von Reitern rings verfolgt,
Und von des Volkes Eifer aufgeſpürt,

Komm' ich an dieſes Schloß der alten Freunde.
Bey den Geliebten hoff' ich Schutz und Rettung;
Und wenn die Welt auch mich Empörer nennt,
Ich hoffte fromme Nachſicht bey den Freunden,
Die ſelbſt, von der verhaßten Königinn —
Verfolgt, im Stillen ihrer Herrſchaft fluchen. —
So dacht' ich! Aber weh' mir, daß ich kam;
Sie ſtoßen mich zurück; ſie haßen mich;
Und wo ich Schutz geſucht, werd' ich gefeſſelt,
Und der verdammten Königinn verrathen!

Johanna.

Er lügt! —

Wyatt.

Zu ſpät iſts, wenn des Freunds Gefahr
Dir jetzt das weiche Frauen-Herz erſchüttert!

Johanna.

Er lügt!

Gardiner.

Er lügt? —

Wyatt.

Dort ſchaut nur hin, Herr Kanzler;
Des Grafen blut'ger Arm wird wohl bezeugen,
Daß ich nur mit Gewalt mich losgeriſſen;
Und dieſes iſt des Grafen Schwert.

Gardiner.

Herr Graf?

Arundel (zagend.)

So iſt es, wie er ſagt!

Johanna (zum Grafen.)

Elender Mann!

Gardiner.

Wer reißt mich aus des Widerſpruches Kreiſen,
Aus dieſem Zauber der Verworrenheit? —
Zwey ſchlechte Zeugen: der Verräther hier,
Und dort der Wahnſinn, der ganz anders ſprach!

Wyatt.

Maria trägt und ich den Fluch des Wahnſinns:
Der Königinn Strafe und des Freundes Wagniß
Zertraten dieſes Mannes ſchwachen Geiſt:
Ich bot ihm Rettung, doch er war zu feig!
Die Furcht vor der Verſchwörung ſpricht aus ihm:
O deutet es nicht falſch, und glaubt ihm nicht!

Gardiner.

Gott wird das rechte Licht herab uns senden!
He Wache! Führet den Empörer ab,
Und bringt ihn, hart gefesselt, stracks nach London!

Wyatt.

Zurück! —
Ihr bringt mich nicht auf's Hochgericht! —
Ich trage schwere Schuld auf meiner Seele:
Gott wird vergeben! —
Eure Pflicht ist's, Bischof,
Die Unschuld dieser Frau, und dieses Grafen
Der Königinn zu rühmen! — Ich verzeih' es,
Daß sie den Feinden mich verrathen haben!
Doch will ich mir der Strafe Schmerz ersparen!
Lebt wohl! — Gott — sey mir —
(Er durchsticht sich; Johanna sinkt den Umstehenden in die Arme.)
Glaubt mir Bischof! (er stirbt. Pause.)

Achter Auftritt.

Vorige. Patty.

Patty.

Was hör' ich heil'ger Gott! wo ist der Bruder!
(wirft sich über die Leiche.)

Gardiner (gerührt aus dem Nachdenken erwachend.)
Wir wallen zweifelnd unter trüben Wolken,
Und sehen nicht die Gottheit, die uns führt!

Patty. (erhebt sich.)
Ach todt! —
O wer ist Schuld an solchem Jammer! (sinkt auf die Leiche.)

Johanna.

O Graf, verschweigt ihr, daß sie's selber ist!
(zu Gardiner.)
Begrabet diesen Heil'gen, Bischof! Ihr,
Ihr edeln Lords, geleitet ihn zu Grabe! —
Gott hat vergeben! — Selig sind die Lügner!
(zum Grafen.)
Wir aber wollen für die Wahrheit büßen!
(Indem der Graf, wie bewußtlos, sein Degen-Gehäng dem Bischofe überreicht, fällt der Vorhang.)

Der

Christbaum des Lebens.

Eine Festgabe

für sinnige Frauen und Freunde

von

H. Koenig.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.
1831.

Die Wahrheit muß man immer wiederholen, bis die Menſchen ſie verſtehen und lieben. Man muß ſie auf alle Arten wiederholen, weil ſie von Allen geliebt werden ſoll; denn Alle können ſie nicht verſtehen, wenn ſie auf einerlei Weiſe gelehrt wird.

Platon.

L206

Das Räthsel.

Ein unermeßlicher, ewiger Palast steht gegründet. Die Mauern und Zinnen von Granit wanken nicht und glänzen im Stralenwechsel der Tage und der Jahrtausende. Wolkenvorhänge wogen hin und her, rollen auf und nieder. Von den Zinnen und Erkern herab rauscht eine gewaltige Musik mit Sturmes Orgeln, mit Donnerbässen und säuselnden Fiedeln. Ein unzähliges Gesind und Gefolg wimmelt und rast durch die Räume des Hauses, der Königin gehorsam und treu, die sich niemals selber zeigt, es sey denn, daß sie von ihren höchsten Gemächern herab mit einem Auge blickt, das am Tag wie die Sonne brennt und Nachts wie der Mond leuchtet. Oft auch setzt sie sich in süßen Nächten träumend mit verhüllten Augen auf die höchste Zinne des Palastes, und nur ihr sternfunkelndes Diadem leuchtet.

An den Gnadenblicken der Herrin freuen sich die Kreaturen des Hauses; von ihrem Athem leben sie. Ueberfluß füllet die Gemächer an; in neuen Segen wandelt sich seine Fäulniß; selbst aus den modernden Anzügen des Königingefolges wächst eine neue Dienerschaft hervor, beseelt vom Hauche der Gebieterin.

Und auf der Schwelle dieses unermeßlichen, ewigen Palastes sitzt bettelarm und nackt der einzige Sohn des

Hauses. Alles Gesinde der Königin blickt aus lustigen oder leuchtenden Augen, er allein weint.

Aber an seinen Thränen, an den Perlen der Mutter, erkennt das Gefolge der Herrin den Muttersohn. Nun schaffen sie vom Ueberfluß herbei, füttern ihn, kleiden ihn, schmücken ihn, ja sie bringen ihr eignes Leben, und tauschen mit ihren brechenden Augen seine Thränen ein.

Siehe, da lächelt zum ersten Mal der Mensch, und huldiget der Königin Mutter — Natur.

2. In solcher Abhängigkeit von der Natur zeigt sich bei forschender Betrachtung der Mensch. So finden wir das Kind, so die Kinderstämme der Wilden. Bis an den Ursprung des Geschlechts reicht keine Geschichte, wie keines Einzelnen Erinnerung an seine Geburtsstunde oder an die süßträumenden Mutterbrusttage zurückgeht. — Ist nun der Mensch ursprünglich in dieser Armseligkeit geboren worden, in der wir ihn an der Schwelle der Geschichte finden? Ist er das Kind einer sündhaften Mutter, die ihn unter'm Herzen schon verheimlichte, in Verzweiflung gebar, und ohne Muttergefühl in der ersten Stunde aussetzte? Oder war nicht vielmehr schon eine herrliche Schöpfung auf seine Ankunft geschmückt? Duftete nicht ein schattiger Hain, wie ein dämmerig Wochenbettstübchen, an umblühter Bucht des Meeres, wo die Natur unter der Nachtlampe des Vollmonds, der durch Palmenkronen dämmerte, ihren Erstgebornen auf den Schooß nahm, und in lauer Woge badete? Und sollte die Natur dem Geheimnißvollgebornen keine sanften Hügel dargereicht haben, wo er unter Fruchtgesträuchen, wie unter seidnem Brusttüchlein der Mutter, genoß und schlum-

merte? Wo die Menſchheit tändelte und in ſeligen Jahrhunderten ihre Kindertage verlebte; wo ſie durch uns unbekannten Inſtinkt die Mutter verſtand, in deren Schooß ſie ſpielte, die Sprache lernte, die, eine geheimnißvolle Gabe des Himmels, nicht erfunden werden konnte, und in heiligen Träumen die Gottheit ſah und verſtand, die in tauſend Wundern die ſeligläche lnden Kinder wiegte.

Denn wenn auch die Geſchichte alle ſinnlichen Erfindungen der Menſchen nachweiſen kann, wie der Einzelne ſich ſeiner erfinderiſchen Knabenſpiele erinnert; ſo treten doch Sprache und Religion hinter alle Geſchichte zurück, und gehen, wie des Kindes Lallen und Selbſtgefühl, aller ſpäteren Entwicklung voraus. Religion und Sprache finden ſich auch bei den verworfenſten Wilden, deren ſinnliches Leben, wie reich oder dürftig es ſey, aus jenen überſinnlichen Wurzeln treibt, auf jenem geheimnißvollen Grunde ruht.

Wie iſt aber nun der Menſch um jenen ſeligen Zuſtand gekommen? Hat ihn die Natur endlich doch verſtoßen, oder er ſelber ſich ſündigend, ein ungerathener Sohn, von ihr abgewendet?

So viel liegt am Tage, daß der Menſch nach dem Verluſt jenes Paradieſes eine äußere ſinnliche Entwicklung auf kümmerlichem Wege durchzugehen hat, ohne daß er auch nur einen Augenblick von der Natur ganz frei werden könnte. In ihrem Schooß wird er fortwährend empfangen, an ihren Brüſten genährt; denn die Luft iſt ihm unentbehrliche Lebensmilch bis zum Grab, wo die Erde dann des Todes Schreck und Ab-

schen an ihre Ammenbrust hält, um das eigensinnige Kind Mensch für die Ewigkeit zu entwöhnen. In den Armen der Natur wird der Sterbliche gewärmt, gegen ihre eignen Unbilden des Wetters und Winters erhalten.

So läßt sie ihn sein Leben lang nicht los, und hält ihn fest in körperlicher Unmündigkeit. Sie kaut ihm die Speisen vor; denn auf die Verdauung hat sein Wille keinen Einfluß; im Druck ihrer Hand öffnet und schließt sich sein Herz, und seine Pulse schlagen oder stocken ungeheißen. Kann er sich den Stürmen entziehen, die ihn aufreiben, der Sonnenglut, unter der sein Geist erlahmt?

3. Nothgedrungen ergibt sich nun der Mensch der übermächtigen Natur. Uebermüthig erscheint sie aber dem Ergebenen nicht; vielmehr lernt er sie bald als eine Wohlthäterin kennen. Sie unterrichtet ihn, sie erzieht ihn. Denn wie sie ihn neckt, wie sie ihn lockt, erwacht seine Seele; er bildet sich Begriffe, Erfahrungen, lernt ihr hundert Vortheile und Kunstgriffe ab. Schon versteht er es, ihre Neckereien abzuwehren, und indem er sich ihren Lockungen und Genüssen hingibt, fühlt er sich behaglicher und thätiger zugleich; er wird nicht nur an äußern Vortheilen, sondern auch an innern Kräften reicher und gewaltiger, und sein Leben dehnt sich wunderbar aus, indem er nicht mehr den stürmischen Empfindungen und Bedürfnissen des Augenblickes unterliegt, sondern aufrecht stehend seine Vergangenheit an gelungenen Handlungen zählt und durch Regel und Absicht die Zukunft voraus besitzt.

Da schmeichelt denn der Behagliche seiner Wohl-

thäterin. Sie hat ihm Feuer und Eisen geliehen, und er wendet es zu ihrem Schmuck, wie zu seinem Vortheil an. Verwildert ist der Wald, mit Fäulniß überladen, durch Sumpf und Morast entstellt, in denen ekles Gewürm, giftiges Insekt, ihren Aufenthalt finden, Bäche reißen nach Willkür ein, Ströme treten mit verwüstender Eigenmacht aus. Keine Wege sind geebnet, noch weniger befestigt; kein Wandel ist sicher vor lauerndem Raubthier. Da greift der Mensch mit Feuer und Axt zu. Das Zerstören hat er der Natur abgesehen, und er zerstört nun nach ihren Gesetzen, unter ihrem Beistand, aber zu ihrem Schmuck und zu seinem Vortheil. Wie herrlich prangt nun die Gegend, wie lacht das Angesicht der Natur, deren Züge nun veredelt, deren struppig Haar gelockt ist!

Hochgrasig mit gaukelnden Blumen, Bienen und Schmetterlingen breitet sich die Ebene unter den leichten Sandalen des Menschen aus. Pappel an Pappel wiegen im Schlafe flüsternd ihre träumenden Häupter im Tiefblau des Himmels; bräutliche Stauden buhlen ihn mit trunkenen Augen, mit bänglichem Athem an, und neckische Mütter von Obstbäumen schäkern ihm ihre rothwangigen Kinder in den Schooß. Fern und ferner liegen in reinem Stral die Hügel und Höhen, mit Waizengürteln geschmückt, mit weißen und braunen Heerden beweidet. Die Straßen ziehen befahren und bewandelt hin. Den Wald umsäumt ein himmelblaues Band blühenden Flachses; stolz wandelt der Strom, trägt reiche Schiffe hinab; die Weinberge lächeln ihm ins Auge, und der Kukuk ruft den Abend herein, die Glocke betet ihn herein.

4. Wie ein wild heran gewachſenes Mädchen von üppiger Geſtalt und tiefem Gemüth, unbewußt zur Jungfrau gereift, jetzt unvorbereitet vor den Jüngling tritt und tiefſte Neigung empfindet: ſo ſteht die Natur nun vor dem Menſchen. Im Auge des Geliebten wird ſich die Jungfrau erſt bewußt; vor dieſem Spiegel lernt ſie Schmuck und Zierde lieben, und entwickelt zugleich die innere Fülle verborgner Seelenreize.

Und alſo ſchließt die Natur dem Menſchen ein unergründliches Herz auf, das Allen Alles zu ſeyn vermag. Dem Genußſüchtigen bereitet ſie alle Leckereien und betäubt alle ſeine Sinne mit Ueberfülle; vor dem Liebevollen breitet ſie eine Landſchaft voll ſüßen Friedens aus; dem Kühnen ruft ſie in wilden Bergſchluchten mit hundert wiederhallenden Stimmen und entblößt von ihrer Wolkenhülle die ſchneeweiße Jungfrauenbruſt auf unerſtiegner Alpenhöhe; ſie hüllt ſich in Nacht und Nebel ein für den Unglücklichen und hilft ihm mit heulenden Nordweſtwinden klagen.

Ach die Wankelmüthige, Haßvolle! Wie ſie in heiterſter Luſt ſchafft und bildet, zerſtört und zerſtückelt ſie auch wieder in bitterſter Schadenfreude. Nicht nur die Wuth der Elemente, die in zerſtörenden Orkanen über ein ſegenbares Gebiet herabſtürzen, nicht der tief verborgene Haß, der unter den ruhigen Wohnungen der Menſchen ausbricht und ſie verſchlingt: — die lebenden Weſen ſelber, alle aus dem einen geheimnißvollen Schooß geboren, erkennen ſich nicht geſchwiſterlich an; ſie verfolgen ſich feindſelig und tückiſch, zehren an einander, verzehren einander. Und je reicher eben und

mannichfaltiger das Leben ſich entwickelt, deſto vielfältiger wird der innerſte Schmerz. Jedes fühlende Weſen hat den *ſeinigen* zu tragen; aber *alle* drängen ſich, wo ſie alle gefühlt werden können, nach der Seele des Menſchen hin.

Denn über dieſe ſtrömt ſelbſt der Segen der Natur mit einem Niederſchlag von Leid; und wenn wir befriedigt, nein, — *geſättigt*, von allen ſinnlichen Genüſſen ruhn, die Fichte rauſchen, die Bäche koſen hören, überfällt uns eine Unruhe, eine Wehmuth, eine Sehnſucht, die über die Natur hinaus reichen und verlangen.

Aber ſiehe denn! Auch dieſe innigſten, reinſten Empfindungen ſcheinen der Natur nicht fremd. Wie oft erweckt ſie ſolche ſelbſt in unſerer Bruſt? An unſern frömmſten Zuſtänden nimmt ſie Antheil, indem ſie gerade unſerer begierdeloſen Seele im Traum die ſchönſten Landſchaften vorführt. Unſer Gemüth iſt geſund und ſchuldlos, wenn wir von bezaubernden Gegenden träumen. Und welche Sprache redet der Dichter im Flug der Phantaſie, welchen Ausdruck hat im Schwung der Andacht der heilige Seher? Sind es nicht Naturbilder, in denen ſich bewußtlos die höchſten Gefühle des Menſchen ausſprechen? Eine zweite Naturſchöpfung bricht aus unſerer Seele hervor, und wir zweifeln nicht, daß die uns umgebende Natur auch eine Seele habe. Wer findet Worte für die Sprache, die aus ſchönen Landſchaften, aus großen Naturerſcheinungen, in mondhellen Sommernächten, ja nur aus den nächſten, nickenden Halmen an unſer Herz gerichtet wird? Da ſind alle Geſtalten und Entwicklungen des Sichtbaren um uns

her nur Buchstaben und Zeilen für übersinnliche Gedanken.

Sprichst du zu mir, ungesehene Mutter? — fragt der Weinende, der auf der Schwelle des Palastes sitzt. Oder sind deine Bilder, deine Geschöpfe nur die Worte und Boten eines Höheren, als du bist, und dem du dienest, — Königin?

5. Nun forschet mit andächtigem Kindesauge der Mensch auf dem Antlitz der stummen Mutter Natur, um ihre Mienen zu verstehen. Bald reizt ihn, wie ein liebelächelnder Mund, das rosenblüthige, fruchtbare Hügelthal, und ein Wohlgeruch athmet ihn an; bald fesselt ihn die waldbegrenzte Stirne eines Riesengebirgs, auf welcher in großen Zügen ein schöpferisches Sinnen ruht. Dort bangt er unter dem ewigen Donner eines Stromsturzes, wo ein leidenschaftlicher, fieberischer Mutterpuls zu schlagen scheint; hier befremdet oder erfreut ihn die wundersamste Thierwelt, in der sich die Gedanken und Einfälle der Natur aus lebendigen, beweglichen Zügen auf dem ganzen Angesicht aussprechen. Vor Allem aber hängt der Mensch am segenblickenden Auge der Sonne, das doch immer wieder in heftigen Gewittern auszürnt, oder in Regengüssen sich ausweinend nur desto freundlicher und gütiger hervorblickt.

Da wird immer lebendiger in des Menschen Seele das Gefühl der Gottheit, die sich in Allem regt, die er in Allem zu erfassen glaubt. Anbetend wirft er sich nieder. Es drängt ihn, dem Uebermächtigen, das ihm unbegreiflich nah ist und schöpferisch hervorbringend sich verkündet, auch etwas darzubringen zum Zeichen seiner

Anerkennung. Die nächſten Halme bricht er ab, ſtreut Blumen und Früchte hin. Aber iſt nicht auch in dieſen ſelbſt der große Geiſt wohnend, dem er opfern will?

Zwar dieſe Welt der Gewächſe ſteht friedlich umher, Mooſe und Palmen, Gräſer und Obſtbäume, alle treu dem Boden, einträchtig untereinander, ja liebevoll ſich umrankend. Aus der Verſöhnung widerſtrebender Elemente wachſen ſie hervor; ſie verlangen nichts von den Lebendigen, ſondern geben nur; ja ſie opfern ſich ſelbſt, damit die Andern beſtehen. So ſegenreich und liebevoll über die ganze Erde hin mag ſich eine Gottheit verkündigen. Aber unruhig, wie tauſendfach geſtaltet, treiben ſich die Thiere durch einander. Zum Theil in rieſigen Körpern, wie der Elephant; aber gerade dieſe ſind unſchädlich, weil vielleicht dem friedlichen Gewächsreiche verwandt, aus dem ſie ſich nähren. Doch ſie meiden den Menſchen. Andere ſchließen ſich ihm an, und nehmen, was ſie allerwärts fänden, das Futter, aus ſeiner Hand, als Lohn ihrer Dienſte. So der Stier. Endlich aber ſcheinen die feindſeligen Raubthiere und giftiges Gewürm mit dem Menſchen und mit den lebenden Weſen überhaupt im Widerſpruch zu ſeyn.

Und ſo zeigen ſich Kräfte mit Kräften, Lebende mit Lebenden im Kampf; ſelbſt Tag und Nacht fliehen, ja beſtreiten ſich, und bald bleibt das Licht, bald die Finſterniß vorherrſchend, und jedes gibt beſiegt nur widerſtrebend langſam nach. Waltet nun auch hier dieſelbe eine Gottheit und führt Widerſpruch mit ſich ſelber? Nein, verſchiedene Götter müſſen es ſeyn, die ſich haſſen, und einander die Herrſchaft beſtreiten, die

ſegnend oder verderbend durch Wohlthaten oder Furcht den Menſchen zu ihrem Dienſt zu bringen ſuchen. Welche dieſer Götter ſoll er anbeten und welche Dienſte verlangen ſie von ihm?

Es kömmt uns ſeltſam vor, daß die Menſchenkinder im Feindſeligen und Vergänglichen, gerade in den einzelnen haßvollen Erſcheinungen, das Göttliche und Ewige ſuchen. Doch eben weil ſie Kinder ſind, halten ſie ſich wankend und unſicher an den nächſten Erſcheinungen feſt, und greifen nach dem Schöpfer im Geſchöpf. Woher aber hat der Menſch dieſen lebendigen Glauben an das Ueberſinnliche, da er nur am Sinnlichen taſtet? Darnach fragt er jetzt noch nicht; ſein dunkles Gefühl wird mächtig von der dunkeln Gewalt der Natur ergriffen. Keine Wahl, ein Zwang treibt ihn zur Anbetung des Ueberſinnlichen; es iſt keine Erkenntniß, es iſt ein Gefühl des Göttlichen, des unbegreiflich waltenden.

6. Aber die Schöpfung geht nach allen Richtungen auseinander, und in tauſend und tauſend Geſtalten kann das Unendliche nicht fertig werden mit ſeinen Offenbarungen. Fort und fort fluthet durch unermeßliche Räume ein Strahlenmeer des Lichts und wird nicht erkannt, bis es ſich im Dunſtkreis eines Weltkörpers bricht, und an dieſem ſelbſt lichterweckend anprallt und wieder ſcheint. Wohin aber ſtrömen die Offenbarungen der Natur? Wo finden ſie ihren Widerhalt und wecken, wie Licht das Licht, eine neue, verborgene, wiederſtralende Offenbarung?

Im Dienſt und Gefolge der Natur muß daher auch

die Religion (denn das iſt doch jenes dunkle Gefuhl des Göttlichen) die gleiche Richtung nach Außen nehmen. Die ſinnlichen Erſcheinungen, die mit dem Athem Gottes ziehn, reißen den Glauben mit ſich fort, der nach dem Göttlichen athmet. Sinnlicher Offenbarung folgt die ſinnliche Andacht. Und wie das Kind, das die Mutter zu verſtehen ſucht, ihre Mienen, ihre Geberden fragend oder freudig nachahmt, iſt die Religion des Naturdienſtes eine Symbolik, eine nachahmende Darſtellung der Schöpferwerke ſelbſt. Der Wandel der Sonne, die Wechſel des Jahres werden in Wallfahrten und Naturbildern dargeſtellt. Dadurch wird die Religion zu einem Spiegel der Natur; das Göttliche in der Schöpfung und das Göttliche im Gefühl des Menſchen, beide unerſchöpflich und überſchwenglich, begegnen ſich in ſinnlichen Bildern, und verſtändigen ſich, wie Stumme, durch Blick und Geberde. Und dieſe Naturgeberden erſcheinen nun an Gottes Statt und werden angebetet, der ſegnende Gott, im Strome, der das Land befruchtet; der furchtbare Gott, im verderblichen Thier; der Spender des Lichtes, in der Sonne, die als höchſte Trägerin des Lichts erſcheint.

Ja, die ganze Religionsentwicklung ſtuft ſich nach der Natur ab. Erſt wurzelt, wie das Pflanzenreich in der Erde, ein ſtilles, frommes Ahnen der Gottheit im Gefühl des Ewigen und bringt, ein frommer Abel, ſeine unſchuldigen Opfer an Erſtlingsfrüchten. Bald aber wird der Menſch inne, daß die Schöpferwerke der Natur durch die Zeugung der Weſen hervor kommen, und ſein eigner wilder Trieb, wie geheiligt durch die Natur, reißt

ihn zu einer rasenden Andacht in Bildern und Handlungen fort. Blutige Opfer fallen an Thier und Menschen, — Kainsopfer. Diese Stufe der Anbetung entspricht dem Thierleben, das losgerissen von der Erde einer unruhigen Selbsucht folgt, unstät und flüchtig wird.

Wer löst dies große Räthsel des Lebens, — die allgemeine Selbsucht des einzelnen Daseyns?

Einst hatten die jungfräulichen Pflanzen, häuslich treu und still, in Sehnsucht ihre Blüthenaugen aufgeschlagen und sich nach Liebe umgesehn. Da wurden ihre Blicke gesegnet und fruchtbar, und durch ihre keuschen Augen pflanzen sich seitdem die jungfräulichen Gewächse fort. In Unschuld trugen sie die zarten, lichtgefärbten Theile frei und hoch, prunkend, daß sie ihre eigenen Kinder erzögen. Dieser Hochmuth ward nun nebst der Gier der Fortpflanzung im Thier selbständig. Und wiewohl die Natur in Schaam jene an den Pflanzen prunkenden Theile nun am Thier verbarg, wurde doch die Gier und Selbsucht nur desto heftiger. Die niedern Gattungen dieser Wesen waren noch pflanzenartig, und umfaßten in einfacher Bildung große Thiermassen. Aber immer mehr sonderten sich die Gattungen, und wurden mannichfaltiger, die Arten selbst brachten Abarten hervor, und was wir — sich vervollkommnen nennen, war an den Thieren nur die Entwicklung, — immer mehr ein Einzelnes, ein Selbständiges zu werden.

Nun war die einst einige, friedliche Natur durch Zeugung in tausend feindselige, einander bestreitende Wesen zerfallen.

Wohin zielet diese Selbsucht der Lebenden? Wo

findet ſie ihr Ende? Iſt das Böſe, das Unſelige dieſes Zuſtandes ſich ſelber Zweck? Wo löſen ſich dieſe Räthſel? Iſt es nicht das Unbegreiflichſte, und ein ewiger Widerſpruch, daß jedes Weſen, um ein lebendes zu ſeyn, als einzelnes geboren werden muß, und nun doch, eben weil es als einzeln auf Koſten aller beſtehen will, nothwendig zu Grunde geht? So wird denn zwiſchen Geburt und Tod die kurze Spanne des Daſeyns von der Selbſucht gemeſſen. Sollen wir aber nicht die Selbſucht für die Haupttugend des Lebens erkennen, da jedes Weſen nur dadurch, daß es ſich als ein beſonderes über Alles geltend macht, ſein Daſeyn behauptet, und hiermit ſeinen Beruf erfüllt?

7. Unbewußt und gezwungen folgen die vernunftloſen Geſchöpfe dieſer Vereinzelung des Daſeyns. Eine Eintracht iſt ihnen doch mitten in dieſem Zuſtande des Unfriedens geblieben: ſie folgen nämlich dem allgemeinen Geſetz der Natur, und ſind, wie die Sclaven ohne Sorge, im Dienſte der Nothwendigkeit ohne Schuld und Sünde. Dem Menſchen aber wehrt eine innere Stimme, der allgemeinen Selbſucht zu folgen, von der auch er ergriffen iſt. Und ſo ſieht er ſich nicht nur mit allen Weſen, ſondern auch mit der Natur, ja mit ſich ſelbſt entzweit. Für ihn wird die Selbſucht zur Sünde, weil derſelben ein höheres Geſetz in ihm widerſpricht. Wer iſt dieſe Stimme, die ihm wehrt, ſich von der Nothwendigkeit, dieſem Naturgeſetz, beherrſchen zu laſſen?

So liegt denn ein neues Räthſel vor dem räthſelhaften Menſchen da. Gern möchte er ſo ſtolz ſeyn, zu

glauben, daß er ſelbſt beſtimmen könne, ſtatt beſtimmt zu werden, daß er frei ſey; aber kann denn die Stimme in ihm höher ſeyn, als die Gewalt der Natur, in der ja die Gottheit ſelber herrſcht? Und wenn auch ſeine Freiheit göttlicher Abkunft wäre, ſo iſt ja ſein Antheil am Göttlichen, ſeine Religion, ſelbſt im Dienſte der Natur befangen. Wie unglückliche Seefahrer in losgeriſſener Barke vom Sturm ergriffen mit heimwärts gerichtetem Blick das Mutterland mehr und mehr aus dem Auge verlieren: ſo reißt den Menſchen mit dem ahnungsvollen Hinblick auf das Ewige ein wilder Naturdienſt immer weiter vom Göttlichen hinweg und in alle Irrungen des Lebens fort.

Woher ſoll nun die Erlöſung kommen? Ach in der Natur ſelbſt ſcheint tief verborgen eine erlöſende Seele zu wohnen. Und wenn uns die Verführerin unwiderſtehlich an ſich gezogen, uns ihren Taumelkelch aufgenöthigt hat, blickt ſie nicht uns Geſättigtermatteten mit Wehmuth ins Auge, als ob zu fragen: Armer du, warum haſt du dich verlocken laſſen, und kennſt du nichts Beſſeres, als was ich dir in meiner Linken bot?

Da dämmert in des Menſchen Seele die Ahnung, die Hoffnung, einer ewigen Liebe auf, die alle Selbſucht löſen, alle die Entzweiungen verſöhnen könne. Er weiß nicht wer ſie iſt, woher ſie kommen ſoll, die ihm oft wieder wie im Traum erſcheint; aber ſchon in der Natur, mehr noch im eignen Leben, blickt ihn, wie durch einen Schleier, ein ſeelenvolles Auge an, und er möchte wohl um Alles glauben, daß es das Auge der Liebe ſey. Schon in der Natur: denn geht nicht jeder

neuen Geburt eines unſeligen Weſens ein ſeliger Augenblick ſeiner Schöpfung voraus, ein Augenblick der Verſöhnung getheilter Weſen? Wohl iſt das nur ein ferner, ferner Schatten jener erlöſenden Liebe, auf die der Menſch hofft; aber wenn nur ihr Schatten erſt auf der Erde webt, wird auch ſie ſelbſt gewiß zwiſchen Erde und Himmel hülfreich heran kommen.

8. Zwei große Ahnungen ſind in der vorchriſtlichen Welt recht lebendig geweſen, — die Erinnerung an einen paradieſiſchen Zuſtand unſeres Geſchlechts und die Erwartung einer Erlöſung aus unſeliger Gegenwart. Dieſe Erwartung wurde in einzelnen Menſchen und bei einzelnen Völkern, beſonders bei den Hebräern, bis zu prophetiſchem Schauen und Vorausſagen klar.

Jenes Paradies unſeres Geſchlechtes malen die verſchiedenen Völker nach ihren verſchiedenen Bedürfniſſen und Begriffen von Glück und Zufriedenheit dichteriſch aus. Alle Schilderungen ihrer begeiſterten Anſchauung deuten aber auf einfache Lebensverhältniſſe, auf friedliche Eintracht mit der Mutter Erde hin, — Zuſtände, die vielleicht nicht mehr dem Paradies ſelbſt, ſondern dem Uebergang zum bürgerlichen Leben angehören, in welchem ſich dann alle Verhältniſſe in dem Grad entzweiten, als ſie ſich verzweigten. — So ſingt Heſiod:

Und ſie lebten wie Götter mit ſtets unſorgſamer Seele,
von Arbeit entfernt und Bekümmerniß. Selber des Alters
Leiden war nicht. — —
Reich an Heerden der Flur und geliebt den ſeligen Göttern,
und wie im Schlaf hinſinkend, verſchieden ſie. Jegliches
Gut auch
hatten ſie; Frucht gewährte das nahrungſproſſende Erdreich

immer von ſelbſt, vielfach' und unendliche; und nach Gefallen ſchafften ſie ruhig ihr Werk im Ueberſchwange der Güter.

Damals war, nach den Anſichten der Alten, ein einfacher, reiner Gottesdienſt, bei welchem Honig zum Opfer gebracht wurde. Prieſterinnen dieſes frommen Dienſtes waren die Bienen, nach dem griechiſchen Wort Meliſſen, und auf ſinnige Weiſe knüpften die Alten an dieſes Prieſterthum die erſte Entwicklung unſeres Geſchlechts.

Die Biene hatte den erſten Menſchen die reine, geſunde Paradieskoſt des Honigs gegeben, der das Auge geſund und hell macht, das Blut ſänftigt und ruhigen Schlaf gibt. Meliſſen hatten den Fruchtbau gelehrt. Die Biene meidet alle unreine, ſchwere Nahrung; ſie führt den rühmlichen Streit für ihren Staat; ſie iſt das Bild des Entſagens und edeln Kampfes. Sie, die wachende und wehrende Biene, die nüchterne, reine, verläßt aber auch ihre Heimath und ſiedelt ſich in neuen Staaten an. Sie iſt das Symbol der Colonie. Dennoch vergißt ſie die Heimath nicht, und liebt die Rückkehr, — ein Sinnbild der Seele, die in dieſe Welt herab geſtiegen durch ein gerechtes, thätiges, frommes Leben ſich zur Rückkehr durch den Tod vorbereitet.

9. Auch uns iſt, als eine Erbſchaft des menſchlichen Geſchlechts nach ein paar Jahrtauſenden noch die Erinnerung an das Glück des Paradieſes geblieben; ja wir haben dieſes alte Pathenſtück der Menſchheit, an dem ſich das weiche Silber und alte Gepräg ſehr abgegriffen hatte, mit viel dogmatiſchem Zuſatz an Kupfer fortmünzen laſſen, und geben es als Schulpfennig aus.

Dafür aber kennen wir die Sehnſucht der Vorwelt nach Erlöſung nicht mehr. — „Ja," ruft Alles gläubig aus, „über dieſes große Bedürfniß hinaus ſind wir reicher geworden, wir ſind erlöſt!"

Trauer durchzieht das Herz des ſtillen Beobachters ſolcher Zufriedenheit.

„Welche Siege über die Natur haben wir nicht gewonnen?" ſetzt ihr hinzu; „die uns einſt unterjochte, iſt ſie nicht ſelbſt uns zu dienen gezwungen? In prachtvollem Viergeſpann der Elemente fährt jetzt der fürſtliche Menſch. So groß die Fülle der Erzeugniſſe iſt, die uns die zinspflichtige Natur liefert, ſo vielfältig ſind die durch ihre Dienſtbarkeit entſtehenden Genüſſe der Kunſt; ohne noch die Hauptſache, die unbegreifliche Himmelsgnade der Erlöſung in Anſchlag zu bringen."

Ja, ohne dieſe begreifen zu wollen, ſage ich euch: Täuſchen wir uns nicht über unſer Glück!

Denn ſind wir weniger dienſtbar, wenn unſer ganzes Daſeyn darauf geht, die Natur im Dienſt zu erhalten? Sind wir viel beſſer daran, ſtatt daß wir uns von der Natur hinreißen ließen, die Peitſche über ſie führen zu müſſen? Und ſind wir wahrhafte Herrſcher, wenn wir vor lauter Sammeln und Genießen deſſen, was die zinsbare Natur liefert, nicht zu Athem kommen können für das Höhere, Uebernatürliche? — O begriffen wir nur recht, wie ſehr und wohin wir uns an dieſer Fülle der Güter verlaufen, da jede heilige Fußſtapfe der Gottheit mit nichtigen Genüſſen überſtreut iſt.

In ſolcher Zerſtreuung am Nichtigſten gehen alle Grundkräfte der Menſchheit zerſplitternd auseinander.

Die Gefühle trennen ſich vom Geiſt, ſinken zu Begierden herab, und wühlen ſich in die Wüſte des Lebens hinein; der Geiſt, von den Gefühlen verlaſſen, ſinkt zu lauter Verſtand herab, und erzeugt eine reiche Sippſchaft ſelbſüchtiger Gedanken. Denn an jenem Uebermaaß des Irdiſchen hat die Natur auch noch in uns ſelbſt den Verſtand groß und ſtark gezogen, — einen wackern Diener freilich, wenn er gehorcht. Aber mit der Natur heimlich verſchworen, herrſcht er in uns, indeß wir ebenfalls wieder meinen, mittelſt ſeiner zu herrſchen. — Auch dieſer Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nimmt für ſeine glänzenden Spielereien und Entwürfe ſo ſehr alle Zeit und Mittel in Anſpruch, daß uns im Innern aller Wohlſtand, alle Zufriedenheit und alle Haltung verloren geht. Das iſt die große Weisheit der Zeit!

Wir lächeln über die Kinder, die im Gewühl ihres Spielgeräths die nichtigen Kleinigkeiten bald ſo, bald anders anordnen, und wieder auseinander werfen. Und thut etwa der Verſtand immer etwas Beſſeres an den troſtloſen Dingen des Werkeltags unſeres Lebens? Wahrlich! wir ſind die echten Kinder der Welt, die mit Eßwaaren und Spielgeräth umhäuft, Mund und Hände und Augen voll, ſich außer Athem arbeiten. Und wir machen ſo wichtige Geſichter dabei, wie die Kinder.

Thoren, die wir von der Genußſucht des Herzens und der Selbſucht des Verſtandes an Geiſt und Seele gefeſſelt, uns für übernatürlich erlöſt halten, und unſern eignen Zuſtand nicht kennen; die wir tiefer und tiefer in den umnebelten Winter des Daſeyns gerathend, jene

fromme Sehnſucht der Vorwelt nicht kennen, in der die betrübten Kinder nach einem heiligen Chriſtabend und nach jenen himmliſchen Gaben verlangten, die eine herabſteigende Gottheit bringen ſollte.

Und wie jene Vorwelt in ihrem Naturdienſt, finden auch wir in unſerm Kirchendienſt nicht immer Heil, und wir um ſo ſchwerer, als wir uns mit fremden, unerſchöpflichen Verdienſten ſchmeicheln, und nicht begreifen wollen, daß ohne Selbſtthat weder vor noch nach Chriſtus eine Erlöſung geſchehen kann. — So verläuft ſich denn auch bei uns an ſinnlichem Gottesdienſt, an geiſtloſem Außenwerk Glauben und Andacht. Mit hohlen Nüſſen von Glaubensartikeln ſpielen und würfeln wir um das ewige Leben: dies in der ältern Kirche.

Dort aber, wo die Freiheit einen ſpäten Sieg errang, wo der Glaube mit dem Gedanken, zwei edle Freunde, Hand in Hand wandelten, und nicht mehr in furchtſamer Scheu nach dem Stellvertreter Gottes, ſondern offen und freudig nach der Gottheit ſelber fragten, zanken ſie jetzt, kindiſch und boshaft zugleich, um Rationalismus und Supernaturalismus. Dieſe rufen Weh über die menſchliche Vernunft, die verfinſtert von Gott und göttlichen Dingen nichts wiſſen könne, an deren Hand man der Verdammniß zueile. Jene ſchelten, daß man ſo unſinniger Weiſe eine Welt annehme, die von einem allweiſen Gott geſchaffen, dennoch nicht fortkommen könne, ohne daß die Gottheit in Perſon herunter ſteige, und den entſtehenden Gebrechen mit willkürig-eingreifender Hand abhelfe; daß man in der Schrift Wahrheiten finden wolle, auf welche die Ver-

nunft nie würde gekommen ſeyn, und die doch von der Vernunft angenommen werden ſollen.

Dort kauern die Pietiſten zuſammen. Was treiben ſie doch? Schließen ſie das Tagebuch ab über ihr freundliches, heitres Wirken? — Nein, ſie tunken in einen Napf, und laſſen ihre Seifenblaſen Himmelfahrt halten; ſie zählen ihren ſtillen Hochmuth an ſtillen Gebeten ab.

Sollen wir auch die Myſtiker nennen, die uns in ihrer Traumtiefe nicht hören, dieſe Borſtenfüßler unter den menſchlichen Weichthieren, die mit dem Kopf nach unten geſtellt ſind, oder eigentlich mit dem letzten Reſt von Kopf, mit dem Mund, im Meere des Ueberſinnlichen nach der Gottheit auſternartig ſchnappen?

Dieſem Getreibe und jenem Gezänk entlaufen nun Andere mit verſtopften Ohren; denn dies Verſchließen hilft nicht allein: wenn ſie den Unſinn auch nicht mehr hören, ſehen ſie doch die unſeligen Mienen derer, die um die Seligkeit zanken. Mithin entlaufen ſie, und wohin? — In die Schulen der Naturweisheit. Da vernehmen ſie denn die große Wahrheit eines über die ganze Natur verbreiteten Lebens, und wie das geſchaffne Einzelleben von dem ſchaffenden Allleben der Gottheit verſchlungen werde, das Endliche aufgehen müſſe ins Unendliche.

Daß wir aus Gott ſind, vernimmſt du freudig; warum aber, fragſt du, bin ich da, wenn ich wieder verſchlungen werden ſoll? Wie du einmal da biſt, willſt du ſelbſt auch nicht von einer Gottheit verſchlungen ſeyn, nicht in ewigem Selbſtvergeſſen untergehen.

Wie aber, du gar beſchränkter Freund, — bringen dich denn von deiner Gemeinheit auch die Reden und Ausrufungen der Weiſen nicht ab, wenn ſie die Wonne ſchildern, ins Unendliche wieder aufgelöſt zu werden.

„Auch dieſe nicht! Mein Magen iſt zu geſund für ſolche Stimmung. Man muß eben die Seekrankheit der Philoſophie haben, um es wünſchenswerth zu finden, je eher je lieber ins Meer des Unendlichen hinausgeworfen zu werden. — Soll denn aber der Menſch um dieſer Seekrankheit willen ſeine tiefſte Ueberzeugung von einem heiligen, über allem Wandel erhabenen göttlichen Willen aufgeben, und hiermit ſeine eigene Perſönlichkeit, ſeine Freiheit und die glorreiche Hoffnung der Unſterblichkeit fahren laſſen?“

Und ſo renneſt du denn wieder aus dieſen Schulen der Weiſen fort; wohin willſt du, Vielumirrender, Weitumfragender?

Hierher tritt in dieſen ruhigen Wald. Sanft athmet der fruchtbare Tag in dieſen dichtverſchlungenen Aeſten; leiſe bewegt wallet der grüne Mantel des Hochgebirges mit buntgeſticktem Strauchwerk und Wieſenſchmelz hinab an den Strom. Eine tiefe Freudigkeit keimt aus deiner Seele, ein unſäglicher Frieden erwacht in deinem Herzen wie aus dem Mittagſchlaf, und blickt zur hohen Sonne hinauf.

Setze dich nieder, und lege deine Pilgerſchuhe an. Laß uns wandelnd, wallfahrend nach der Löſung der Räthſel fragen, — nach der Schöpfung, nach der Gottheit, nach der Religion, nach Bös und Gut, nach der Freiheit, nach der Erlöſung und Liebe.

Wie eine ewige Erinnerung an jenen seligen Zustand des Paradieses steht die Welt friedlicher Gewächse um uns her, fest in der Erde wurzelnd, ruhig, ohne Begier nach dem Irdischen, aber nicht ohne Sehnsucht nach Oben. In der Pflanze hat die verschlossene Erde ihr Innerstes zuerst aufgethan, haben sich die kämpfenden Elemente versöhnt. So ist sie zugleich das Vorbild der Erlösung alles Streitenden zum Frieden. Wurzelnd gibt sie sich der Erde, zweigend dem Himmel hin, — zwischen beiden, durch beide gedeihend.

Auf denn, Pilger! Ob wir keinen Baum erfragen, der, in der Erde wurzelnd, Himmelsfrucht der Wahrheit und des Heils trage.

Buch des Errathens.

Vorbilder.

1. Die Knospe der paradieſiſchen Unſchuld iſt aufgebrochen und eine bunte Blätterfülle ſoll ſich entfalten. Was war das Paradies anders, als die ſchützende Kelchdecke, die das zarte, träumende Menſchengeſchlecht verhüllte? Nicht verloren ging das Paradies, ſondern es ſchlug ſich nur zurück, wie die mooſigen Kelchblätter der Centifolie, die ſich unter der hohen Sonne glühend und duftend auseinander breitet. Die Roſe der Menſchheit iſt über das Paradies hinaus gewachſen. Unter ihrer Fülle, in wehmüthiger Erinnerung, hängen die gefiederten Kelchlappen, betrübt, daß ſie die üppige Welt nicht mehr verſchließen können. Damals ruhte ſie ſo geborgen; der Thau der Nacht, des Mittags Strahl, Inſektenſtiche und Gewitterſtürme trafen ſie nicht. Doch wollte die ewige Liebe nicht mit der Knospe, ſondern mit der glänzenden, duftenden Roſe ihre jungfräulich wallende Bruſt ſchmücken. Dürfen wir es alſo beklagen, daß die Menſchheit unter der Sonne des Lebens aufgegangen iſt, um alle Pracht des ſinnlichen, allen Duft des geiſtigen Lebens zu offenbaren?

Auch die Knospe des Glaubens iſt aufgebrochen, und legt ihre duftigglühenden Blätter auseinander.

Oder wenn wir die Klagen der Menſchenkinder über den trüben Winter des Lebens vernommen haben, ſollen wir nicht auch die Spiele betrachten, mit denen ihr ſchwärmendes Herz, ihre fromme Kinderſeele die öden Tage belebt? Die Mutter hat ihnen vom heiligen Chriſt erzählt, der ſeine herrlichen Gaben bringe, wenn die kurzen Tage zu Ende liefen. So ſind die Spiele der gläubigen, harrenden Vorwelt voll Ahnungen des kommenden Chriſtus.

Wie oft wird der Leſer, wenn ihm die Meinungen und Gebräuche jener vorchriſtlichen Menſchheit angedeutet werden, mit wehmüthigem Lächeln der winterlichen Kinderſpiele gedenken!

Oder ſoll ich ſagen, daß wir in dieſem Buche die Jugend der Menſchheit betrachten wollen? — Wie hoch ſchlägt nicht das Herz des Jünglings, — wohin trägt ihn nicht eine ſchwärmeriſch-ſchaffende Phantaſie? Wie weit hinaus, gleich den Paradiesſtrömen, rauſchen aus ſeiner einſamen Seele die ſtürmiſchen Gefühle! Iſt das Alles nur für dieſes Leben? — Der Mann mag ſich glücklich fühlen, daß er die große Welt ſeiner Mühen im Raum eines ſchönen Tages zuſammen bringe: wo aber will der Jüngling hinaus, wenn er nicht in das Ueberſinnliche bauen darf? Ach der glaubt gern an eine Ewigkeit, der lebhaft genug fühlt, wie nöthig er ſie habe, um mit ſeinen Wünſchen fertig zu werden.

Die Jugend iſt gläubig; im Glauben liegt ihr Glück, ihre Glorie. Und wenn wir den Glauben der Völker betrachten, wollen wir uns ohne Vorurtheil ihrer Jugend freuen.

Zurück bleibe der Engherzige, denn er verſteht die Jugend nicht.

Indien.

2. Auf dem Himalaya thront mit himmelblauem Nacken der Gott; reich und gelockt ſtrömet über ſeine Schulter und Bruſt herab des Gottes Haar, — der heilige Ganges.

Kein Fluß der Erde iſt Jahrtauſende lang ſo gefeiert worden, wie der Ganges. Aus den ewigen Schneefeldern des Himalaya quillt er in zwei Armen. Bis zum höchſten Hindu-Tempel, der bei Gangotri in der Höhe der Gebirgsſchluchten ſteht, dringen nur einzelne Hindu hinauf, von Andacht zu übermenſchlicher Anſtrengung erkräftet. Dort legen ſie die Opfer der ermüdet Zurückgebliebenen nieder und erlangen Vergebung aller Sünden. — Bei Haridwar, Gottes Thor, tritt der Strom zuerſt in die Ebene des Landes. Bade- und Wallfahrtorte ziehen ſich an ſeinen Ufern hin. Hierher kommen, von Andacht und Handel getrieben, Hunderttauſende. Der Kranke ſucht Geneſung, und des Todten Aſche wird in den Strom der Seligkeit geſchüttet. Bei Sonnen-Auf- und Untergang wimmelt das blühende Geſtade von Frommen; ſie ſtürzen ſich ſchaarenweis in die Fluth, reinigen ſich von Sünde, und tragen die heilige Welle in Krügen nach ihrer fernen Heimath mit. Denn in allen Tempeln und Pagoden iſt Gangeswaſſer das koſtbarſte Opfer, das Einer bringen kann. Auf Schultern wird es bis zur äußerſten Südſpitze von Dekkan getragen.

Aber nur so weit die edle Gazelle schweift, ist der Fluß heilig, er bleibt es nicht im tiefern Bengal. Das helle hügelige Land zwischen Hurdwar und Monghir ist das alte, glänzende Magada. Hier auf der Mittelstufe des Gangeslandes ist die Heimath der indischen Religion, hier der Schauplatz der uraltmächtigen Dynastien, der Kinder der Sonne und des Mondes; hier das Reich der Ujadhia, von welchem der Siegeszug des Rama gen Ravuna, oder der guten gegen die bösen Genien ausging. In diesem Gebiet wechselten die Religionslehren Brama's, Schiwa's, Wischnu's und Budda's, wurden die frühen Religionskriege der Sekten geführt. Auf dieser Stufe des Stromes schwankte Jahrhunderte lang die Wiege einer erstaunlichen Volkscultur.

Denn als nun hier der träumende Säugling der Natur in blühendem Mutterschooß erwachte, — wie mußte sein Mund lächelnd an der überschwenglichen Fülle des Segens, sein Auge staunend an den großen Schriftzügen hangen, die ihm hier in den Wundern der Atmosphäre, an Gebirg, Meer, Thälern und Strömen entgegen leuchteten? Seine Phantasie ward flügge in dem warmen Nest und trug seine Seele über all' die glänzenden wunderbaren Erscheinungen zur Gottesahnung empor. Vom Berge Meru, wo Gottes Kraft verborgen liegt, fächelten ihn kühle Lüfte an; aus dem heilsamen Strom trank der Hindu sich helle Augen; die erquicklichen Bäder erfrischten die Gefühle; jene Mannichfaltigkeit von Naturgestalten eines berg- und thälerreichen Landes, die Fülle und Herrlichkeit der Gewächse,

erweckte und übte sein Nachdenken. Die Palme, Brama's Liebling, der duftende Sandelbaum, die heilige Pipala, die Narde mit schmerzstillendem Oel, und der Lotus, der sein frommes Auge aus der Segensfluth aufschlägt.

So erzog die Natur selbst den Hindu mit dem dunkelhyacinthfarbenen Haar und der frauenzarten Seele zu einem besondern ahnungsvollen Tiefsinn, daß sein Geist in einer blühenden, reichen Welt von Gedanken und Gedichten mit den herrlichen, unerschöpflichen Erzeugnissen der Mutter Erde wetteifern konnte.

Den Abdruck jener frühen hohen Cultur enthält für uns noch die Sanscrit-Sprache, in geistigem Tiefsinn und blühendem Ausdruck ein Abbild der wundervollen indischen Natur selbst. In dieser Sprache, wie in einem Sarge von unverweslichem Sycomorenholz, liegen die ältesten Denkmale des Menschengeistes, liegen, wenn auch vielleicht von spielender Kinderhand schon etwas verderbt, die Pathengeschenke unseres Geschlechts, aus dem Paradies ursprünglicher Ahnung oder Offenbarung.

3. Es gibt Ein höchstes Gottwesen, — Brahm, Parabrama, Paratma genannt, die unbegreifliche, unendliche, in sich verschlungene Selbständigkeit, das selbsteigne, sich selbst genügende, in heiliger Friedensfeier, in schlummernder Offenbarungsmacht über der Möglichkeit einer Welt ruhende Ich. Brahm ist das Ewige, allein wahrhaft Bestehende; die Welt ist nur sein Name; alle Erscheinungen haben in ihm ihren letzten Grund, Alles war und wird einst wieder Brahm.

In ihm sind alle Intelligenzen, alle Vermögen und Kräfte, aber noch verschlossen, selbst der Wille, sich zu offenbaren, noch verhüllt.

Diese Idee von Gottseyn in ihrer Erhabenheit und Tiefe findet sich im Lichtlande der Hindu als früheste Ahnung des Menschengeschlechts.

Dies Gottwesen, das Brahm, ist über alle Verehrung erhaben, es hat keinen Tempel, keinen Kultus. „Forsche nicht nach über das Wesen und die Natur des Ewigunerfaßlichen, — warnen die Weisen —; es ist genug, daß du jeden Tag und jede Nacht seine Weisheit, Macht und Güte in seinen Werken schauest. Das sey dir Heil!"

In Brahm, dem Unerforschlichen, ein Theil seines Wesens, seines Selbst ist — die ewige Liebe, Maja. Sie löst sich gleichsam zuerst aus dem Urfrieden der Gottheitskräfte als die Ahnung einer Weltschaffung. Denn Maja webt lächelnd das Vorbild eines Weltalls aus Schein; in ihr, wie in seiner eignen Phantasie, träumt gleichsam das Gottwesen. Sie, die gestaltenwebende Zauberin, lockt — so zu sagen — das Gottwesen in die Schaffenslust hinein durch ihre Vorspiegelung einer noch unerschaffnen Welt.

Ruhend in ihrer Tiefe hat sich die Gottheit mit der Maja, mit dem freudigen Selbstvergessen, wie mit einem Mantel, umgeben. Um Brahms Ernst sind die Welten nur Spiel; Schaffen ist Spiel der Gottheit aus einem Vergessen ihrer selbst.

Versinnlicht erscheint dann Maja später auch als die liebeberauschende Zauberin der Sinnenwelt, als die

Weberin der Täuſchung, die aus ihrem Schein die Forſchung, aus ihren Spielen die Selbſtbetrachtung verbannet. Und wenn auch die Welt in Bezug auf ſich ſelbſt Wahrheit hat, vor Brahm iſt ſie doch nur Täuſchung und Schein. Wie Maja das Gottweſen zum ſchaffenden Spiel ſchmeichelte, verlockt ſie nun die Geſchöpfe in all' die bunten Wechſel der Welt, die ſie aus ihren lichtglänzenden, ſonnegoldigen, unverbleichenden Fäden webt und mit ihren ſinnvollen Begeiſterungsgebilden durchflicht. Kamdehen heißt ſie, die All-Liebe, an der alle Weſen trinken, die in Schein geborenen; denn Eines nur bleibt, — Brahm.

Von Maja zur Schöpfungsluſt angeregt, ſprach nun Brahm das ſchaffende Wort Oum — Amen, das kein Indier ausſpricht. Dies iſt der Vorklang alles Werdenden, der Geiſteshauch der Schöpfung. Wie Maja das Gottweſen ſelbſt iſt, in ſeiner Schöpfungsluſt gedacht, ſo iſt Oum ſelber Brahm, in ſeiner Schöpfungsmacht vorgeſtellt. Es iſt das Wort, „das im Anfang bei Gott und Gott ſelber war."

Wir finden durchgehends im Alterthum die Anſicht vom Wort, als dem erſten Lautwerden der urſprünglich-in Selbſtgenüge ſchweigſamen Gottheit. Dies Lautwerden aber iſt Schaffen. Gott ſprach und es ward.

Oum war vor allem Sichtbaren, hat ſich aber als wirklich ſeyend erſt im Nachdenken des Menſchen geoffenbart. Und als der Menſchengeiſt ſich brahmdurchlichtet in die Erforſchung des Ueberſinnlichen verſenkt hat, ertönte auch der geiſtige Gotteshauch Oum in der

Erkenntniß und Wissenschaft, und kleidete sich in Klang- und Buchstabengewand. So ist dann Oum, das Gotteswort, im „Vierärmelkleid" der vier Wedas (heiligen Bücher) zu dem frommen Hindu gekommen.

Vorbereitung.

4. Wir betreten hier zum ersten Mal einen der großen Naturtempel vorchristlicher Welt. Lassen wir den Gottesdienst uns nicht überraschen! Unsere christliche Innerlichkeit, unsere kühle Sitte, unsere verständige Naturanschauung, hat uns die Weihe genommen für die heiligen Mysterien des Naturdienstes. Wir erschrecken vor solcher Feier. Aber ganz vorübergehen können wir doch nicht: verschleiern wir uns, und treten ein.

Hohe Berge sind die Altäre, und Cedern und Palmen als Kerzen aufgesteckt. An den schwülen, üppig geschmückten Stufen der Altäre, in den blühenden Thälern, an den rauschenden Strömen, wimmelt alles Lebendige zur hohen Feier. Es ist das Hochamt, das ewige Geheimniß der Zeugung, dessen Gnade allen, den niedrigsten wie den höchsten Erdgeschöpfen, ausgespendet wird.

Ein frühes, der Natur noch mehr verwandtes Menschengeschlecht sah in dem großen Mysterium der Zeugung an Gewächs und Gethier nur — heiliger Liebe Walten. Jedes Wesen, wenn auch unbewußt, folgte der Freude, die ihm in den schönsten Augenblicken seines Daseyns die ewige Liebe gönnte; — Augenblicke, in denen ja der Gottheit erstes Schöpferwort schaffend fortlispelte, da die Welt nur durch die Feier jenes wonnereichen Geheimnisses besteht und dauert.

Sehen wir es nicht ungünſtig an, wenn ſich das früheſte Geſchlecht auch ein erſtes Schaffen nicht ohne jene Thätigkeit vorſtellen konnte, an welche die fortrollende Schöpfung für immer geknüpft iſt, nicht ohne Zeugung. So angeſehen, feierte der Menſch und jedes Weſen die große Liebesthat der Gottheit nach, und es befremdet uns nicht mehr, bei den älteſten Völkern das Geſchlechtsverhältniß mit religiöſer Anſicht und Gottesfeier innigſt verwebt zu finden. Nicht daß, wie im Chriſtenthum, die Geſchlechtsverbindung kirchlich wäre eingeweiht worden; ſondern die Geſchlechtsliebe an ſich war gleichſam die glühe Kohle, auf welcher das Weihrauchkorn der Andacht entzündet ward und verdampfte.

Für ſpäter hier beigebracht ſey daher auch gleich die Bemerkung, daß, wie jede Religion gern ihre Sinnbilder hat, auch die Naturfeier der Zeugung ihre Symbole und zwar vom Menſchen nahm. Wir würden zwar nach unſerer Gefühlsweiſe nicht ohne Schreck, ohne vernichtende Schamgluth an heiligen Orten den Abbildungen jener menſchlichen Glieder begegnen, die wir tief unter Hülle und Namenloſigkeit verbergen, und daher hier auch mit den fremden Namen des Lingam und der Joni bezeichnen. Jenen Naturvölkern aber, ſo lange ſie wenigſtens unſchuldig blieben, galten ſolche Abbildungen nur zur Erinnerung an das heilige Werk der Liebe, als fortwährender Schöpfung der Gottheit.

Brahm-Liebe.

5. Der Indier konnte ſich die Schöpfung der Welt nicht anders denken, als daß er in der Ruhefeier

des Gottwesens ein Begehren erwachen ließ. Maja ist es, die göttliche Liebe selbst, die in Brahms Wesen Eines mit ihm ist. Aber das einfache Gottwesen scheidet sich auf unbegreifliche Weise in sich selbst, indem es der Liebe gegenüber den Schöpferwillen stellt, und gewissermaßen in sich selbst eine Doppelgeschlechtigkeit hervorruft. In diesem Verhältniß erscheint die Liebe als rein-geistige Urweiblichkeit, als geheimnißvolles Vorbild weiblichen Empfangens und Gebärens, und erhält nun den Namen Paraschakti. Sie ist die reine, geistige Frauenmacht, aber immer doch nichts anders, als das Brahm selbst.

Aus diesem wundersamen Geschlechtverhältniß des Gottwesens in sich selbst gehen nun die Gottkräfte der Schöpfung, der Erhaltung, der Zerstörung, persönlich gedacht als Brahma, Wischnu und Schiwa hervor. — Dies die große Trimurti — Dreieinigkeit — der Indier. Die drei sind Eines, nämlich Brahm in seinen drei höchsten göttlichen Thätigkeiten.

Und wie nun Paraschakti die Mutter dieser drei ist, gehört sie auch jedem Einzelnen derselben wieder als Gattin an, und zwar dem Brahma unter dem Namen Saraswati, dem Wischnu als Lakschmini, dem Schiwa als Bhawani, insofern das Zerstörende neugebärend ist, als Kali, wenn blos die dunkle Auflösung gedacht wird.

So ist mithin die Welt aus und mit der ewigen Liebe gedacht; diese ist Mutter und Gattin jeder bildlich gedachten Gottheitskraft.

Denn nun ſteigt auch Paraſchakti in die Natur hinab.

Die Materie nämlich beſtand von Ewigkeit außer der Gottheit, jedoch nur als Idee eines Gegenſatzes mit Brahms Geiſtigkeit. Dieſen ideellen Gegenſatz verdichtete, ſo zu ſagen, die Gottheit zum Chaos, Mohat, ſo daß die Weltbildung, die aus dieſem Stoff geſchah, dennoch eine Schöpfung aus nichts genannt wurde. Bei dieſer bildenden Einwirkung, der Gottheit, bei dieſer weiſen Allmacht iſt Paraſchakti mitwirkſam. Das ewige geiſtige Vorbild tritt in den Stoff ein. Paraſchakti wird zur geheimnißvollen Räthſelmacht der Natur, ſie iſt die ewiggebärende, ſegenſpendende Allmutter des Lebens. Der Schleier der Maja mit ſeinen Wundergebilden wird abgedruckt in dem lebendigen Geſtaltenwechſel des irdiſchen Daſeyns. Auch in den Elementen der Natur erſcheint nun der ſchaffende Brahma unter dem Bild der fruchtbaren Erde, der erhaltende Wiſchnu unter dem belebenden, nährendſchützenden Waſſer, und der zerſtörende Schiwa unter dem Feuer.

Auch die Natur im Ganzen iſt ein Werk barmherziger Liebe. Denn nach Brahma, Wiſchnu und Schiwa und ehe die Welt ſelbſt noch beſtand, hatte das höchſte Gottweſen den Moiſaſur und die Schaaren himmliſcher Geiſter hervor gerufen, — Weſen aus ſeiner eignen Natur, der Vollkommenheit fähig, aber auch mit Kräften der Unvollkommenheit zu freier Wahl ausgeſtattet. Sie ſollten Theil an ſeiner Seligkeit haben, und hatten ſie auch wirklich eine ungemeßne Dauer

lang, bis ſie, aus eiferſüchtigem Neide ſich empörend, dem Ewigen den Gehorſam verſagten.

Schiwa mußte die Abgefallnen nun aus dem Himmel verjagen und in die finſtre Tiefe Onderah ſtürzen. Brahm ſelbſt überließ die Herrſchaft des Himmels an Brahma und zog ſich in ſein Gottweſen zurück. Doch endlich erhörte er die Fürbitte der Seligen für die in Onderah Seufzenden; er erſchien wieder und ſprach: Es werde das Weltall der fünfzehn Regionen der Strafe, Läuterung und Reinigung zur Wohnung für die ungehorſamen Götter! So entſtand die Körperwelt gleichſam als eine Leiter zum Himmel für die gefallnen Geiſter. Wiſchnu befreite die Onderah-Bewohner und verſetzte ſie in die unterſten Weſen der Welt, wo ſie in Körper, wie in baufällige Kerker, eingeſchloſſen, 89 Wanderungen vollbringen müſſen, bis ſie in den geheiligten Körper der Ghoy, der Kuh, und aus dieſem in den menſchlichen übergehen. Hier erhalten ſie die Freiheit wieder, das Diadem ihrer erſten Geiſtergeburt. Die Kuh aber ſoll dem Menſchen dienen, ihm reine, liebliche Nahrung gewähren, und ſeine Arbeiten theilen. Darum ſoll ſie heilig ſeyn, nicht verletzt werden, und der Menſch von Milch und Früchten leben.

Für ſeine Gnade hat der Ewige die Dauer von vier Weltperioden, Jug, beſtimmt. Auch Moiſaſur und die übrigen Verführer und Häupter der gefallnen Geiſter werden der Gnade theilhaftig, nur daß zur Strafe für ihre Sünde des Hochmuths die Kräfte des Böſen in ihnen erweitert ſind. So dürfen ſie die acht oberſten Regionen der Läuterung als Verſucher durchwan-

dern, um die rückkehrenden Geiſter zu neuem Hochmuth zu verführen. Dagegen aber hat der Ewige auch den ſiehenden himmliſchen Geiſtern, den guten Dejotas, erlaubt, in dieſe acht Regionen hinab zu ſteigen, um in Menſchengeſtalt den aufringenden Geiſtern gegen die Anfechtungen Moiſaſurs und ſeiner Geſellen, der Daints, beizuſtehen. Die Erde iſt die unterſte dieſer acht Stufen; über ihr ſind die übrigen ſieben bis zu Brama's Sitze zu durchwandern, — die ſieben Planeten, auf denen die Menſchen über den Rückfall zur Sünde erhaben ſind.

6. So iſt alſo, nach indiſcher Anſicht, das Böſe zugleich mit der Welt und aus demſelben Grund entſprungen. Das Gottweſen nämlich entzweit ſich in ſich ſelbſt aus Liebe. Wohl iſt die Schöpfung nun ein Werk der Liebe, aber auch aus Entzweiung des Göttlicheinigen hervorgegangen.

Von erſtaunlicher Tiefe iſt dieſe Weltanſicht. Jene Entzweiung des Gottweſens beſteht nicht ſowohl darin, daß Brahm ſich zum Behuf des Schaffens in eine Doppelgeſchlechtigkeit ſchied, als daß die Gottheit vielmehr die Idee ihres Gegenſatzes hervorrief, um Geiſter mit Freiheit auszuſtatten. Die Gottheit iſt nämlich nicht gut, weil ſie ſonſt auch müßte bös ſeyn können; ſondern der Gegenſatz von Gut und Bös iſt ganz aufgelöſt im Göttlichen. Das iſt eben Gottes Seligkeit, daß er über allen Zwieſpalt des Wollens, über allen Kampf des Wählens erhaben iſt. Das Göttliche iſt aber deshalb auch ſchlechterdings einfach, ſo daß zwei Gottheiten undenkbar ſind. Im Bewußtſeyn ihrer Ur-

ſeligkeit konnte daher die Gottheit nur Geiſter hervorrufen, in die der Gegenſatz von Gut und Bös zur freien Auflöſung eingekeimt ward.

Und ſo erklärt ſich ferner die Abkunft und das Weſen der Liebe, und ach! das Schickſal der Liebe. Aller Irrthum, alle Sehnſucht, aller Schmerz des Lebens liegt in der Liebe, aber auch alle Wahrheit, alle Erfüllung, alle Seligkeit. Und ſeit die Gottheit ihr ſeliges Selbſt aufgab, damit unerſchaffne Weſen daraus entſtehen und kämpfend freudig werden möchten, iſt die Selbſucht die tiefſte Schmach. Sie iſt die Urſünde Moiſaſurs und ſeiner Geſellen, die auf alle Weſen vererbt. Aber durch alle Widerſprüche des ſelbſüchtigen Lebens pilgert die Liebe, und weckt in der Zwietracht den ſchlummernden Trieb des Göttlichen. Denn das Leben iſt entzweit, wie eine Stimmgabel, deren beide Arme aus dem einigenden Stiel immer mehr auseinander laufen. Aber hart angeſchlagen an einer Spitze und raſch auf den Stiel geſetzt, giebt die Gabel das tönende reine A. Dies iſt der ſchlummernde Ton des Göttlichen, jenes erſte, reine A des Ewigen. Darum iſt jeder Moment, in dem zwei Gegenſätze in einer Liebesthat aufgelöſt werden, ſchöpferiſch, wie es die Gottheit in ihrer Entzweiung war.

Nach indiſcher Anſicht ſind alle Dinge eine Ausſtrömung der Gottheit. Dieſe Emanation und die damit verbundne Lehre von der Seelenwanderung, als der Rückkehr in die Gottheit, bilden die zwei Hälften des großen Weſenringes. In der Liebe ſehen wir gleichſam das Geſchaffne heimkehren; die Liebe iſt das

nach Innen gewendete Leben. Freilich aber verfallen die Schöpfungen der Liebe, seyen es lebende Wesen oder sittliche Thaten, immer wieder als neue Emanation dem Gesetz des Lebens. Dies ist die Brandung des Daseyns, oder wenn wir es lieber das Athmen der Gottheit nennen wollen, die aushauchend das allgemeine Leben, einathmend den Zug der Liebe bildet.

Jene Doppellehre der Emanation und Seelenwanderung ist die älteste Religionsweisheit des Menschengeschlechts und nach Indien heimgehörig. Der Hindu ist ganz durchdrungen von dieser Ansicht; seine Beschaulichkeit, sein Glauben und Lebenswandel ruhen darauf, seine Poesie, Kunst und Staatsverfassung sind damit durchmarkt, und wie wir in die Ansichten des Christenthums, ist jener in diese Lehre gänzlich eingewachsen, gänzlich darin aufgelöst.

Auch die Menschenseele trägt die göttliche Urzweiheit in sich, indem sie ein Abbild von Nara und Atma, dem göttlichen Urgeist und der göttlichen Urseele ist, und daher eine Art von Mannweiblichkeit darstellt.

Dies Geistige im Menschen ist Gottheitstheil, — eine individuelle Offenbarung Gottes. Es ist dies aber ein leidender Zustand des Göttlichen, und je mehr das Getrieb des von Blut und Nerven bewegten Körpers (Bhoutatma) das Geistige beherrscht, desto mehr leidet der Gott in Banden. Da hat der Geist sich nun den Willen gleichsam zu einem Schilde geschmiedet wider die Anfälle der Riesin Sinnlichkeit. Sein warnender Schildträger ist das Gewissen. So gerüstet hält der kämpfende Geist sich den Rückweg zur Gottheit

offen. Und wenn in der Lockung der Selbsucht Moisasurs Verführung reizt: so setzt er dem Versucher die Beschauung entgegen, in der ihm die schützenden guten Geister beistehen. Denn die Betrachtung führt aus dem Dunkel der Lüge und Täuschung auf die Sonnenhöhe der Wahrheit. Die Rückkehr zur Gottheit ist jedoch keineswegs eine nöthigende Vorbestimmung des Menschen, sondern ganz in seinen freien Willen gesetzt. Wozu ihn dieser antreiben werde, sieht indeß die über der Zeit lebende Gottheit voraus. Ein zeitliches Beharren im Bösen findet eine zeitliche Sühnstrafe, eine Art Fegefeuer; einem ewigen Beharren wird ewige Strafe zu Theil; ewig jedoch im menschlichen Sinne genommen, ohne daß eine unbedingte Ewigkeit darunter verstanden würde; denn zuletzt kehren doch alle Geister in die Gottheit zurück, und finden ihre Seligkeit.

7. Es ist hier nicht der Ort, Himmel und Hölle mit indischen Farben auszumalen. In den Höllengemälden für das Volk fehlt es nicht an Feuerströmen, an reißenden Thieren, schneidenden Werkzeugen und an ekelhaftem Schmutz, womit jenseits die Sünder gepeiniget werden, deren Leiber, aus einer feinen Materie gebildet, und zerrissen von tausend Qualen, wie Quecksilber wieder zusammen fließen, um alles Erlittne wiederholt zu erfahren.

Mit dem Gegenstande scheint sich jedoch die Phantasie der indischen Dichter zu veredeln, und auf eine würdigere Weise wird in den heiligen Büchern der Himmel dargestellt. „In Gottes Anschaun ist die Seele entzückt, der Wunderschleier der Gottheitskräfte, für die

Sinne aus Geheimniß gewoben, hebt ſich dort vor des Geiſtes Blicken auf. Die große Schöpfungsharfe tönt vernehmbar den Einklang der Allmacht. Dort herrſchet kein Schmerz, keine Reue und nicht die Furcht, die der Menſchen Bruſt beklemmt. Da iſt der Glaube kein Geſchenk und kein Verdienſt mehr; denn ins Lichtgewand der Wahrheit gekleidet, erhebt ſich der Geiſt über alle Täuſchung zur höchſten Weisheit."

Hienieden aber wird Andacht für einen Vorſchmack jener Seligkeit und für das höchſte Verdienſt angeſehen. Alle Wonne der Gottheit und der Menſchen entſpringt, wächst und vollendet ſich in Andacht. Dieſe hat mehr Werth als Pflichterfüllung. Durch Andacht und tugendhafte Handlungen gewinnt der Menſch, — wie die weiſe Ameiſe ſammelt — einen Vorrath für den Himmel. Nur Tugend iſt auf der Reiſe in die Ewigkeit eine treue Gefährtin der Seele. Denn Vater, Mutter, Gattin, Kind und Alles verläßt man, um als ein Einzelner zu ſterben, wie man einzeln geboren ward, und als ein Einzelner empfängt man dort ſeines Lebens Lohn.

Auf ihrer Wandrung durch die Materie ſtreift die Seele im Tauſche ihrer ſinnlichen Gewänder ſündige Stoffe mit ab, die ſie fortpflanzt.

Der Taube Kind hat ſeiner Mutter Einfalt,
Des Tiegers Säugling ſauget Mordbegier;
Der Menſch, von heft'gen Trieben ſtets entzündet,
Zeugt auch im Sohne grobe Sinneswildheit.

So faßt der Indier, was man Erbſünde nennt, auf, die aber dem freien Willen keinen Eintrag thut. Erbſünde jedoch wie eigne Sünden, vorſätzlich oder unvor-

sätzlich begangen, können durch Buße getilgt werden, die aber ohne Reue und Vorsatz der Besserung nicht bestehen kann. Es giebt verschiedne Bußarten mit besonders vorgeschriebnen Gebräuchen. Die Bußart Pavaka sühnt alle Verbrechen, aber ihre Uebung erfordert unter andern ein zwölftägig Fasten und daß der Reuige streng über seinen Gliedern und Gedanken wache. Die sinnige, zage Seele des Indiers legt auf Bußübung das größte Gewicht; fromme Büßer werden über Alles erhoben und mit Vorzug die Weisen genannt. „Die Brust des Reichen, heißt es, ist ein tobend Meer, ein Wechsel von Durst und Ueberfüllung. Dagegen ist uns der weltfliehende Weise in seiner Felsenklause ein Bild des wahren Glücks. Die Güter, die ihm die Weisheit aufschließt, raubt ihm kein Feind, keine Furcht, und wie von Stolze, sind sie von Ekel und Täuschung frei.“ — Ferner: „Wie Duftblüthen auf dem beweglichen Silber des Baches tanzen, wie sie stärkende Wohlgerüche verathmen und ihres Oeles Würze wie Goldaugen über die Fluthen legen: so die Weisheit, wenn sie mit ihren Tugenden in den Busen des frommen Büßers hinab taucht, und ihre heiligen Sprüche stärkend in die Falten des Herzens legt. Wie des Lotus reine Lippen die Strahlen des Himmels trinken: so setzt der Weise seinen Mund an den Kelch der Gottheit. Wie die reine Blüthe Bandhujava in Begierde lebt, die Strahlen der Sonne zu küssen: so zittert der Weise in Sehnsucht nach dem Anblick des Ewigen, und er erfaßt den Baum der Ewigkeit, wie die gelenke Wasanti den nahen Baum ergreift, sich aufzurichten.“

Hier ſchließen ſich die vielen indiſchen Legenden von großen Büßern und Heiligen an, in denen die Gottheit öfter ihre Macht verherrlicht hat. Es ſind die Riſchis. Durch ungemeine Bußwerke und Selbſtbeherrſchung haben ſie eine Macht errungen, die ſich ſegenbar oder fluchbringend an Königen und Völkern, ja ſelbſt an Dejotas (Geiſtern) wunderbar erwieſen hat. Ueberhaupt aber grenzt der Wille des Menſchen nach indiſcher Anſicht faſt an Allmacht; indem er das Schickſal und die Geiſter bewältigen kann. Denn die Gottheit hat auf unbegreifliche Weiſe eine Scheidung ihres eignen Weſens vorgenommen, und iſt in die Welt herabgeſtiegen. Ihre Abſicht iſt aber, jene in Materie befangne Gottheitstheile wieder mit ſich zu vereinigen. Daher erſcheinen nun Menſchen, die ſelbſtthätig, durch ſittliche Herrſchaft ihren Gottheitstheil aus den Feſſeln der Scheinwelt erlöſen und der Gottheit zuführen, höher, als gewöhnliche Sterbliche, erſcheinen, als Heilige, als gottberathne Vertraute und Werkzeuge des Ewigen.

Wie nun durch derlei Legenden und Vorbilder die ſittliche Kraft des Volkes angeſprochen und aufgerufen werden ſollte; ſo kamen andre Glaubensanſichten auch den Verzagten, den Verzweifelnden zu Hülfe, — die Lehre nämlich von den Awataras, von den Menſchwerdungen der Gottheit ſelbſt.

Gewaltige Kämpfe der Elemente, furchtbare Naturumwälzungen der Urwelt, waren noch friſch im Andenken des frühen Menſchengeſchlechtes. Aber auch unter dieſem Geſchlecht ſelbſt war in Kämpfen und Stürmen viel Ungerechtes, viel blutige Gewalt und ungemeßner

Frevel begangen worden. Hier wie dort hatte ſich die Gottheit erhaltend und rettend bewieſen. Und noch tiefer müſſen wir die indiſche Anſicht entwurzeln. Aus geheimnißvoller Selbſtentzweiung der Gottheit nämlich iſt das Böſe gekommen; da wird nun durch die Menſchen als Theile der Gottheit dieſe ſelber der Makel und Verunreinigung der Materie ſo wie der menſchlichen Gebrechen theilhaftig. Von dieſen ſucht ſich das Gottweſen durch Wiedergeburten zu befreien. Zahlreiche Mythen, für welche hier kein Raum iſt, erzählen bildlich die Wandlungen Brahma's, des Schöpfers. Aber im Gottweſen liegt zugleich ein rettendes Prinzip, — Wiſchnu. Er iſt ja der welterhaltende, rettende Gott, der für Sühne und Heil den Tod erleidende Gottmenſch, der das Göttliche im Menſchen aus Barmherzigkeit zu Gott zurück führt. Ja, die erlöſende Kraft im Gottweſen wird ſogar für mächtiger gehalten, als die ſchaffende; denn durch dieſe hat Gott ſich entäußert und durch Theilung ſo zu ſagen vermindert, durch die erlöſende ergänzt und verſtärkt er ſich wieder.

So preist unter andern der Jajadewa-Hymnus:

Im Sühnungsbad hochmüth'gen Kriegerblutes
Haſt du die Miſſethat der Welt getilgt,
Der Neugeburten Büßung ſie entnommen,
Parafurama werdend, o Jeſawa!
Sey ſiegreich, Heri, Herr des Weltenalls!

Und im Mahabharat heißt es von der Menſchwerdung Wiſchnu's in der Geſtalt des Parafurama:

O Wiſchnu!
Dein der Sieg!

Parasurama, du nahmst der Welt
Den Druck von ein und zwanzig Lasterfürsten,
Der Gottheit Greul, die Flecken dieser Erde.

Neunmal iſt in verſchiedner Geſtalt Wiſchnu als Erlöſer auf die Erde gekommen. In der achten Einfleiſchung (Incarnation) heißt der Gott — Kriſchna. Devaki, des Königs Kamſai Schweſter, gebar ihn. Im Zuſtand ihrer Hoffnung ward ſie immer ſchöner, und ſtrahlte in der Geburtsnacht von himmliſcher Glorie. Kriſchna tritt unter wunderbaren Umſtänden auf und ſtirbt zuletzt, von einem Pfeilſchuß getroffen, an einem Baum. Er ſtellt einen am Todesholze leidenden Gott dar.

Auch in der Menſchenſeele, die in den äußerſten ſittlichen Verfall kommen kann, wohnt Wiſchnu's erlöſende Kraft. In ſeiner tiefſten Verirrung kann der Sünder umkehren und die hohe Weisheit erringen, die ihn ſelbſt zum Propheten macht. Indem der Menſch nun durch Aufopferung ſeiner Selbſucht, durch Auflöſung ſeines beſondern Bewußtſeyns zum Bewußtſeyn oder Schauen der Gottheit gelangt, gewinnt er hienieden ſchon die Seligkeit; aber erſt im Tode geht die Pforte zum wahren Leben auf. Daher jene Todesverachtung, in welcher der Indier alle Völker übertrifft, und jene Beſchaulichkeit, in welcher er ſich ſchon dieſſeits mit der Gottheit zu vereinigen glaubt.

8. Die Anſicht von der Emanation machte dem frommen Indier die ganze Natur lebendig. Eine Welt von Gottheitskräften, zu Perſonen ausgeprägt, umgab ſeine Phantaſie. Ein Stammbaum ihrer Gottheitsab-

kunft bildet Grade der Verwandtſchaft und mithin eine Hierarchie oder Rangordnung. Es ſind die Dejotas und Dejotanis, — männliche und weibliche Gottheitskräfte. Götter dürfen wir nicht ſagen: der reingläubige Alt-Indier hat nur einen Gott. Aber dieſes Gottweſen tritt zuerſt in einer Dreifaltigkeit aus ſich heraus, und jede Hervorbringung oder Wirkung dieſer drei höchſten Kräfte wird immer wieder als ein göttliches Weſen bezeichnet. Alle zuſammen genommen machen das ungetheilte Eine Gottweſen aus. Kräfte der Geſtirne, der Elemente, Regungen des ſittlichen Gemüths, kurz alles Gottesartige wird von einer frommbegeiſterten Phantaſie perſönlich gedacht. So ſind unter vielen andern Nareda, Geiſt der Tonkunſt und Dakſcha, Geiſt der Emſigkeit, Kinder Brahma's, der ja Brahmi, Wiſſenſchaft, iſt. Es giebt Klang- und Duftgeiſter, Monats-, Tages-, Stundengeiſter; Sandiadewi, die Naturſchönheit, iſt eine Tochter des Schöpfers Brahma.

Indra der Aethergeiſt, Maruta der Windgeiſt, Pratſcheda der Waſſergeiſt, die verſchiednen Planetengeiſter und unzählige andre gehören zu Wiſchnu's Familie.

Unter den vielen Zeugungen Schiwa's nennen wir nur Aghni, den elementariſchen Feuergeiſt, der wegen der zeugenden und zerſtörenden Kraft des Feuers mit zwei Geſichtern, und wegen der drei kirchlichen Feuer, bei der Heirathsceremonie nämlich, bei Opfern und bei Begräbniſſen, — dreibeinig abgebildet wird.

Eine Bemerkung ſey hier für allemal beigebracht: die indiſchen Götterbilder kommen uns widerwärtig vor;

aber der Indier faßte seine geistigen Wesen nicht, wie der Grieche, mit dem Schönheitssinne des Künstlers, sondern mit dem Tiefsinne des Philosophen auf.

Diese lebendige Natur der Geister war aber zugleich auch der Erlösungsweg der heimwandernden Seelen. Der Glaube an Seelenwanderung legte dem Indier zarte Rücksichten, besonders gegen die Thierwelt auf. Aus den Geschöpfen blickten ihn ja verwandte Seelen in ihrer rührenden Erniedrigung an, — Königssöhne des Himmels, die auf ihrer Wanderschaft bettelarm sich nach dem fernen Palast des Vaters — durchfechten müssen. So begegneten sich wieder Emanation und Seelenwanderung, und das Allerheiligenfest des Lebens war mit einer Allerseelenfeier durchzogen.

Abfall.

9. Eine so durchgedrungene Glaubensansicht vom Abfall des Göttlichen in der Welt sollte sich bei dem großen Haufen gar bald wirksam in einem Abfall der Andacht zeigen, die ja dem Göttlichen zugewendet, ihm auch gewissermaßen in seine Versunkenheit folgte.

Im Laufe der Zeit sank die Anbetung der Gottheit zum Thierdienst herab. Stand ja doch, wie gesagt, der Indier in seinem Glauben an eine Ausströmung des Göttlichen solcher Verirrung näher, als vielleicht andere Völker, die ähnlichen Dienst angenommen hatten, ohne von ähnlichen Ansichten auszugehn.

Eine große Uebereinanderordnung, eine Hierarchie, vertheilter Menschheitskräfte scheint uns im Thierreich zu begegnen. Die Schöpfung war im Anfang wie ein

herrlicher Audienzsaal ausgeschmückt. Zahllos wimmelnde Thiere, ein erstaunliches Gefolg, trug und hielt dem erwarteten Könige Mensch die Reichs-Insignien und königlichen Abzeichen entgegen. Als aber der Herrscher endlich auftrat, war er schon mit allem Schmuck und aller Würde angethan, und belehnte die zahllosen Würdenträger des Thierreichs mit den Insignien, die sie trugen. Und sie tragen sie seitdem, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, gleichsam als Familienlehne fort.

Der Indier, mit der reichen, prunkenden Thierwelt umgeben, nahm wohl diese vertheilten menschlichen Eigenschaften wahr; ihm aber erschienen sie umgekehrt als die herabgestrahlt vereinzelten Gottheitskräfte, und er fiel von der Verehrung der geistigen Eigenschaft zur Andacht gegen den Symbolträger derselben ab.

Verehrt wurde der Elephant als Bild der Klugheit und Stärke. Acht Elephanten trugen die Welt. Auf dem Schwan fuhr Brama; Wischnu ward vom Adler getragen; der Käfer mit Glanzflügeln deutete auf Sonne und Planeten, und die Seelen der Verstorbenen erschienen als Raben beflügelt. Vor allen aber erfuhren Stier und Kuh eine hohe Verehrung. Unter jenem ward Schiwa vorgestellt, diese war der Allmutter Bhawani geheiligt. Es galt für eine reinigende Ceremonie der Wiedergeburt von Sünden, unter goldner Bildsäule einer Kuh durchzukriechen.

So sind wir mit dem Ganges herunter gekommen von reiner, himmelblauer Höhe des Himalah, die heilige Strecke entlang, wo die Gazelle schweift, vorüber an den frommen Stätten der Sühne, wo Bulbul unter

Rosen ihren Nachtgesang bringt, Zombu süße Düfte und Opferblätter über den Bach streut, und die heilige Mugri ihre Weihegabe haucht, bis an die Mündungen des Stromes, wo er, regelmäßig überschwellend, trüb von Erdetheilen, alle irdische Ueppigkeit hervorbringt und nährt.

Höchst bedeutsam ist die uralte Ansicht vom Abfall des Irdischen für uns, die wir jetzt die Pilgerung nach den Tempeln der alten Völker antreten. Welche große Vorbedeutung liegt in der Entwicklung der ältesten Religion der Erde, die von der erhabensten Beschaulichkeit und Forschung bis zum Thierdienst herabsinkt!

Der Mensch hat nämlich seine Mutter Erde so lieb. Das Herz schwillt und schlägt dem Ahnungsvollknieenden, daß er die Arme hoch nach dem Himmel ausbreiten muß. Er ergreift den Saum des Göttlichen, und wie er ihn vom Staube der Mutter angeflogen erblickt, hüllet er hingerissen sein betendküssendes, thränennasses Angesicht hinein. Längst entschwunden ist die Gottheit, und da hält er noch und betet den schmutzig gewordenen Zipfel an, blutig reißt er sich um das Göttliche und in Haß und Hader begeht er seine gläubige Andacht.

Sektenfolge.

10. In der ältesten Zeit wurde Brama verehrt, die erste Person in der Trimurti. Der Schöpferhauch der Gottheit umwitterte noch das kindliche Geschlecht. Einfach, schlicht und rein von Herzen brachten sie ihm Milch und Erstlingsfrüchte zum Opfer, Aus Brama's Kopfe waren die Priester, die Braminen, aus seinen

Schultern die Krieger, Radsja-putra, aus seinem Bauche die Feldbauer und Kaufleute, Vagschia, und aus seinen Beinen die Künstler und Handwerker, Schudra, entsprungen. Den vier Kasten gab der Gott in Sanscritsprache sein Gesetz, die vier Bücher Ritsch, Jazusch, Saman und Atharvan. Aber in Folge früher Religionskämpfe zogen die Braminen-Diener aus, die Lehre wurde zerstreut und kein Tempel des Brama blieb stehen.

Denn zerstörend war nach und nach ein furchtbares Sittenverderbniß hereingebrochen. Schiwa kam, der wilde Gott, mit dem Lingam und brachte Gluttleben und Tod. Zeugung und Zerstörung sind Schwestern, die zuweilen Hand in Hand gehen. Nun wird mit wilden sinnlichen Festen und blutigen Opfern Mahadewa, der große Gott, verehrt, dessen flammenstreifig Gewand eine Tiegerhaut und dessen Haupt mit Asche bedeckt ist. Liebe, Leben, Zorn und Tod sind die Weihrauchkörner der Andacht. Alle Sitte ist verschwunden, Mord wüthet, und Schamlosigkeit herrscht allerwärts.

In dieser Zeit gänzlichen Sittenverfalls, die an jenen Zustand vor der Sündfluth erinnert, kömmt Wischnu, der Erlöser. Mit heiliger Fluth löscht er des Lingam rasend Feuer und versöhnt dem Himmel die Greuelsünden.

Doch galt es keine Ausrottung des Schiwadienstes; sondern nur einer Verbesserung desselben — an Haupt und Gliedern, um einen christlichkirchlichen Ausdruck zu brauchen. Beide Sekten, der Schiwa- und der Wischnu-Diener, bestanden fortan neben einander.

Immer wieder verfiel Religion und Sitte, und

überdies stiegen die Priesteranmaßungen aufs Höchste. So blieb denn auch ein Reformator nicht aus, — Budda nämlich, aus der Wischnusekte, der nach Angabe seiner Bekenner 1000, ja 2000 Jahre, wahrscheinlicher aber ungefähr 600 Jahre vor Christus auftrat. Seine Mutter hieß — Maja, und seine jungfräuliche Geburt aus himmlischer Empfängniß ist ein Glaubensartikel für seine Religionsanhänger.

Budda geht von einer tiefgemüthlichen Innerlichkeit aus, weist auf die Geistigkeit des göttlichen Wesens hin, und indem er Rückkehr zu Gott durch Rückkehr in sich selbst fodert, lehrt er eine Moral der Sanftmuth und Liebe.

Von der indischen Grundlage aller bürgerlichen und religiösen Einrichtung, von dem Glauben an Seelenwanderung ausgehend, behauptete Budda folgerichtig, daß alle Wesen, in welcher äußern Lage sie sich befinden möchten, innerlich gleich seyen, da derselbe Geist wandernd einen Braminen, einen Paria oder ein Thier beseelen könne. Nicht also auf äußere Stellung, sondern auf inneres Verdienst stütze sich die Rangordnung der Geister. Daher sprach Budda den Priestern den ihnen durch den Bramaismus zuerkannten Vorzug der Lehrgabe und Inspiration ab und wollte unter diesem göttlichen Einfluß alle Menschen gleich gestellt wissen.

Dieser Angriff gegen die Priesterschaft und gegen die Ungerechtigkeit des Kastenunterschieds war bedenklicher noch für den kühnen Mann, als daß er zugleich auf strengere, reinere Sitten drang. Seine tiefsinnige Weltansicht und Heilslehre ist an die Heiligkeit des Lebens

geknüpft. Denn nach seiner sinnreichen Darstellung sind höhere Geister, die Bramas der verschiednen Himmel, lustwandelnd auf unsere Erde herabgekommen. Wie sie von der süßschmeckenden Erde genossen, ist die Sinnlichkeit des Geschlechts in ihnen erwacht. Sie gaben sich der Lust hin, und ihr eigenthümlicher Glanz verschwand. Zurückkehren konnten sie nicht mehr, sie mußten sich anbauen, mußten arbeiten. Immer saurer wurde die Erdenmühe, immer wuchernder die Sündhaftigkeit. Durch diese wird auch die Menschheit tief und tiefer sinken, das Leben sich verkürzen, die Körper immer zwerghafter werden, bis endlich, das erbärmliche Geschlecht zu vertilgen, die Weltzerstörung hereinbrechen wird.

Diese hinaus zu schieben liegt also in der moralischen Kraft der Menschen; alle Uebel der Welt kann der Mensch durch Heiligkeit von sich abwehren, und Nirwanâ, der Himmel unwandelbarer Seligkeit, nimmt dereinst die Gerechten auf.

Es gibt noch ein indisches Schauspiel aus der Zeit, wo die Budda-Gläubigen noch nicht in blutigen Glaubenskriegen mit der altorthodoxen Kirche verwickelt waren. In demselben tritt ein unglücklicher Mensch aus niedrer Kaste, der im Spiel alles verloren hat, auf. Entschlossen, ein Budda-Pilger zu werdenn, wäscht er in offnem Garten sein schmutzig Kleid, um gleichsam einen neuen Menschen anzuziehen, und singt:

Sei Tugend, Brüder, euer Gut,
Rastlose Gier bezwungen!
Bewacht den Sinn im tapferm Muth,
Des Denkens Schwert geschwungen!

Stets liegt der Dieb im Hinterhalt,
Der Seele Reichthum raubt er bald.

Millionen warfen ſich dieſer Lehre in die Arme, die ſo geeiguet war, die Kraft der Seele aufzurufen. Fürſten begünſtigten die Reformation, weil dieſelbe zugleich die übermüthige Prieſtergewalt der Braminen beſchränkte. Aber eben darum auch von den Prieſtern aller Sekten verfolgt und excommunicirt, hat ſich Budda's Lehre hauptſächlich nach benachbarten Ländern verbreitet. Sie zählt heutigen Tags an die 70 Millionen Bekenner mehr, als die Chriſten aller Confeſſionen und Sekten zuſammengenommen in der ganzen Welt betragen.

Aber die einfache geiſtige Natur der Budda-Lehre iſt in ſinnliche Ueberfülle und abgöttiſche Gebräuche ausgeartet und unkenntlich geworden. Budda ſelbſt wird, dieſer Beſtrickungen ungeachtet, — der Erlöſer genannt, und von Millionen als Thien-jin, als Gottmenſch angebetet.

Und in Indien ſelbſt, wo ſeine Lehre vertrieben worden, wird Budda dennoch für den neunten Wiſchnu-Awarta angeſehen, und der Jajadewa-Hymnus ſingt von ihm, der auch die blutigen Opfer verwarf:

Wohl zärtlichen Gemüths, o Wunderbarer,
Trifft du mit Tadel ſelbſt der Weda's Schrift,
Weil ſie des Schlachtviehs Opfer vorgeſchrieben;
Jeſawa, du gehüllt in Budda's Körper,
Sey ſiegreich, Heri, Herr des Weltenalls!

Watabaum.

11. Wer kennt das Gefühl eines Wanderers, der ſich in den großen indiſchen Waldungen verirrt ſieht?

Riesenbäume aller Art, darunter viel bekannte, aber gewaltig stolze Stämme, umgeben ihn, und die üppigsten Rankengewächse umflechten eine undurchdringliche, schauerlich von Ferngewittern brausende Einöde. So sehen wir uns jetzt in einer betäubenden Wildniß der Religionen und Zeiten. Wo sind wir? Tausend Jahre *vor* Christus? Oder hören wir diesen selber die Opfer verwerfen und Heiligkeit des Lebens predigen? Oder bluten um uns her die Religionskämpfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts *nach* Christus? Welch' ein in unserm Klima fremder Baum, da eine Reformation selbst wieder noch üppiger ausgeartet ist, als die alte Kirche war!

Und so finden wir in Indien, wie die Gewächse aller Zonen, auch alle Zeiten und Zustände des Glaubens vorgebildet. Unter den gewölbten Gängen des Bananenbaums stellen wir diese Betrachtung an, und vernehmen die sinnreiche Mythe vom Watabaum, wie jener in heiliger Sprache heißt.

Der erste Baum dieser Art war der Baum des *Lebens* und der *Erkenntniß*. Der Erde stolz entstrebend hob er sich mit herrlicher Fruchtkrone zum Himmel auf. Unter seinen Aesten, wie unter dem Dache des Vaterhauses, wohnten in Eintracht die ersten Menschen; durch seine Blätter rauschte die Sprache der Gottheit und ward verstanden. Da wollte der Baum zu einer Himmelsleiter werden, und trieb immer höher seine Aeste. Aber die Gottheit strafte den Uebermuth und zerriß den stolzen Baum. Die Aeste wurden weit in die Welt geschleudert. Und nun strebt der Bananen-

baum nicht mehr über Gebühr hinaus, demüthig ſenkt er in beſcheidner Höhe ſeine Zweige, die, wieder Wurzel im mütterlichen Boden ſchlagend, zu Stämmen werden, neue Kronen wölben und neue Senker verbreiten.

Und ſo zerriſſen ward das Leben; die Völker in Zwiſt aus einander getrieben, verbreiten ihre fortwurzelnden Geſchlechter über die Erde.

Und ſo zerriſſen ward die erſte Einheit des Glaubens und der Sprache. Wohin die Aeſte der Urerkenntniß geſchleudert wurden, trieben ſie neue Stämme. Aber verſchieden brachen ſich in den Hallen, die ihre Senker wölbten, die Strahlen des Himmels, verſchieden flüſterte die Stimme der Gottheit; die Anbetenden haſſen einander und die Sprechenden verſtehen ſich nicht.

Pilgerweg.

12. Wir haben den flüchtigſten Duft aus dem heiligen Pokal indiſcher Religioſität eingeathmet; ganz von ferne hat uns das Lotusauge aus der Segensflut der Ganges-Religion angeblickt. Meine ungeweihten Hände können den vollen Pokal nicht einmal zum Nippen anbieten, und im heiligen Strome zu baden kann ich dem andächtigen Leſer die geweihten Strohhalme nicht darreichen, ohne die kein Indier die Flut beſteigen darf. Dazu gehören Leute, die aus Bramas Kopf entſtanden ſind, oder wenigſtens doch den Sycomorenſarg des Sanscrit öffnen können. Genüge jener flüchtige Duft, uns auf der Wallfahrt an den vorchriſtlichen Tempeln vorüber zu ſtärken.

Ehe wir indeß die fromme Sandale weiter ſetzen,

darf uns immerhin in der freien Natur, die wir, aus Wischnu's Tempel tretend, durchpilgern, eine wunderliche Nutzanwendung anwandeln.

Schiwa hat den alten, einfachen Bramadienst verdrängt, das unschuldige Milch- und Früchteleben mit Schwelgerei vergiftet. So hat Mahadeva sich als den zerstörenden Gott bewiesen. In diese Zerstörung ist der erlösende Wischnu gekommen, der Gott des heilsamen Wassers. Wo jedoch Wasser über zerstörte Organismen kömmt, wimmelt unter bewaffnetem Auge eine neue Welt unruhiger Wesen auf. Das allgemeine, ewigwarmathmende Leben der Natur ergreift die Theilchen, die in der Auflösung eines besondern Lebens zerfallen. Der Tropfen, der aus faulendem, mit Pflanzen- oder Thierstoffen vermischtem Wasser unter ein Vergrößerungsglas gebracht wird, zeigt eine See voll thierisch-bewegter Stäubchen, — Kügelchen, kleine Schläuche oder Stäbchen, die bald allein umher kreisen, bald sich mit andern zu einem größern Ganzen zusammen fügen. Oft scheinen solche Aufgußthierchen einen Kopf oder ein borstenartiges Schweifchen zu erhalten.

Diese kleinen Wesen ernähren sich mittelst Einsaugens durch ihre Oberfläche, selbst diejenigen von ihnen, die im Innern eine Art von Magenhöhle zu haben scheinen. Das ganze Thierchen ist als ein bewegtes Mägglein anzusehen, indeß die edlern Thiere einer besondern Zeugung mit einem schlagenden Herzpunkt anfangen. Nach ihrer verschiednen Gestalt werden diese Aufgüßlinge mit Namen unterschieden; vielleicht aber, daß in mancher besondern Art sich immer wieder diesel-

den punktartigen Wesen nur auf einer andern Stufe ihres Gestaltenwechsels zeigen.

Diese Thierchen sind dadurch besonders interessant, daß sie eben darlegen, wie sich ein individuelles Leben in seinem Zerfall verliert, und von dem allgemeinen Naturleben aufgenommen wird. Hierher gehören die Monaden, und eine Art derselben, die Lenzmonaden, machen jene dunkelgrüne, bald aus Fäden, bald aus Kügelchen bestehende Masse aus, die sich im Brunnenwasser unter Einfluß der Sonne bildet. Die dünnen, pflanzenartig-lebendigen Fäden zerfallen bald in Kügelchen, bald verbinden sich diese nach heftigen Wirbeln wieder, und stellen die alten Fäden her; — wie man etwa Tanzende bald sich an den Händen fassend lange Reihen bilden, bald einzeln einander umkreisen sieht.

Lassen wir uns durch dieses Naturverhältniß zu einer verwandten Erscheinung im religiösen Leben hinüber geleitet haben!

Fetischdienst.

13. Im Zerfall des großen indischen Religionsorganismus kam der Thierdienst zum Vorschein, und wo immer wir auch Anbetung lebender oder lebloser Gegenstände der dem Menschen unterworfnen Erde finden mögen, dürfen wir sie eben so wenig für die Anfänge der Religion ansehen, als wir in den Aufgußthierchen die Ursprünge der Thierbildung annehmen. Fetische sind die Monaden des religiösen Wandels, die aus einem besondern Verband, aus einem lebendigen Glaubenssystem gelöst, vom allgemeinen religiösen Gefühl

ergriffen werden. Denn die Ahnung der Gottheit ist in der Geisterwelt so wenig schaffend, wie in der Natur die allgemeine Lebenskraft. Jenen unruhigen, ungewissen Bewegungen der Monaden in Hüpfen und Wirbeln, Verbinden und Trennen, gleicht der Trieb des Wilden, der was immer für einen Gegenstand ergreift, um den unergründlichen Drang der Anbetung zu fixiren, die Gottheit, der er sich unbegreiflich nahe fühlt, mit Augen oder Händen zu fassen. Er ist ein Kind, und das Kind drängt die ganze Welt einer unruhigen Phantasie, sein glänzendes inneres Leben, in einer beschmutzten Puppe zusammen. Er ist ein Kind ohne Begriff für das Uebersinnliche und daher das Göttliche in allem Sichtbaren suchend.

Da wendet sich der Wilde mit seinem Herzen voll Anbetung an das Meer, das ja auch den Gebildeten mit dem Schauer der Unendlichkeit ergreift, — wendet sich an den heimathlichen Strom, das große Abbild, den Inhalt alles Segens. Dann aber wird auch das kindliche Herz des sinnlichen Menschen besonders vom Anblick einer wundervoll gestalteten, geheimnißvoll bewegten Thierwelt ergriffen. Die auffallenden Kräfte wohlthätiger oder verderblicher Natur erscheinen ihm als Finger der Gottheit, und Dank oder Furcht treibt ihn zur Anbetung des großen Geistes, der in den Kräften waltet. Wie oft sind ausgezeichnete Menschen unter gebildeten Nationen für göttlich gehalten worden? Und ist wohl dem sinnlichen Wilden die Natur der Thiere nicht viel unbegreiflicher, als uns das Wesen unsers Gleichen?

Aber wir reden ja vom Thierdienſte der Völker auf höhern Kulturſtufen. Ja, eben von dieſen Völkern. Sie ſind geſunken, ſagen wir, und zwar ſittlich. Im Stande der Unſchuld war dem Menſchen ſo wohl! Die Erinnrung an das Paradies liegt hinter der Menſchheit, wie hinter dem Einzelnen ein unvergeßlicher Kindheitstraum. Nun aber war das Bewußtſeyn der Freiheit erwacht. O der Freiheit! — Es giebt Viele, die zu reich ſind, um zufrieden zu ſeyn. So geht es dem Menſchen mit der himmliſchen Freiheit: der Schatz iſt zu groß, Mancher kann ihn nicht überſehen und verwalten, und ſieht ſich zwiſchen lockender Luſt und warnendem Gewiſſen in einer qualvollen Entzweiung. Und wenn dieſer Unfriede in jenem Zuſtande ſittlichen Verfalls ihn bis zur Verzweiflungspein treibt, und er nun das Regelmäßige, Beſtimmte, Nothwendige im Thun der Thiere wahrnimmt: muß er nicht das heilige Geſetz der Natur anerkennen, nicht das Höhere, Waltende, das er ſelbſt ſündigend nicht erfaſſen konnte, im Thiere verehren, und in wehmüthiger Erinnerung an das verlorne Paradies das Göttliche anbeten, das ſich im ſündenloſen Thiere verkündiget?

Thierdienſt und andre Arten von Fetiſchverehrung finden ſich ſchon, wie wir an den Indiern geſehen, bei Völkern auf einer höhern Stufe von Bildung, in einem geſetzlichen Staatsverband und in den Genüſſen des bürgerlichen Lebens. Hier können mit dem Fetiſchdienſte höhere Wahrheiten verbunden ſeyn, wie der Glaube an Unſterblichkeit, können gottesdienſtliche Gebräuche beſtehen und ſittliche Vorſchriften gelten. Es iſt dann mehr

vom Zuſtand einer theilweiſen Erkrankung, als von Auflöſung und gänzlicher Fäulniß des religiöſen Lebens die Rede.

Wir pilgern nun einmal durch die freie Natur, indem wir die Stätten vorchriſtlicher Gottesverehrung aufſuchen, und dürfen uns manche Naturerſcheinung nicht anwidern laſſen. Dennoch will ich ſchonend die ekelhaften Eingeweidewürmer mit ihrem wiſſenſchaftlichen Namen — Entozoen bezeichnen. — An dieſe Thiere erinnern jene Erſcheinungen eines verirrten Naturdienſtes. Und wie eben dieſe Erſcheinungen gewöhnlich in einem ſonſt kräftigen Staatskörper vorkommen: ſo erzeugen ſich auch die Entozoen im Innern lebender Menſchen und Thiere, aber in Säften, die, aus der Wechſelwirkung der innern Lebenskräfte krankhaft ausgeſchieden, in einen der Verweſung ähnlichen Zuſtand gebracht ſind. Der allgemeine Lebenshauch greift hier in den Haushalt eines beſondern Organismus ein, und ruft, nie ſchaffensmüde, ſolche Weſen hervor, die nun dem individuellen Leben zur Laſt und Qual werden.

Gänzlich aufgelöſt aus allem Staatsverband finden wir aber viele Stämme der Wilden. Verloren ſind hier alle gottesdienſtliche Gebräuche, vergeſſen alle überſinnlichen Wahrheiten, wie die Luftarten aus der Fäulniß entweichen, und nur im niedrigſten Fetiſchdienſte ſpielet der allgemeine religiöſe Lebenshauch in der trüben Flut höherer Ahnung, wie die Monaden in abſtändigem Waſſer wimmeln.

Wir wollen dieſe Fäulniß nicht aufrühren, und die wunderlichen Bewegungen des Aberglaubens aufzählen

und erklären. Wir haben es nicht mit den Wilden zu thun, die ihren Gott in Thierklauen und Hörnern, in geſchnitzten Hölzchen und was es ſey, anbeten. Ihre Vorſtellungen von Unſterblichkeit ſind ſehr dürftig, wenn auch die Ahnung derſelben ſich dunkel regt, und manche Stämme im Echo der Felſenwälder die Seelen der Abgeſtorbenen zu vernehmen glauben. Wie ein letztes Ueberbleibſel der Verweſung zeigen ſich Spuren von Opfern und Gebet, an ihre Fetiſche gerichtet. Ja ein ſittlicher Funken glimmt noch mit Hoffnung der Wiederentflammung. Jagdvölker faſten nämlich vor ihren Zügen, um in Träumen Andeutungen für eine glückliche Jagd zu erhalten. Andre geißeln ſich oder zerſtümmeln ihre Glieder; ja Gelübde der Enthaltſamkeit und ewiger Keuſchheit kommen vor.

So durchgeht den Menſchen in ſeiner tiefſten religiöſen Verweſung der Hauch der Ewigkeit mit Ahnungen Gottes und Gefühlen einer höhern Beſtimmung als die, für den thieriſchen Genuß zu leben.

Prieſterthum.

14. Ehe die ſchaffensgewaltige Natnrkraft die unzähligen Weſen hervorrief, die vegetirend- und bewegtlebendig an Luft und Sonne gedeihen, hatte ſie natürlich den Schooß ſelbſt vorzurichten, in welchem ſie ihre Kinder halten und hegen wollte. Mächtige Gebirge, die Flötzgebirge, haben ſich aus dem Niederſchlag des Meeres gebildet, das in jener Urzeit ſo vorherrſchend kalkhaltig geweſen ſeyn muß, wie es jetzt ſalzig iſt. Nicht aber, als ob jene aufgelöſten Kalktheile nach und nach

im Weltmeer mechaniſch zu Boden gefallen wären, ſondern durch wirkliche Thätigkeit, durch Wechſelverkehr bildete ſich wohl der Niederſchlag zu den gewaltig-aufgeſchichteten Gebirgen. Endlich ſchlug die bedeckende Hülle der Gewäſſer ſich aus einander, und die Mutter Natur nahm ihre Kinder auf den Schooß. Hochwälder rauſchen nun, Städte und Dörfer prangen, Thiere und Menſchen wimmeln, wo ſonſt das Gewand des Meeres in rauſchenden Falten ſchillerte. Bänke von Muſchelſchalen und verſteinten Hüllen ehemaliger Meeresthiere finden ſich in jenen Gebirgen, die nun zwiſchen Thal und Wolke eine Wetter- und Waſſerſcheide für angeſiedelte Menſchen daſtehen.

Obherrſchenden Gebirgen vergleichen wir die Prieſterſchaft der Völker. Die Wolken des Himmels ziehen über ihre Scheitel, aus ihrer verſchloßnen Tiefe ſprudeln die trinkbaren Quellen, die rieſelnden Bäche, an denen ſich die Gläubigen niederlaſſen, — werden die Bauſteine der Lehrgebäude gebrochen, auf ihrer Höhe die Sternwarten der Forſchung errichtet.

Aber wo liegen die Schichten des früheſten Niederſchlags der Prieſterſchaftsgebirge, als der Menſchengeiſt zuerſt die allbedeckende Flut der Gottesahnung in Bewegung ſetzte, und den aufgelöſten Inhalt des Gefühls befeſtigte? — Die älteſten Quellen reiner Lehre, die wir auffinden, kommen ſchon von Prieſtern, und wie der Ganges vom hohen Himalaya, ſtrömt die indiſche Weisheit von der erhabnen Braminenkaſte zu dem niedern Volke herab.

Bei den älteſten Völkern iſt die Prieſterkaſte immer

die edelste und mächtigste. Und natürlich mußten, wenn auch die Macht später errungen wird, doch gerade die edelsten Geister träumender Menschenstämme am frühesten zum Nachdenken und zur Erkenntniß über den Inhalt deſſen gelangen, was alle Herzen mit Ahnung umfächelte. Es waren Prieſter, Propheten, in edelſter Bedeutung des Wortes. Mit Ernſt und Strenge in ſich ſelbſt beſchaulich gekehrt, fanden ſie in ihrem tiefern und ruhigen Innern das Abbild der Gottheit klarer und in reinern Zügen, als es der Menge auf dem ewig-bewegten Meere der Sinnenwelt in wilden, oft fratzenhaft verzognen Umriſſen vorkömmt.

Wie die Urwelt und noch ſpätere Denker ſich das göttliche Schaffen verſinnlichten, indem ſie die Gottheit in einem Anſchauen ihrer ſelbſt dachten, den ſchweigſamen Ewigen in einem ſchaffenden Worte laut und zeitlich werden ließen: ſo mögen wir uns vorſtellen, daß die früheſte Menſchheit ihr geiſtiges Weſen aus ſich ſelbſt heraus geſtrahlt und ein Abbild ihrer Seele verkörpert habe. Dieſes Wort, dieſe Erſtgeburt unſeres Geſchlechts erſcheint nun im früheſten Prieſterthum. Dieſes iſt die erſte — wie Kunſt und Wiſſenſchaft ſpätere Offenbarungen des Menſchengeiſtes ſind.

Einſicht und Handeln der Prieſter kam alſo aus ihrem innerſten Selbſt. Sie waren allein die Freien, die Selbſtſchauenden, die ſich ſelbſt Beſtimmenden. Aber indem ſie nun die Beſtimmung und Führung der Andern übernahmen, hatten ſie es mit einer Maſſe zu thun, die nicht ſogleich von Innen konnte geweckt, ſondern von Außen mußte genöthigt werden. Lehrſatz und

Lebensvorschrift war erforderlich, und nur unter unbedingt-göttlichem Ansehen geltend zu machen. So trat die für sich freie Priesterschaft nach und nach für die Andern in das Verhältniß zwingender Nothwendigkeit; sie ward eine zweite Natur, nach unbedingten Gesetzen waltend.

Nur langsam wird ein Volk zur Freiheit gebildet; denn die reifende Generation wird immer wieder von einer unmündigen verdrängt, und die Ersparnisse der Sterbenden an Besonnenheit und Sitte sind meist zu gering für das junge, wilde Blut der Erbenden. Ueberhaupt ist die Menge zu faul, sich selbst zu bestimmen, zu froh, bestimmt zu werden. Diese Dauer, da die Priester ihre Herrschaft nicht niederlegen dürfen, ist eben lang genug, um ihnen solche so angenehm zu machen, daß sie dieselbe nicht mehr niederlegen wollen.

Denn inzwischen ist auch der edle Stamm der echten Priester ausgegangen, die Kaste hat sich erweitert, und unter den Zugewachsnen sind Viele, die nicht mehr die Weisheit frisch in sich erwecken, sondern nur die alte Kenntniß angeerbt von Außen übernehmen können. So ist nun die Priesterschaft selber im Ganzen nicht mehr frei und sich selbstbestimmend, sondern zur Erziehung des Volkes bestimmt, und nach Graden der Einweihung in die Geheimnisse der Weisheit abgestuft. Und da sie nun vor dem Volke die Freiheit nicht mehr voraus haben, so theilen sie, um doch etwas Eignes zu behalten, wenigstens nichts mehr von der angelernten Wissenschaft mit. Erst lag diese für die Menge zu hoch, nun soll das Volk selbst für dieselbe zu tief

ſtehen. So haben die Vormünder der Menſchheit ihre Mündel um Habe und Gut gebracht.

15. Von dieſer Seite, da nämlich die innere Freiheit der Einzelnen äußerlich zum Zwang, zur Nothwendigkeit für Alle wird, von dieſem Standpunkt einer Verwandtſchaft des Prieſterthums mit der Natur, müſſen wir auf unſerer Pilgerfahrt die religiöſe Entwicklung der Völker betrachten. Auch die Natur hält ihre Geſchöpfe von Außen feſt mit Steinüberzügen, Schildern, Schuppen, Federn und Haaren, wie die Prieſterſchaft mit Dogmen, Gebräuchen und ascetiſchen Uebungen. Je mehr ſich aber jene knochenartigen Hüllen der Thiere nach Innen wenden, deſto freier und edler nach Außen entwickeln ſich dieſelben; und je mehr ein Volk von Prieſtervorſchriften frei wird, und ſo das Dogma ſo wie den Kirchengebrauch in's Innere der eignen Ueberzeugung und freien Andachtsbeſtimmung aufnehmen darf, deſto reiner iſt die Religion, deſto edler die politiſche Freiheit, die das Volk erringt.

Im alten Indien finden wir früh bei hoher Kultur eine mächtige Prieſterſchaft. Dieſe muß lange genug in edler Freimüthigkeit dem Volke günſtig geweſen ſeyn, da, gewiß von den Prieſtern ausgegangen, jene Kultur ſo bedeutend und verbreitet war. Die Braminen bildeten die erſte Kaſte des Volks, behauptend, daß ſie aus Bramas Haupte ſtammeten. Von Geburt haben ſie das Vorrecht zur Verwaltung des Gottesdienſtes, zur Auslegung der heiligen Bücher. Sie unterſcheiden ſich durch Tracht und Haarſchnur von dem dem Volk, und ſtehen auf Stufen der Weihe unter ein-

ander, auf der höchsten die einsiedlerischen Büßer, die durch das Gelübde der Keuschheit und Armuth zur Beschaulichkeit eingehen. Neben diesen geistlichen Vorzügen haben sie hohen bürgerlichen Vorrang. Als eine fortlebende Verkörperung der Gottheit werden sie schon erhaben über die Welt geboren. Fürsten und Krieger sind von ihnen durch religiöse Gesetze beschränkt. Nur der Bramine darf die heiligen Bücher lesen, und der Herrscher ist daher ohne Rath, das Land ohne Gesetz, wenn der Bramine fehlt. So stehen sie beim Volk in höchster Verehrung; sie zu beschenken, ist wichtige Religionspflicht, und es versteht sich, daß ihre Ländereien keiner Abgabe, ihre Personen keiner körperlichen Strafe unterliegen.

Daß eine so angesehene Macht zuletzt selbstsüchtig und drückend geworden sey, läßt sich schon aus den frühen Religionskriegen abnehmen, welche große Volksauswanderungen zur Folge hatten. Daher später jene Gesetze, die dem Hindu feste Naturgrenzen des Landes bestimmten, über die er nicht hinauswandern darf.

Durch solche blutige Reformationskämpfe ward dem Volke die religiöse Freiheit immer wieder errungen, die gewöhnlich nach und nach, wie auch das Grundeigenthum, in ungleichen Besitz geräth; — es ward gewissermaßen das Wachsthum der Bildung durch heftige Gewitter befördert, die sich an den Hochgebirgen des Priesterthums von Zeit zu Zeit entluden.

16. Sogar beim Fetischdienst finden sich Erscheinungen des Priesterthums.

Wie nämlich im lebhaften Tanze der Aufgußthier-

chen gar bald ſich mehrere zuſammenballend vereinigen: ſo ereignet es ſich auch, daß Fetiſchdiener zu einem gemeinſchaftlichen Fetiſch anbetend ſich verbinden. Entweder, daß der Fetiſch eines allgemein geachteten Mannes, vielleicht eines Wohlthäters Vieler, ein allgemeines Vertrauen gewinne, oder daß ein Fetiſch, ſey es ein Thier, ſich hülfreich oder nützlich, gleichſam als Schutzgott für einen ganzen Stamm erweiſe.

So ſcheint mitten in der Auflöſung eines zerfallenen Lebens, phyſiſchen und religiöſen, eine neue, organiſche Verbindung ſich anzuknüpfen. In der Natur iſt dieſe Stufe durch die Polypen und Pflanzenthiere angedeutet, — einfache Geſchöpfe, die, mit thieriſchem Leben pflanzenartig, zum Theil in pflanzenähnlichen Gehäuſen wachſen. Aus ihrem gallertigen Körper ſcheiden die Zoophyten eine kalkige Maſſe aus, die, ſich verhärtend, wie ein ſteinerner Strauch empor wächſt, ſo daß aus den Enden der Zweige das eingekerkerte Thier wie eine Blüthe heraus ſieht; nur daß die zarten Blüthenblättchen, ſich öffnend und ſchließend, dem Thier als Fangarme für ſeine Nahrung dienen. Wir kennen die Korallen, die aus jenen ſteinartigen Gehäuſen zu Schmuck bereitet werden.

Auf ähnliche Weiſe vielleicht, wie dieſe Thiere aus ihrem eignen Weſen die Kruſte ausſcheiden, in der ſie zu einer Gemeinſchaft verwachſen, entſteht das Prieſterthum bei allen Völkern. Jede freie That des Menſchen ſoll ſich aus ſeinem Innern entwickeln. Was die Menſchheit im Ganzen zuerſt aus ſich heraus ſcheidet, ihr Edelſtes, iſt eben das Prieſterthum, das nun aber

die Menschheit selbst überkrustet, fängt, und fest hält. Wenigstens scheiden sich korallenartig die Schamanen aus, wie man die Priester der fetischanbetenden Völker nennt.

Die lebendige Andacht des Rohen, der im Fetisch seinen Gott ergreift, sieht auch in seinem Nächsten, den ein seltener Grad frommer Schwärmerei vielleicht unter wunderlichen Gebehrden bewegt, einen Gottbegeisterten, einen Weissagenden und Offenbarenden. Es können Zustände des Traumwandelns, des Wahnsinns oder anderer Ueberspannungen seyn, und die Aussprüche des also Ergriffenen werden für Offenbarungen der Gottheit aufgenommen, wenigstens gewiß dann, wenn etwas Außerordentliches, jenen dunkeln Reden Entsprechendes, vom Zufall herbeigeführt wird.

In höhern Zuständen der Völker kam die Priesterweisheit aus reiner Erleuchtung der Edelsten, ging aber als Erbgut auf die Spätern über, und mußte durch künstliche Mittel erhalten werden. So wird auch bei den Schamanen, wenn sich eine natürliche Begeisterung gar nicht, oder nicht zur rechten Zeit einstellen will, ein überspannter Zustand künstlich hervorgerufen. Opferblut oder Aufguß von Fliegenschwämmen wird geschlürft; phantastisch gekleidet, mit Muscheln oder Thierklauen behängt, taumelt dann unter dem Klappern von Instrumenten, unter Zaubertrommeln, der Schamane, selber gräßlich brüllend, in wildem Kreisel umher, bis er in Zuckungen zu Boden fällt, und von dem umstehenden Haufen, als nun in wunderbarem Bezug mit der Gottheit, angestaunt wird.

Die Schamanen bilden einen Orden, in den ſie Schüler aufnehmen, die durch harte Prüfungen, Faſten, Kaſteiungen, durch Genuß betäubender Begeiſterungsmittel u. dgl. eingeweiht werden. Und hier auch zeigt ſich bereits jenes Prieſtervorrecht höherer Bildungsſtufen, daß nur was von der Prieſterſchaft ausgeht von Gott herkommen kann. Denn Jedweder, der ohne jene Einweihungen den Schamanen-Beruf treiben wollte, wird, wenn ihm auch in der That eine wirkliche Begeiſterung oder Entzückung zu gut kömmt, doch als ein Zauberer und Bundesgenoſſe böſer Geiſter angeſehen und verfolgt.

China.

17. Hier wurde ſpäter die dermal noch herrſchende, wiewohl ſehr ausgeartete Religion des Budda eingeführt; wir finden indeß auch eine ſehr alte Anſicht von der Weltbildung und vom Menſchen.

Taikie, das Chaos, die erſte Materie, iſt die Gottheit, welche die Welt hervor gebracht hat. So unerklärbar das Weſen dieſer Gottheit ſeyn mag, ſo wahr und wirkſam iſt es. Taikie iſt die Wurzel und das Weſen der Dinge, iſt das, was Jedwedes zu dem macht, was es eben iſt. Taikie, Idee und Vorbild der Dinge, höchſt rein, vollkommen und gut, aber ohne Bewußtſeyn und Willen, war unbeweglich und ruhend, bis es ſich in Li und Ki trennte. Li, Sohn des Taikie, unendlich und ewig, wie dieſer ſelbſt, wird als Grund und unterſcheidende Form der Dinge, als Urweſen nicht nur des Materiellen, ſondern auch des Geiſtigen gedacht.

Ki aber gilt für den ersten Grundstoff, für die ursprüngliche, gleich ewige Substanz, für das Werkzeug des Li.

Taikie ist mithin mannweiblichen Wesens, und hat an Li ein zeugendes, an Ki ein empfangendes Element. Dieser Gegensatz des Gottwesens geht durch die ganze Welt als eine Doppelmacht des Vollkommenen, Yang, und des Unvollkommenen, Yn. So sehen wir sich entgegen wirkend — Himmel und Erde, Sonne und Mond, Wärme und Kälte, Tag und Nacht, Feuer und Feuchte, Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück.

Indem Taikie sich aus ursprünglicher Ruhe in Bewegung setzt, entsteht das thätige Li, und in diesem das Yang; indem er aber in Ruhe zurück kehrt, kömmt das leidende Ki und in diesem das Yn hervor. In dieser gährenden Bewegung bricht das Yang, als das Reinste, durch, und gestaltet sich zum Himmel, der Alles in Wirbeln umschwingt; das Yn aber sinkt seiner gröbern Natur nach abwärts, und bildet aus sich die Erde, die vom Himmel umfangen, die Elemente und irdischen Dinge in bestimmter Ordnung gebärt. Die so aus Taikie entstandene Welt hat einen Umlauf von 29,600 Jahren, nach welchem sie vergeht, und von Taikie, dem in ihrer Mitte, an keine Zeit gebunden, ruhenden Gott, aufs Neue hervor gebracht wird.

Auch der Mensch ist doppelartig, hat in sich etwas dem Himmel Verwandtes, zum Himmel Strebendes, — Lo, und etwas, was mit der Erde verwandt, zur Erde herunter zieht, — Tsu. Diesen Theil, diese Lebensfeuchte, diesen menschlichen Antheil am Yn, behält auch die Erde zurück, wenn jener, dem Lebensfeuer,

dem Yang, verwandte Theil, ſich losreißt, und zum Himmel entflogen ſeine Seligkeit genießt. Nur aus eignem Herzen, das beide Theile regiert, kann der Menſch zur Erkenntniß jenes oberſten Herzens gelangen, das die Welt beherrſcht.

Der höchſte Li aller Dinge, der alles Ki geordnet hat, hält und lenkt, iſt Schang-ti, der erſtgeborne Sohn des Taikie, aus dieſem mit der Welt entſtanden, mit ihr untergehend, aber immer zurückkehrend bei der Wiedergeburt derſelben.

Nach dieſer Anſicht erhebt ſich alſo die Idee der Gottheit nicht über das Chaos; Gott iſt eben das Chaos ſelbſt, das ſonſt nur als von ihm geordnet angeſehen wird. Schang-ti iſt ein Erzeugniß der Gottheit und ſelbſt materiell. So nimmt ſich auch das ganze Geiſterreich, — die Ausſtrahlungen der Gottheit — wie ein Reich körperlicher Kräfte aus. Naturnothwendigkeit, die alle Willkür aufhebt und Freiheit undenkbar macht, — ein blindes Schickſal greift daher durch alle Welt hin.

Dieſem Vorbild der Religionsanſicht gemäß war das Reich ſelber angeordnet; Despotismus herrſchte, alle Sittlichkeit ging nur auf ein mechaniſches Gleichgewicht der Kräfte aus, und die Wiſſenſchaft lag unter jener ſtarren Weltanſchauung mit verſchloſſen.

18. Confucius lebte 650 Jahre vor Chriſtus. Aus königlichem Geblüt, und bei ſeiner Geburt von himmliſcher Muſik begrüßt, zeigte er in früheſter Kindheit hohen Ernſt und glühende Andacht. In ſeinem zwanzigſten Jahre verheirathet, verließ er bald Weib und Kinder, um ſich der Ausbreitung ſeiner Lehre zu

widmen. Doch ließ er sich bewegen, am Hofe seines Vaterlandes Lu Dienste als erster Mandarin, oder Minister, zu nehmen. Aber wandelbarer, als seine Rechtschaffenheit, war die Hofgunst. Confucius floh einen lasterhaften Hof, und trat im Königreiche Sum als Sittenlehrer auf. Ein nüchterner, friedlicher Weiser zog er in Städten und an Fürstenhöfen Tausende von Schülern an sich, von denen er zwölf zu seinen nähern Vertrauten, und besonders Einen zum Liebling erwählt haben soll. Nachsichtig gegen die religiösen Meinungen des Volkes drang er vorzüglich auf das Sittliche. Er behandelt alle Verhältnisse des Lebens und gibt allgemeine Vorschriften der Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Verträglichkeit und Freundschaft. Ohne sich in Erforschung über das Wesen der Gottheit, die Unkörperlichkeit des Gedankens und die Natur der Seele einzulassen, sucht er das irdische Daseyn zu begründen und anzuordnen. Sittenlehre und Gesetzgebung verbindend, erfaßt er den wirklichen Zustand des Landes und gründet Glück und Ordnung auf Ackerbau und väterliche Gewalt, — Pfeiler der Gegenwart, an die er die geschichtlichen Ueberlieferungen des Volkes und die Pflichten so der Könige wie der Unterthanen knüpft. In einem Zusammenwirken mit den Zwecken der Natur sucht er die Sittlichkeit zu befestigen und hofft durch Ordnung und Tugend dem Verderben entgegen zu wirken, das seinem Volke drohte. „Niemals wird eine Nation zu Grunde gehen, die sich selbst vertraut!" — ruft er prophetisch seinen Landsleuten zu. Im Schu-king, dem Hauptbuche unter des Confucius

Schriften, heißt es von Gott: „Alles durchdringt, alles vernimmt und verſteht er. Wie hoch und erhaben iſt er, wie gerecht und weiſe! — — Die Schönheit des Himmels verkündigt uns ſeine Größe, die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit der Erde zeigt uns ſeine wohlthätige Sorgfalt. Lehret die Völker ihn loben, für ſeine Wohlthaten ihm danken!“ Und den Einzelnen lehrt er: „Handle ſtets offen und thue Niemand, was du nicht willſt, daß dir gethan werde!“

Noch heute dauert in China die Sekte fort, die der edle Weiſe geſtiftet hat, und ſeine Gläubigen erzeigen ihm in Tempeln und vor Altären göttliche Ehrerbietung. Im Frühling und Herbſt wird bei Opfern, Muſik und brennenden Kerzen unter Räuchern zu Confucius gebetet, als zu einem Weſen, das neben der Gottheit ſitzend die Menſchen ſegne.

Vergleich.

19. Jene verzweigte Gemeinſchaft der Pflanzenthiere ſcheint aufgelöſt in den Mollusken oder Weichthieren. In kalkartiger Röhrenhülle, wo Zweig aus Zweig trieb, bildeten jene Pflanzenthiere gewiſſermaßen eine Kirche, in der das Verdienſt jedes Einzelnen, — der Nahrungsfang, wie die guten Werke einer gläubigen Gemeinde, dem Ganzen zu gut kam. Nun hat ſich in den Weichthieren gleichſam jene einige Kirche entzweit und aufgelöſt, die einzelnen Glieder haben Stücke der feſten Hülle mitgenommen und ſolche weiter ausgebildet; zum Theil ſind auch dieſe reformirten Thiere ausgewandert und aufs Land gekrochen. Die niedern

Arten der seltsamen Geschöpfe, von denen wir eben reden, haben noch langgedehnte, scheidenartige Außendecken, wie z. B. die Wurmröhren. Andere bilden selbst noch eine Gemeinschaft, wie die zahlreich im Meer umherschwimmende und bei Nacht stark leuchtende Feuerwalze, Pyrosoma, in der viele Thierchen sich in einem Cylinder vereinigen. Bald aber wird der kalkige Ueberzug in mehre Stücke und namentlich zu Schalen gebildet, wie bei den verschiedenen Muscheln z. B. der Auster. Die an das Land gekrochenen Weichthiere bilden jene künstlich gewundenen Gehäuse, die wir an den Schnecken kennen.

In all' diesen Gehäusen lebt eine sehr reizbare Thierart wie in schlafwandelndem Zustand. Die Natur scheint in diesen träumerischen Geschlechtern eine höhere Ausbildung vorzubereiten; denn sie wechselt nicht nur in der Zeit, sondern auch in der Entwicklung ihrer Kinder, zwischen Tag und Nacht. Auf sehr bewegliche Thiere folgen ruhige, schlummernde Wesen, die oft unvollkommner als jene rührigen erscheinen, gewöhnlich aber doch höher ausgebildete Klassen aus gleichsam erträumter Vervollkommnung vorbereiten.

Jenen Mollusken vergleichen wir nun die alte chinesische Religionslehre. Die ganze Ansicht bildet nämlich einen weichen, innerlich haltungslosen Körper, der sich äußerlich von der Natur noch nicht losgerissen hat. Wie sich auch immer die Gottheits-Idee dieser Lehre ausbilden möge, Taikie ist und bleibt immer das Chaos; er umfaßt die Welt, wie ein künstlich gewundenes Schneckenhaus. Er ist gleichsam eine Muschel, die

in der 29,600 Jahre langen Weltdauer, von der Schöpfung bis zur Zerstörung, einen großen Athemzug zu thun scheint.

So bleibt auch das menschliche Wesen ganz im Materiellen befangen; denn das mit dem Himmel verwandte, zum Himmel strebende Lo ist wohl nur als luft oder lichtartig gedacht. Vom Moralischen ist daher in jener Lehre kaum die Rede. Und die Andacht, wenn sie in jener Religion zum Vorschein kam, war gewiß so irdisch getrübt, daß wir sie wieder, — mag man es auch geschmacklos nennen — mit der Organisation mancher Weichthiere, nämlich der sogenannten Kopflosen vergleichen dürfen, bei welchen mitten durch das am Rücken liegende Herz — der Mastdarm geht.

Dieser alten Naturlehre stellte sich nun später die Sittenlehre des Reformators Confucius genüber, gleichsam um die fehlende moralische Seite jener Religion zu ergänzen. Indem jedoch dieser weise Gesetzgeber das sittlich-bürgerliche Leben auf die väterliche Gewalt zurück führt, die er selbst bis zum elterlichen Recht, ihre Kinder zu verkaufen, ausdehnt, erscheint auch das sittliche Leben in einer molluskenartigen Ausbildung, indem es innerlich ohne Halt und Anerkennung der Persönlichkeit mit seinem ganzen Bestand an die schließende, harte Muschelschale der väterlichen Gewalt angewachsen ist. Ja wir können jene frühere Natur- und spätere Sittenlehre für die beiden Schalen der chinesischen Menschheit ansehen, die, als eine Art von Bohrmuschel, durch die Oeffnung in der einen Schale in das Uebersinnliche athmen kann.

Betrachtung.

20. Zu einer doppelten Betrachtung scheint uns hier gute Gelegenheit gegönnt zu seyn.

Erstens sehen wir nämlich im religiösen Leben der Völker zwei Hauptzustände wechseln und wiederkehren. In einem gebundenen, ja starren Zustande lebt ein Volk unter Vormundschaft der Priester. Glaubenslehre, Sittenvorschrift, Religionsgebrauch erhalten oft lange Zeit hindurch ein ruhiges, festes Volksleben in scharf gemessener, unabänderlich wiederkehrender Thätigkeit. Die Jahresfeste ziehen vorüber, wie die glänzenden Zeichen des Thierkreises am Himmel, und die bürgerlichen Geschäfte knüpfen sich dazwischen an, wie die Gewächse unter den wechselnden Jahreszeiten aufgehen.

Eine solche Verfassung scheint beim ersten Anblick eine glückliche, und die Priesterschaft thut sich nicht wenig auf ihr Werk zu gut. Die Entwicklung aber und Fortbildung der Menschheit ist doch immer gehemmt. Und daß es ein unnatürlicher, der menschlichen Bestimmung feindlicher Zustand sey, zeigt sich an der Erkrankung, die endlich daraus erfolgt und Abhülfe herbeiführt. Denn da jene Priestervormundschaft nur als äußere Schale schützt, nicht aber das Volk im innern durchknochend selbständig macht: so tritt nach und nach innerlich eine Auflösung besonders des Moralischen ein, die dann auch Glauben und Andacht in Verfall bringt, wenn auch die harte Priesterschale des äußern Religionsbekenntnisses unversehrt bleibt. Solche allgemeine Sittenverderbnisse finden wir überall und schon in frühester Jugend der Völker; am tiefsten eingerissen da, wo eine

mächtige geſonderte Prieſterſchaft ein haltloſes Volk am meiſten feſſelt.

In dieſem ſündhaften Zuſtand erwacht dann, wie unter ſchwerer Eiterung, der Seelenſchmerz des Daſeyns; heftiger klopft der Puls des Gewiſſens in dem ganzen Volk, und die lang unterdrückte geiſtige Lebenskraft erwacht endlich zur Heilung in einem — Reformator. Dieſer tritt gewöhnlich, wie der Arzt Diät verordnet, mit Verwerfung religiöſer Aeußerlichkeiten und künſtlicher Glaubensſyſteme, aber mit einfacher, herzſtärkender Sittenlehre und tröſtlichen Verheißungen auf, und ſucht das Volk von Außen frei, von Innen ſtark zu machen. Wie aus Inſtinkt erkennt die Vernunft des kranken Geſchlechts die neue Heilslehre, die angekommene Erlöſung, und ergreift die Hand des göttlichen Mannes, um ſich aus der Sündfluth aufzuringen. Neue erſtaunliche Thaten und Tugenden kommen zum Vorſchein, wie eben auch in erkrankten Muſcheln die Perlen entſtehen ſollen.

Solche Männer haben wir bereits an Budda und Confucius gefunden. Wir werden auf unſerer Pilgerung noch mehren begegnen.

Und wenn dann das dankbare Volk ſolchen Männern göttliche Ehre beweiſt, ja ſie für die menſchgewordene Gottheit ſelbſt anſieht: ſoll es uns nicht tief rühren, daß unſer Geſchlecht, ſeiner göttlichen Abkunft eingedenk, einen ſündigen Fall ſo ſchmerzhaft, ſeinen Aufſchwung ſo überſchwenglich zu fühlen vermag? Bald aber gerinnt dann freilich wieder jenes andächtige Gefühl von Außen, und der fromme Glaube wird zur

Lehrer die Prieſternatur überharſcht auf's Neue mit harter Dogmen-Hülle die nie ganz ſelbſtändige Menſchheit. Immer iſt aber doch eine höhere Stufe der Entwicklung errungen worden; die äußere Hülle der Prieſtermacht wird leichter, die innere Feſtigkeit nimmt zu. Wir ſehen, wie die Thierheit, ſich entwickelnd, die harte Zwanggewalt der Erde in ſich hinein nimmt, die Steinhüllen mit Hornſchalen, mit Schuppenpanzern, mit Federdecken, mit Haarüberzügen vertauſchet und erleichtert, bis ſie zum Menſchen hinanreicht, der mit dem Königsgewand einer glatten Haut angethan, nur an Locken und Nägeln eine kleine Lehnsgebühr der Natur von Außen, aber als Schmuck trägt. Eben ſo wird die Menſchheit durch immer wiederholte Reformationen die Zwanggewalt der Prieſterſchaft in ſich wieder aufnehmen, wird mehr und mehr die Hüllen der Dogmen, der Andachtgebräuche, der Kirchenzucht durch innere Selbſtbeſtimmung aufheben und endlich nicht mehr einen beſondern Stand, ſondern ſich ſelber mit der Prieſterbinde individueller Glaubensfreiheit ſchmücken. Denn das Prieſterthum iſt eine Emanation der Menſchheit, und muß in dieſe, wie die Welt, nach indiſcher Anſicht, in die Gottheit, endlich wieder zurückkehren.

21. Daran ſchließt ſich aber zweitens die Entwicklung der Liebe. Auch dieſe hat ihre Stationen und zwar auf den Stufen der Tempel, die wir pilgernd betreten, zwiſchen Natur und Andacht. Denn ſie ſtellt ſich uns gleich als die Vermittlerin der Gegenſätze dar, durch welche die Welt, ſeit ſie aus einer Entzweiung der Gottheit entſtanden iſt, fortdauert. Solcher Ge-

genſatz auf der Erde findet ſchon im Allgemeinſten zwiſchen ſchaffendem Licht und verſchloßner Schwere, zwiſchen befruchtender Luft und lockrer Erde ſtatt; nichts andres bedeutet die Doppelgeſchlechtigkeit der Thiere und des Menſchen. Wo nun immer ſolche Gegenſätze innerlich aufgehoben werden, ohne daß ſie äußerlich aufhören, da iſt die Liebe thätig. Geſchieht dies auf Augenblicke, ſo ſind es eben die ſchaffenden Momente.

Den Gang der Entwicklung nimmt nun die Liebe ebenfalls von Außen nach Innen, aus der Natur in den Menſchen, aus der Sinnenwelt ins Gemüth. Schon phyſiſch iſt dieſe Richtung angedeutet. Die niedern Thiere nämlich, wie die Biene, ja der Vogel, müſſen Zellen und Neſter bauen, um ihre Jungen aus dem Ei zu erziehen, müſſen Futter von Außen herbeibringen, ſie zu ernähren. Bei den höheren Thieren, den Säugethieren, wird ſchon das Ei im Innern der Mutter ſelbſt ausgebrütet, im Innern derſelben die erſte Nahrungsmilch zubereitet.

Indem wir nun die Stufen der menſchlichen Liebe andeuten, müſſen wir dem Geſchlechtstrieb die unterſte Station anweiſen. Denn wo der Menſch im geſunkenſten Zuſtand thieriſcher Selbſucht alle Liebe vergeſſen zu haben ſcheint, hält ihn die Natur noch in einzelnen Augenblicken wenigſtens doch an dieſem Triebe feſt. Wenn auch der Menſch aufhört, Menſch zu ſeyn, Thier zu ſeyn hört er nicht auf.

Wenn wir nun dieſe Station der Liebe in der Region des Fetiſchdienſtes annehmen; ſo ſehen wir bereits in der chineſiſchen Lehre die väterliche Gewalt

hervor gehoben. Auf dieſer höhern Stufe ſteht nun allerdings die Kinderliebe der Eltern. Denn im rohen Geſchlechtsverhältniß liebt der Menſch nur ſich ſelber in einem Andern und der Gegenſatz des Geſchlechts iſt nur auf ſelbſüchtige Weiſe körperlich, nicht gemüthlich, und zwar nur vielleicht auf Augenblicke aufgehoben. Im Kind aber erſcheint jener Gegenſatz, wenigſtens auf eine Weiſe fortwährend verſöhnt. Das Kind weiſt nämlich als verkörperte Fortdauer eines aufgelöſten Gegenſatzes zurück und trägt mithin auf immer das Siegel verſöhnender Liebe an ſich. Und wenn man am Kind auch immerhin einen Theil ſeines Selbſt liebt: ſo iſt es doch ein innerlicher und zwar nicht ſelbſüchtiger, ſondern zwei vereinten Eltern gemeinſchaftlicher Theil.

Das iſt die Beſtimmung aller ſinnlichen Triebe, daß ſie die geiſtigen erwecken ſollen. So führt der Hunger zur Arbeit, zur Geſellſchaft, zum Gehorſam; und welche unergründliche Gemüthswelt entwickelt ſich aus dem rohen Keim des Geſchlechtstriebes, wenn er in den geweihten Boden heiliger Ehe gepflanzt wird?

Ihrer Beſtimmung wegen iſt die Liebe ſo oft mit dem Tode vermählt. Bei vielen niedern Weſen iſt der Augenblick der zeugenden Vereinigung der vorletzte ihres Daſeyns. Der ſich aus der trägen, freſſenden Raupe, aus der ſchlummernden Puppe, entwickelnde Schmetterling flattert, vom Dufte der Blumen lebend, der Liebe entgegen und ſtirbt. Denn das ſinnliche Leben beſteht eben durch die Gegenſätze, welche die Liebe aufhebt; aber dieſer Tod iſt immer nur die Geburt eines Hö-

heren, das von der Liebe aus der Taufe gehoben wird.

Darum hat also die Liebe die schaffende Gewalt Brama's, die erlösende Wischnu's, aber auch die zerstörende Schiwa's. Sie ist die Tochter der Gottheit und als Paraschakti die Mutter jener drei Gottheitskräfte.

Tibet.

22. Wir steigen nach dem hohen, rauhen Tibet hinauf. Durch schwierige Alpenpässe betreten wir über trockengrasige Bergweiden ein von engen, tiefen Thälern vielfach durchschnittnes Land; über schwankende Brücken, durch enge Pässe dringen wir vor, betäubt von den Bergströmen, die von felsigen Höhen herabdonnern.

Hierher drang, aus Indien verbannt, die gereinigte Lehre Budda's. Sey es aber, daß die ersten Verkündiger derselben einem rohen Volke, das sie vorfanden, die geistige Lehre versinnlichen mußten, oder daß diese selbst im Laufe der Zeit unter Einfluß der Priester ausartete und fast unkenntlich ward: genug, wir finden bei diesem Volke, das hauptsächlich von Milch lebt, auch jene Lehre in Rahm und Molken geschieden, diese für das Volk, jenen für die Lamen oder Priester. Wir sprechen erst bei diesen zu.

Con'cioa, welches Gesetz und Licht bedeutet, ist der Name Gottes, des aus Ewigkeit bestandnen. Dreieinig ist er in seinem Wesen, — der heilige Gott, der Gott Gesetz, und der Gott Kirche, oder Versammlung der Heiligen. Die zweite Person der Gottheit ist schon tausendmal von Körper zu Körper gewandert, und ent-

ſchloß ſich endlich zur letzten Menſchwerdung. Sein Geiſt barg ſich unter dem Herzen der Gattin des Königs Sezan; ihr Leib verklärte ſich und das neugeborne Kind wurde Xaka genannt. Nach Andern iſt Xaka von einer unverletzten Jungfrau geboren. Bei ſeiner Geburt war Freude in aller Welt, zu der Mutter Füßen entſprang ein Waſſerquell, die Lahen, himmliſche Geiſter, ſchwebten friedeverkündend nieder, den Neugebornen anzubeten, und brachten Wohlgerüche und Geſchenke mit. In Sarchiasky (Benares) wurde der Knabe geweiht, lehrte, that Wunder, bei ſeinem Tod ward die Erde verfinſtert und ſeine Schüler beſchrieben des Meiſters Lehre.

Die Geſtaltung und Anordnung der Welt, die Vertheilung der göttlichen Subſtanz zur Hervorbringung der ſichtbaren Dinge, alles, was der Indier durch das Allmachtwort Oum bewirkt annahm, war hier durch die Perſon des Cenreſi geſchehen, der aus der Blume Pema (Lotus) entſproßt war. Der jetzigen Welt ſind ſchon unendlich viele voraus gegangen, jene aber entſtand im Laufe der Nothwendigkeit. Ein heftiger Sturm erhob ſich und unendlicher Regen goß herab. Das Waſſer ward ein Meer, und wechſelnde Stürme peitſchten in demſelben die Atome von Gold, Cryſtall, Edelſteinen u. ſ. w. in ein feſtes Land zuſammen. Auf dieſes herab ſtiegen zuerſt glänzende Lahen; wie ſie aber von der Erde genoſſen, verdunkelten ſie. Sonne, Mond und Sterne gingen nun auf, die vom Lichte der ſie bewohnenden Lahen ſtrahlen. Die verdunkelten Geiſter verfielen dem Tod, und gingen zu andern Welten

über. Andre Lahen ſtiegen herab, unter dieſen Cen, reſi und Kadroma, welche die erſten Menſchen in Affengeſtalt hervorbrachten. Dieſe lebten vom Ueberfluß der fruchtbaren Erde, bis ein Habſüchtiger einſt eine doppelte Portion zum Vorrath einſammelte. Nun trat Unfruchtbarkeit ein, und es kamen in Folge derſelben Beſitz, Ackerbau und Staatsverfaſſung auf.

Cenreſi wird mit eilf über einander ſtehenden Köpfen abgebildet, um die verſchiednen menſchlichen Stände anzudeuten. Dem oberſten herrſchenden Haupt iſt, ſinnreich genug, eine Krone von Schädeln aufgeſetzt; denn aus dem Tod des Niedern entwickelt ſich das Höhere und Höchſte. Cenreſi's Bruſt iſt weiblich, und wir finden in ihm wieder das Mannweib, das doppelte Geſchlecht, das auch der Indier aus ſeinem Brahm ſcheidet, um das zeugende und gebärende Prinzip der Natur auszudrücken, die ja von Gott ſtammt.

Im unaufhörlichen Kreislaufe der Natur muß auch die menſchliche Seele von Thier in Thier wandern, bis ſie aus dem Hunde, in dem ſich Talent mit Treue verbindet, in den menſchlichen Körper übergeht. Hier hat ſie nun eine Wanderung durch gute Werke nach dem Paradies anzutreten, das mit ſilbernen Bäumen voll goldner und diamantner Früchte geſchmückt iſt. Der Böſe aber wird in eine Hölle verworfen und abwechſelnd mit Glut und Kälte geſtraft. Menſchenwürger fallen in ein kochendes Blutmeer. Aus der Vorhölle iſt Erlöſung, die Hölle jedoch dauert eine Ewigkeit von wenigſtens etlichen Millionen Jahren. Aber ein Lichtblick fällt in dieſe Qualnacht: Budda ſteigt zuweilen in die

Hölle hinab, um den Gepeinigten Linderung zu bringen. So erscheint auch, wie am Anfang der Welt Cenresi, einst am dunkeln Ende derselben Ciamba, Gottheit der Liebe, um das in Verfall gekommene Gesetz wieder herzustellen. –

23. Von den Molken der geschiednen Lehre lebte das gemeine Volk. Ihm waren jene Ansichten der Priester ganz verschlossen; es betete die Bilder an, deren Gottheitsbedeutung ihm nicht eröffnet wurde. In Dalai-Lama, dem Oberpriester, lebte Fo oder Budda fort. Dieser Gott in Menschengestalt ist nicht etwa blos unfehlbar in Auslegung der Offenbarungen Gottes, sondern er theilt selber fortwährend seine Offenbarungen mit, er, der alle Herzen durchschaut, der ewig lebt. Denn wenn auch seine körperliche Hülle fällt, so geht seine Seele nur in einen neuen Körper über, und die höhern Priester, gewissermaßen die Cardinal-Priester, kennen an bestimmten Zeichen das Kind, in welches die Seele des Dalai-Lama eingekehrt ist. Die Menge erblickt den nie sichtbaren, von Priestern umgebenen Menschengott blos in den Pagoden als Götzenbild im Priesteranzug mit segnend erhobener Hand.

Die Priesterschaft ist unzählig und den Geistlichen die strengste Lebensart vorgeschrieben; indem sie nicht nur, wie christliche Priester der römischen Kirche, ehelos leben müssen, sondern auch keinen Ersatz dafür in — geistigen Getränken finden dürfen. Nur in einem ganz unthätigen Leben gleichen sie christlichen Mönchen, indem sie ihren Tag mit Beten, Singen, Fasten, Prozessionen und Betrachtungen über — Religionsgeheimnisse zubringen.

Bei dieſen Prozeſſionen ziehen die Geiſtlichen paarweiſe, in einer Hand Betruthen (Roſenkränze), in der andern dampfende Rauchfäſſer tragend.

Andre Stücke des Lamaiſchen Kirchenweſens übergehen wir abſichtlich, um unſere frommen Mitpilger aus Rom und Madrid nicht mißtrauiſch zu machen, als gäben wir mit Bedacht ein ſolches quid pro quo, und wollten ſie über Zeit und Ort täuſchen.

Die Verehrung, die das Volk in Tibet den Prieſtern erzeigte, war übrigens ſo groß, daß jeder Laie vor dem Lamen, dem er begegnete, zu Boden fiel, Naſe und Mund verſchließend, um mit ſeinem Athem den Halbgott nicht zu verunreinigen.

Pilgerwandel.

24. Zweimal erhebt ſich die thieriſche Natur in das Reich der Lüfte, — in den Inſekten und Vögeln. Dieſe wie jene kommen uns als Vertraute der Vegetation vor: ſie umgaukeln die Blüthen, ſie haften an den Aeſten; ja nach ihren bunten Farben werden beide gern mit flatternden Blüthen, mit fliegenden Blumenſträußen verglichen. Beide Thierarten erſcheinen auch als Lieblinge der Natur, denen ſie nicht nur ein froherbewegtes Daſeyn, ſondern auch in dem wundervollen Inſtinkt, der dieſen Thieren eigen iſt, ein großes Maas mütterlicher Sorgfalt geſchenkt hat. Denn der Inſtinkt iſt eben die Sinnigkeit der Natur ſelbſt, die in thieriſchen Handlungen unmittelbar zum Vorſchein kömmt. Die Mutter führt gleichſam dem Kinde die Hand. Bei höher organiſirten Weſen tritt die Natur hinter die Will-

für des thätigen Geſchöpfs zurück, überläßt es mehr ſich ſelbſt, und ſo erſcheint ſein Treiben in nichts über das Maas ſeiner Anlagen und Kräfte hinaus zu gehen. In ähnlichem Verhältniſſe können wir uns den Traumwandler denken, in welchem ebenfalls eine höhere Führung der Natur, als der Wachende hat, zum Vorſchein kömmt und Ungewöhnliches verrichtet.

Die Inſekten bilden auf entſchiedne und eigenthümliche Weiſe einen Gegenſatz der Pflanzenwelt. Wie dieſe friedlich aus friedlicher Erde kömmt und in ihr haftet: ſo ſcheinen es jene unruhigen Weſen mit der Luft zu halten, die auch ringsum die Erde raſtlos umneckt und umkoſ't. Daher ſtellen ſich überall, wo Vegetation iſt, Inſekten ein. Welche flatternde und ſummende Welt gaukelt zwiſchen den träumenden Aehren des Waizenfeldes, zwiſchen den äugelnden Blüthen des Obſtbaumes! Ja manches Inſekt macht ſeine ganze Entwicklung an einer Pflanze, indem das Ei neben der Wurzel ruht, die Raupe am Blatte kriecht und nagt, und das vollendete Inſekt mit der Blüthe buhlt.

So ſind wir Menſchen-Inſekten an den Baum des Lebens gewieſen, an den heiligen Watabaum unſeres irdiſchen Daſeyns. Wir ſchlummern an ſeiner Wurzel, zehren begierig an ſeinen Blättern, und verſtehen oft die Blüthenaugen nicht, aus denen uns bald thränend, bald blinzelnd, aber immer ſtumm die Ewigkeit anblickt, daß wir, wie das Kind am Augenſtern der Mutter, zur Beſinnung kommen, und vor der letzten Verwandlung nicht verzagen möchten.

Das Niedrigſte und Höchſte des Daſeyns ſpricht

ſchon im Inſekt aus: die niedre dumpfe Gier und Gefräßigkeit der Raupe und jenes leichte, begierdeloſe Flattern des Schmetterlings, der aller Selbſucht entſagend, ſeine kurze ſonnige Stunde der Fortpflanzung des Geſchlechtes widmet.

Selten erſcheinen an einem und demſelben Menſchen, die Verwandlungen, die das Inſekt zu durchgehen hat. Einzelne Menſchen und Völker bleiben oft im Zuſtand des Eies, andre in jenem der Verpuppung, die meiſten kommen als kriechende, zehrende Raupen vor, nur an ihrem bunten, ſtachlichen Aeußern unterſcheidbar. Die wenigen Edeln haben wir ſelten aus niedern Zuſtänden ſich entwickeln ſehen, und ſie erſcheinen wie aus einem fernen ſommerigen Land herüber geflatterte Schmetterlinge.

Und wie ſtehen wieder die verheerenden Völkerwanderungen der Heuſchrecken den friedlichen Staaten der Bienen unter einer weiſen Königin entgegen? Doch können hier nicht alle die Bedeutſamkeiten der Geſtalt und des Treibens dieſer wunderſamen Weſen aufgezählt werden. In ihrer Unvollkommenheit erſcheinen die Inſekten als Skizzen der großen Künſtlerin Natur, die z. B. in einzelnen Käferarten den gehörnten Stier, das Nashorn, die Ziege, den Hirſch, den Känguruh u. ſ. w. voraus entwirft. Und welche Geſchäftigkeit dieſer unruhigen Weſen beſonders im Aufräumen, Verzehren, Vergraben des Faulenden und Verderblichen! Alle Künſte und Arbeiten der Menſchen ſind ſchon im Reiche der Inſekten voraus angedeutet. Ja ſelbſt hochwürdige Verhältniſſe ſind nicht vergeſſen, und jene Heuſchreckenart, die, grauſam und feig, mit betend-gefalteten Fangarmen

auf ihre Beute lauert, heißt in der Naturgeſchichte — die religiöſe Mantis.

25. Indem wir hiermit zur Betrachtung vorderaſiatiſcher Religionen übergehen, ſollen dieſe nicht etwa mit Inſekten verglichen werden; aber einzelne Anſpielungen können wir doch nicht unterdrücken.

Die Gottheiten, die hier verehrt werden, ſind meiſt mannweiblich gedacht, — ein Sonnengott als zeugendes, eine Mondgöttin als empfangendes Prinzip, meiſt in einer Perſon vereint. Dieſes Geſchlechtverhältniß, das in der indiſchen Religion zur Erklärung der Weltſchöpfung im Gottweſen ideal angenommen wird, hat ſich in den Tempeln, zu denen wir jetzt pilgern, durch eine ſeltſame Verirrung zur Hauptandacht geſteigert. Wir treffen hier eine Gottesverehrung an, der wir mit niedergeſchlagenen Augen nur aus der Ferne beiwohnen können.

So ſcheinen denn vom Watabaum der indiſchen Lehre, als er zerriſſen, und die Aeſte in die Welt geſchleudert wurden, abgeknickte Blüthen, nach Vorderaſien verweht, ſich zu Inſekten verwandelt zu haben, die nun das ſtille, fromme Blumengeſchäft der Befruchtung mit entſetzlicher Gier, aber als eine Andacht betreiben.

In früheſter Zeit hatten über den alten Handelsſtraßen aus Indien, über den großen Märkten Vorderaſiens, wo die indiſchen, babyloniſchen und aſſyriſchen Waaren aufgelegt wurden, leitende, leuchtende Sterne geſtanden. Der ewigen Gottheit waren nie verlöſchende Kerzen angezündet; Sonne und Mond wandelten auf und nieder, ſchenkten und ſegneten das Jahr, und dankbar betete das Geſchlecht der Menſchen an.

Aber der Sterndienſt — Sabäismus! — erhielt ſich nicht rein. In Vorderaſien war der große Markt der Welt, Völker und Waaren vermiſchten und vertauſchten ſich hier. Colonien kamen von den Gebirgen herab mit neuen Sitten und Gebeten; die herrſchenden Könige Mittelaſiens ſchlugen hier einer flüchtigen Herrſchaft ſchnellwechſelnde Hoflager auf; dieſen folgten griechiſchen Königs-Dynaſtien und ſpäter die Standlager der römiſchen Legionen.

So häuften und mengten ſich Sprachen und Sitten, Meinungen und Gottesdienſte, — vertrugen ſich, oder verdrängten einander. Wir lernen die Gottheiten jener Gegenden nur durch fremde, meiſt griechiſche Schriftſteller kennen, und gewiß haben unter den fremden Namen, mit denen jene Götter bezeichnet werden, auch die Religionsanſichten ſelbſt viel vom Einheimiſchen eingebüßt.

Babylon.

26. Ueber eine chaotiſche Zeit, wo Ungeheuer aller Art in der Finſterniß wühlten, herrſchte das weibliche Omorka, welches Meer und Mond bedeutet. Vom Gotte Bel — Urlicht — geſpalten, entſtand aus jenem Weſen Himmel und Erde. Die Ungeheuer der Finſterniß ſtarben, und aus Bels Blut mit Erde gemiſcht, gingen Thiere und Menſchen hervor.

Bel oder Baal, der in der Wortbedeutung eines Herrn oder Königs einen Sonnengott vorſtellt, hatte ſeinen Wohnſitz in Babel, — Bab-Bel, Bels Thor. — Sein heiligſter Tempel war ein von Semiramis erbau-

ter hoher Thurm. Von seinem Kultus ist wenig bekannt. Er ertheilte Orakel, wurde mit festlichen Tänzen verehrt, die Priester küßten sein Bild und schlugen sich bei seinen Festen mit Schwertern blutig.

Neben diesem blutigen Dienst ist noch von einer Schauerandacht die Rede, die im Tempel der Mylitta, der Göttin der Liebe, Statt fand. Hier gab sich nämlich jede Babylonierin wenigstens einmal im Leben irgend einem Wählenden Preis. Eine Tempelfeier, die von den Priestern zur Aufrechthaltung des babylonischen Handels durch Anlockung von Fremden mag eingeführt worden seyn.

Armenien.

27. Noch wilder war in Armenien die Verehrung der Göttin Anaitis. Dort war der Markt der Phönicier, und mit dem Handelsbetrieb wurden große Feste verbunden. Reichthum und Andacht brachten fürstliche Opfer, und häuften die Güter der Göttin. Eine angesehene Priesterschaft verwaltete und genoß die reichen Opfer der Frommen. So war ein ausgedehnter Landesstrich Priester- und Tempelgut und ward von Sklaven bearbeitet, die deshalb heilige Sklaven hießen. Um eine goldne Bildsäule der Göttin ward ein Gottesdienst begangen, der alles aufbot, was durch Pracht und Glanz die Sinne blenden und das Herz bethören konnte. Die Vornehmsten des Landes lieferten ihre Töchter in den Tempel, wo sie, ihre Unschuld opfernd, bei ihrer Rückkehr sich einer desto lebhaftern Bewerbung der Männer zu getrösten hatten.

Auch in der Stadt Komana, die in einem tiefen Thale des tauriſchen Gebirges lag, ward Anaitis verehrt, und auch hier hatte ſie Tempelgüter, die von 6000 Sklaven gebaut wurden. Denn König und Adel, die alleinigen Grundherren, bereicherten durch Opfer und Vermächtniſſe den Tempel, deſſen Oberprieſter, im Range zunächſt nach dem König, durch geiſtliche Gewalt das geſammte Volk nach ſeinem Willen lenkte.

An hohen Feſten nahm die Andacht der Männer und Frauen einen ſo wilden Schwung, daß ſie in frommer Raſerei die ausſchweifendſten Dinge thaten.

Phrygien.

28. Eine chriſtliche Phantaſie, zahm und züchtig, erlaubt ſich nicht einmal, ſolche Andachtweiſe nur auszumalen, und wie man ſie begehen konnte, wird Vielen kaum zu begreifen ſeyn. Verſetzen wir uns aber in eine Zeit zurück, wo man in einem heitern Klima keinen Widerſpruch der Sitte mit der Natur kannte, vielmehr das Natürliche ſo wahr, als nothwendig fand, ohne ſich deſſen zu ſchämen, und wo alle religiöſe Anſchauung ſich um das große Geheimniß der Zeugung der Natur bewegte: ſo können wir uns leicht eine Vorſtellung davon machen, welchen Aufſchwung bei einem geſunden Naturvolk eine Andacht nehmen mußte, die mit dem heftigſten Trieb im Bunde war, der ſelbſt bei uns noch oft, alle Sitte und Sündenfurcht durchbrechend, zu gräßlichen Thaten hinreißt.

Solch' ein Dienſt war auch jener der phrygiſchen Kybele. — Ma, die gute Mutter vom Berge, hatte

das älteste Volk der Welt, wofür sich das phrygische gern ausgab, von Thierheit zu menschlicher Sitte erzogen. Die Priester, vormals selbst Könige, hatten bei der großen Stadt Pessinus ein reiches Tempelgebiet.

Neben Kybele stand Attis, eine männliche Gottheit in der Bedeutung der Sonne. Denn diese selbst, wie sie bald frühlingbringend höher stieg, bald abwärts, dem Winter zu, tiefer und trüber wandelte, theilte das Jahr in zwei Festperioden, — das Wiederfinden und das Verschwinden des Attis. Mit Frühlingsanfang begann das Fest. Ein Trauertag eröffnete am 21. März die Feier. Man hieb die Pinie ab, hing das Bild des Attis in ihre Aeste und pflanzte den Baum in den Tempel. „Der Gott tritt ein," — hieß es. Am zweiten Tage wurde ununterbrochen mit Hörnern, mit dem heiligen Mondhorn, geblasen. Am dritten Tag endlich war Attis gefunden; da brach die wilde phrygische Kraft über alle Schranken aus und in Wuthjubel wurden entsetzliche Handlungen begangen.

Pauken donnern von Schlägen der Hand, da rauschen die hohlen
Kymbeln darein, und es droht das Getön rauhstimmiger Hörner,
Und die Gemüther stachelt mit phrygischen Weisen die Pfeife; Waffen auch schwingen sie an, die Zeichen verheerenden Grimmes.

So rauschend dahin ziehen die begeisterten Tänze der bewaffneten Priester, die, mit Kienfackeln, verworrenen Haaren und wildem Geschrei über Berg und Thal stürmend und sich blutig schlagend, die Rückkehr des Attis

und des Gottes Vermählung mit Kybele feiern. Welche Verstümmlungen rasend-fromme Männer als symbolische Andeutung der im Winter erstorbenen Zeugungskraft der Erde an sich selber begingen, kann hier nicht ausgedrückt werden.

Es ermüdet uns, da wir nun den Character solcher wilden Andacht kennen, der ähnlichen Feier der syrischen Göttin Athara noch beizuwohnen, wo ebenfalls wieder fanatische Frauen sich in die wilden Tänze der Männer mischen, die sich in Andachtswuth geißeln und verstümmeln.

Phönicien.

29. Auch dieses Küstenland, das zwischen dem brausenden Mittelmeer und den rauschenden Hochwäldern des Libanon schmal hinzieht, hat keine Urschriften über seine Religion hinterlassen. Bruchstücke nur finden sich unter fremden Völkern von jenem göttlichen Gesetz, welches Sanchuniaton, der „Weisheitsfreund", 1250 Jahre vor Christo aus dem Munde des Priesters Zerembalos niedergeschrieben hat. Von Taaut war das Gesetz gegeben worden, der als göttlicher Rathgeber dem Gotte Kronos zur Seite stehend gedacht ward, — eine verkörperte Intelligenz neben einer fleischgewordnen Gottheit. Taaut oder Thoth, Erfinder der Schrift und Wissenschaft, ließ das Gesetz von den sieben Kindern des Sydek, den s. g. Kabiren und deren Bruder Asklepios auf heilige Tafeln niederschreiben. Die sieben Kabiren deuten auf Planeten-Gottheiten, und es erscheint also das Gesetz von der Weltschöpfung als ein

Wort der höchsten Intelligenz, Taauts nämlich, zuerst in Sternschrift verkündigt, dann von niedern Göttern auf die Erde herunter gebracht, lange von den höhern Ständen geheim bewahrt, und endlich unter die Menschen verbreitet. Wie bei andern Völkern die Gottheit, wird hier das Gesetz als menschgeworden, als Offenbarung der Gottheit, angesehen.

Kronos (Geisteshauch), Pothos (Verlangen), und Homichle (Nebel), ist die oberste dreifaltige Gottheit. Pothos und Homichle zeugen den Aether und die Aura, — Geist und thierisches Leben. Dieses Geschwisterpaar brachte Oon, ein Ei hervor, größer freilich als selbst ein Straußenei, indem es, von Chusoras gespalten, Himmel und Erde enthielt und enthüllte. In immer absteigender Linie werden nun Generation und Gattung, Licht, Feuer und Flamme, die Kabiren, die Gebirge u. s. w. geboren, bis, von Blitz und Donner erweckt, die Thierwelt aus dem Urschlamm Moth (das indische Mohat) hervor kommt.

Diese Religion, in ihrer Lehre Naturanschauung, war auch in ihrem Kultus bloser Naturdienst. Wir führen nur die Adonisfeier an, die auf das Fest des Attis zurück weist und sich in Egypten bei Osiris wieder findet.

Dieses Fest bestand aus zwei wesentlichen Theilen, einer Todtenfeier wegen des Verschwindens des Gottes, und einem Freudenfest über den Wiedergefundnen. Jene war ein vollständiges Leichenfest, bei welchem sich die Frauen den ausschweifendsten Klagen um den verlornen

Gott überließen. Sie brachten ihre Haare oder nach Umständen ihre Keuschheit zum Opfer. Oder sie erschienen auch mit aufgelöſ'ten Haaren in gürtelloſen Trauergewändern. Klagelieder werden unter Begleitung der Flöte angeſtimmt und endlich ein auf der Bahre ausgeſtelltes Adonisbild feierlich begraben. Jenes Ruhebett beſchreibt der Dichter Theokrit:

Neben ihm ſteht anmuthig, was hoch auf dem Baume gereifet;
neben ihm auch Luſtgärtchen in ſilbergeflochtenen Körben
wohl umhegt, auch Syrergedüft in goldenen Krüglein,
auch des Gebackenen viel, was Fraun in der Pfanne gebildet,
weißes Mehl mit der Blumen verſchiedner Würze ſich mengend;
was ſie mit lauterem Oele getränkt und der Süße des Honigs.
Alles erſcheint wie Geflügel und wandelndes Leben um jenen.
Grünende Laubgewölbe, vom zarteſten Dille beſchattet,
bauete man, und oben als Kinderchen fliegen Eroten.
Auf meerpurpurnem Glanze der Teppiche (ſanfter wie Schlummer
rühmt ſie die ſamiſche Stadt und wer Miletos bewohnet)
ward ein Lager gedeckt und dabei dem ſchönen Adonis.
Dort hält Kypris die Ruh' und hier der ſchöne Adonis.

Die Umgebungen der Bahre mit Früchten, Tauben, Gewürm bezeichnen bildlich den Einfluß der Sonne auf Vegetation und thieriſches Leben. Denn Adonis iſt eine Sonnengottheit im Zuſtand menſchlichen Leidens. Er, Sohn des aſſyriſchen Königs Thias, wird als Liebling Aphrodite's aus beſorgter Eiferſucht in einem Käſtchen zu Perſephone gebracht. Dieſe behält aber das liebliche Pfand und der Streit kömmt vor Jupiter, der ſolchen dahin entſcheidet, daß Adonis beiden Göttinnen, Aphroditen und Perſephonen, der Liebe alſo und der Unterwelt, angehören ſoll: - die Sonne mithin im Som-

mer- und Winterſtand. Adonis ſtirbt auf der Jagd vom Zahne des Ebers, den der eiferſüchtige Gemahl Aphrodite's ſendet. Der borſtige Eber iſt das Sinnbild des Winters.

30. So unbedingt, wie der Indier, können wir die Andacht nicht preiſen: ſie iſt eine Glut, die von jedem Holze und gerade von faulem oft am loheſten brennt, wenigſtens am bunteſten, wegen der ſinnlichen Stoffe, die in der geiſtigen Glut mit aufflackern. Und nicht ohne allgemeine Bedeutung iſt es, daß in den Religionen, an deren Tempel wir eben vorüber gekommen, gerade die glühendſte Andachtübung alle Tugendlehre verſchlungen hat. So wird die Andacht vielmal zur Feuersnoth und macht moraliſch bettelarme Leute.

Tugend iſt Arbeit; aber der Arbeitende wird reich und froh. Die rothe Wange des Taglöhners, die mit der Abendröthe ſympathiſirt, ſein feuchter Frohblick, der mit dem thauigen Vollmond zum Himmel aufſteigt, ſind Andachtflammen, die aus dem Herzen ohne Rauch brennen. Und ein herrlicher Lenzmorgen kömmt über Nacht. Der Andächtige iſt ein Feſttägler, der, an Aufregung gewöhnt, von der Orgel zur Fiedel ſchlendert, doppelt verzehrt, wann er eben nichts verdient, und für ſeinen öden Kopf einen blauen Montag nöthig hat.

Ich will den Adler der Andacht nicht ſchmähen, aber auch ſein Gefieder nicht beſchreiben; wer ein Adler iſt, wird ſich ſchon erheben. Ich will der Andacht keinen Reiſepaß ausfertigen, worin ihr Anzug und ihre Augen beſchrieben ſeyen: die königliche reiſ't nicht zu Fuß, und keine liederliche Dirne ſoll ihre Landſtreicherei mit

dem geſtohlnen Briefe ſchützen. Heilig iſt nur der Andachtſtrahl, der um die Schläfe des Tugendhaften leuchtet.

Wie oft aber die Andacht mit der Geſchlechtsglut angefeuert ſey, iſt nicht genug zu ſagen. Im Vorhergehenden haben wir dieſe Glut ganz offen und frei lodern ſehen: dürfen wir einen Blick auf die chriſtliche Andacht des Mittelalters werfen? Ihre Glut — ſagſt du — war groß, aber innig, und wie verwegen wär' es nicht, jene verwilderte Ausſchweifung aſiatiſcher Vorwelt mit dem chriſtlichen Aufſchwung einer Zeit zu vergleichen, in welcher die Jungfräulichkeit und Enthaltſamkeit für höchſte Tugend galt! Ja doch! dies meine ich eben. Was früher der offne, that ſpäter der unterdrückte Geſchlechtstrieb. Er ſchlug diesmal nach Innen aus und gab den dunkelrothen Kern der Andachtsflamme. Ich begnüge mich, auf die Richtung dieſer Andacht, die ſich weniger an die Gottheit, als an die Heiligen, wendete, und auf das Liebeln mit Seelenbräutigamen hinzudeuten; denn jene Geſchichten können hier nicht mitgetheilt werden, nach denen ſich Kloſterfrauen an Marmorbildern von Heiligen die Auszehrung angeſchwärmt haben. Da ſchien — und Aerzte beſtätigen es — die Andacht mit ähnlichen Schauern und Entkräftungen verbunden geweſen zu ſeyn, wie unnatürlicher Genuß, und es wird erklärlich, daß man ſo gern und oft der Andacht oblag, die von der Kirche ſelbſt bezeichnend genug eine Inbrunſt genannt wurde.

Es iſt wohl nicht unangemeſſen, daß wir eben einen Blick in das Mittelalter vorausgethan haben. Ward ja doch früher bemerkt, daß auch die Inſekten auf wun-

derliche Weise das Thierreich voraus andeuten. Und wem ist nicht vorhin bei der Verfassung der Stadt Romana, wo König und Adel, als alleinige Grundbesitzer, die Geistlichkeit durch Opfer und Vermächtnisse bereicherten, und ein königlicher Oberpriester durch geistliche Gewalt das Volk lenket, — das Mittelalter in den Sinn gekommen?

Auch die Andacht ist eine Vegetation, eine geistige, und ruft sich gegenüber eine wunderliche Insektenwelt hervor. Betrachten wir noch einige solcher vorbildlichen Erzeugnisse der Andacht aus andern Himmelsstrichen!

In Rom waren schon Jahrhunderte vor Christus Wallfahrten üblich. Männer und Frauen trugen dabei brennende Kerzen; eine singende Jugend und Musikchöre zogen mit, und Priester in Festgewändern trugen die Insignien und Abbilder der Götter. Einer hielt in einem Kästchen verborgen das höchste Heiligthum, also ein s. g. Sanctissimum.

Die merkwürdigste Prozession fand bei der Waschung des heiligen Steins von Pessinum statt, der schon 271 Jahre vor Troja's Eroberung angeblich vom Himmel gefallen und später von Pessinum nach Rom gebracht worden war. Das Fest wurde jährlich am 26. März begangen, und war ein Versöhnungsfest, bei welchem besonders die Kaufleute ihre Waaren mit Weihwasser mittelst eingetauchter Lorberzweige besprengten.

Die wunderlichsten Insekten, die noch heute so manchen berühmten Wallfahrtort umflattern, schwärmten schon in jener Zeit. Im Bewußtseyn von Sündhaftigkeit und mit der Vorstellung göttlicher Rache kamen die

Menſchen, nach Maßgabe weltlicher Strafgerichte, auf den Gedanken, — durch Opfer und körperliche Leiden zu büßen. Man brachte Geld, Kerzen, und was man für angenehm hielt; büßte, indem man auf Straßen oder Feldwegen knieend kroch, die Schwellen des Tempels küßte, den Kopf an die Thürpfoſten ſchlug, oder ſich blutig geißelte. Auch an wunderthätigen Bildern fehlte es nicht, die zuweilen vor dem erſtaunten Volke ſchwitzten oder ſich umkehrten.

Bei gefahrvollen Naturereigniſſen wurden Faſten angeordnet, bei Mißärnten Bittgänge angeſtellt; da denn die Gemeinde den umhergetragnen Götterbildern ſingend nachfolgte. Es war auch damals ſchon als eine Art von Sühne üblich, kranke Kinder auf den Fall ihrer Geneſung dem beſondern Dienſt einer Gottheit zu verloben.

Waſſer galt für das gewöhnlichſte Sühn- und Reinigungsmittel. Mit Weihwaſſer wurden nicht nur Häuſer, Tempel, ja ganze Städte beſprengt; ſondern ſelbſt von Todſünden konnte man ſich durch Wiedergeburt im Waſſer reinigen. Dieſe Kraft legte man jedoch nicht dem eigentlichen Waſſer, ſondern dem darin wohnenden göttlichen Geiſte bei. Schon Aeneas hatte am Grabe des Meſſenus ſeine Gefährten geweiht.

Eine andre Reinigung geſchah durch Feuer. Mißgünſtige Geiſter wurden durch geweihte Kerzen gebannt; um des Kranken Bett trug man dreimal die Schwefelpfanne. Ueber einem reumüthigen Sünder ſchwang, ihn zu entſühnen, der Prieſter eine Reinigungskerze von Wachs und Pech mit wohlriechenden Kräu-

tern vermiſcht. Weihwaſſer wurde geſprengt, und unter dem Dampf der Kerze die Götter anrufend ſchleuderte der Prieſter die Fackel, die nun alle Sünden in ſich eingeſogen hatte, über den Kopf rückwärts gen Süden. Sollte eine Weihe beſonders wirkſam ſeyn, ſo geſchah ſie dreimal durch Feuer, dreimal durch Waſſer, dreimal durch Schwefel.

Wir laſſen es bei dieſer unvollſtändigen und flüchtigen Andeutung bewenden, da uns zu einer umfaſſenden Naturbeſchreibung der Andachts-Inſekten kein Raum vergönnt iſt.

Aegypten.

31. Ein uraltes Land voll Wunder lag ſeit früheſter Zeit an diamantner Kette des heiligen Nilſtroms feſt. Viele Felsſtufen herab raſſelt die Kette; wo ſie eingenietet iſt, hat noch kein Reiſender geſehn. Aber das ſeltſame Volk ſelber, eine hieroglyphenſchreibende Menſchenhieroglyphe, lag nicht weniger, als ſein Land, von der gewaltigen Kette gefeſſelt, frei nur, ſoweit der Nil nachgab. Denn nach zahlloſen Dörfern und Städten, zu den Wohnungen wimmelnder Menſchen waren Kanäle aus dem wäſſernden Strom gezogen. Und wie die Nährmutter Erde mit hundert Brüſten abgebildet wird, war der Nil ein Gott, der mit unzähligen Armen ſeine frommen Kinder erhielt. Wo kein Arm des Gottes hinreichte, war heiße, verſchmachtende Wüſte. Aus dem Schooß des fruchtbaren Thals entfernte ſich der Aegypter nicht; zu ihm kamen die Karavanen entfernter Völker, und legten auf den Märkten am Nilſtrome ihre

Waaren aus; kamen die Kinder Israels, und holten das Korn der fetten Jahre.

Wie der fruchtbare Halm, wuchs der Mensch selbst mit seiner Gedanken-Aehre, vom heiligen Nilwasser genetzt. Seine frühe Kultur stammt nämlich aus diesem Fluß. Die hohen Terrassen Nubiens herab schwillt der Strom und überschwemmt regelmäßig das Thal, dessen fruchtbarer Boden sich aus dem Niederschlag des Wassers gebildet hat. Der reiche, sichere Ertrag des Feldes lockte daher früher als sonst den Schweifling der Wüste, den Hirten des Gebirges, zum Ackerbau; mag dieser wichtige Uebergang immer auch nicht ohne Einwandrung fremder Stämme und ohne Kämpfe geschehen seyn. Die bestimmte Wiederkehr des Stromes lehrte Jahreseintheilung und Beobachtung der Gestirne; die jährliche Ueberschwemmung, die das Eigenthum verschüttete, führte zur Feldmessung und Wasserbaukunst. Zu den kolossalen Bauten, die wir heute noch anstaunen, konnten die Felsmassen naher Gebirge auf dem Wasser leicht überall hingebracht werden. Eng aber höchst fruchtbar war das Thal, — eng zwischen Gebirg und Wüste der Gesichtskreis einer anschwellenden Bevölkerung. So kam in brütender Enge früh aber höchst eigenthümlich die Geistesbildung zu Stand und der Geschmack entschied sich für das Großartige der ägyptischen Bauwerke. Denn wie der Großstädter, dem es an Raum in die Breite fehlt, baute der Aegypter in die Luft oder unter die Erde, wie wir heute noch an den Pyramiden und erstaunlichen Catacomben sehen.

Wollen wir uns nun verwundern, wenn das selt-

ſame Volk den Gott erkannte, dem es ſein ganzes Daſeyn ſchuldig war?

Die unerſchöpfliche Güte des unſichtbaren Weſens ſandte von fernen Höhen einen friedlichen Strom des Segens herab; er ergoß ſich über das Thal, und Oſiris feierte ſeine befruchtende Vermählung. Da wimmelte von Barken das meergewordne Land, die Städte ragten wie Inſeln hervor. Es war die Zeit der Feſte und Wallfahrten; Geſang und Muſik tönte von allen Schiffen, und hunderttauſende von geſchmückten, frommen, jubelnden Menſchen beſuchten die Tempel und heiligen Orte, ſelbſt die Abbilder der Tempel in den Barken mitführend. Zogen endlich die Waſſer ab, ſo trat der Feldbau ein, das andächtige war in ein arbeitendes Volk verwandelt; denn mit Arbeit wird die ſegenbringende Mutter Iſis verehrt.

Wie der Nil das fruchtbare Thal, durchzieht die Mythe von Oſiris und Iſis die Religion Aegyptens. Dabei iſt dieſes aber doch das Land des bunteſten Götterthums, und wie die Ueberſchwemmung zahlloſes Ungeziefer zurück ließ: ſo wimmelte es neben jenem ſinnreichen Mythus von Aberglauben und Abgötterei. Die Hirten des Gebirgs, die Nomaden der Wüſte, haben nämlich die Kultur des Landes oft erſchüttert; Fiſcher und Schiffer ſich frühe am Strom niedergelaſſen. Endlich drangen edle Geſchlechter erobernd ein, Kaſten bildeten ſich aus den verſchiednen Stämmen und die Eingedrungnen machten die oberſten, die der Krieger und herrſchenden Prieſter aus.

Wie die Terraſſen Ober-Aegyptens nach Hochafrika

emporsteigen, bezeichnen die verschiednen Kasten Stufen der Kultur bis zur hohen Geistesbildung, welche die Priester-Colonie mitbrachte, und in Mysterien bewahrte. Die niedern Kasten blieben ihrem Fetischdienste treu, — der Fischer seinen göttlichen Wasserpflanzen, der Ackerbauer dem Ibis, dem Krodokil, der Schlange, die ihm nützlich oder furchtbar waren. Andre erhoben sich zum Sterndienst, und Osiris selbst, der göttliche Strom, der sich über diese Terrassen der Bildung herab stürzte, bedeutete nun auch die Sonne, unter deren Einfluß der Nilstrom freilich stieg und fiel und segnete.

32. Osiris und Isis, Zwillingsgeschwister des Kronos und der Rhea, entbrannten schon unter dem Herzen der Mutter in Liebe und erzeugten, selbst noch ungeboren, den Aruëris. Beide beherrschten gemeinschaftlich Aegypten. Isis führte Waizen und Gerste ein, Osiris erfand Karste und Harke. Mit den Früchten brachten sie Gesetze, stifteten bürgerliche Ordnung, Ehe und Gottesdienst. Darauf zog der segnende Gott aus, um auch der übrigen Welt seine Wohlthaten zu bringen. Mit Rede und Musik nahm er wilde Länder für sein Gesetz ein.

In dieser Abwesenheit regierte Isis mit solcher Klugheit, daß Typhon, des Osiris bösartiger Bruder, sich des Reiches nicht bemächtigen konnte. Erst als Osiris wieder zurückkehrte, gelang es ihm durch Argliſt. Er bereitete nämlich ein Fest und lockte den eingeladnen Bruder scherzend in einen prächtigen Kasten, überfiel mit seinen 72 schlimmen Gesellen den Wehrlosen, und warf ihn im verschloßnen Kasten in das Meer.

Iſis, von Schmerz über des Oſiris Tod bewältigt, zerſchlägt ſich die Bruſt, kleidet ſich in tiefſte Trauer und zieht, von Anubis begleitet, aus, den Leichnam des geliebten Gatten zu ſuchen. Dieſer war in dem Kaſten an das ſchilfige Geſtad bei der Stadt Byblos getrieben worden; die verborgne Götterkraft hatte die Erica-Staude ergriffen und zu einem herrlichen Stamm empor getrieben. König Malkondras läßt den Stamm zu einer Säule ſeines Palaſtes fällen. Dies verkündet Anubis, verkünden heilige Vögel der umirrenden Iſis. Da ſetzt ſie ſich, eine Dürftige, an die Stadtmauer, und erharret des Königs Mägde. Mit dieſen plaudernd flicht ſie ihnen Zöpfe, die, ſobald die Jungfrauen in den Palaſt zurück kehren, alle Gemächer mit Wohlgerüchen erfüllen. Die wunderbare Fremde wird hereinbeſchieden und verdingt ſich zur Amme der Königin. An ihrem Zeigefinger im Verborgnen ſaugend, gedeiht der Knabe; jede Nacht reinigt ihn Iſis im Feuer von irdiſchen Schlacken. Einſt nimmt es aber die königliche Mutter wahr, und ſchreit, erſchrocken über die Flamme. Da erhebt ſich die göttliche Iſis und ruft Blitz und Donner herab. Krachend berſtet die Säule und über dem herausgeſtoßnen Sarge bricht Iſis in Klagen aus. Sie bringt nun den Leichnam zurück. Wehmuth macht der Rache Raum. Dieſe ſoll ihrem Sohne Horus aufgetragen werden. Iſis ſucht ihn auf, der während ihrer Pilgerſchaft in der Stadt Buto zurück geblieben war. Des Oſiris Leiche birgt ſie inzwiſchen im Walde.

Aber Typhon, der wilde Jäger, treibt durch das Revier, entdeckt des Bruders Leiche, und zerſchneidet ſie

in Stücke, die er in den Nil wirft. Die schmerzenreiche Isis muß nun alle Stücke zusammen suchen und findet sie auch bis auf eines, das wir nicht nennen wollen, und welches die Fische verzehrt haben. Sie setzt den Leichnam zusammen und bestattet ihn zu Philä. Wo die Glieder gefunden worden, werden Tempel und heilige Wallfahrtorte gestiftet, zu Philä selbst ein immerwährendes Todtenopfer in 360 Milchkrügen (360 Jahrestagen).

Jetzt tritt Horus auf, sammelt seine Getreuen, besiegt Typhon und hält ihn gefangen. Als ihn aber Isis wieder befreit, so ergrimmt Horus über diese Milde und reißt der Mutter das strahlende Diadem vom Haupte. Horus besteigt des Vaters Thron, der letzte der Götter, die über Aegypten geherrscht haben.

33. Woher die schweifende Schöpferin Phantasie, die in dieser Götterfabel herrscht? Konnte sie sich so weit vom Nil entfernen, an den doch das fabelnde Geschlecht gebunden war? Werfen wir einen Blick auf Aegyptens Jahresgeschichte, ob die uns nichts Verwandtes erzählt.

Das ägyptische Jahr begann mit der Herbst-Nachtgleiche im Monat Thoth, wenn die Sonne in das Zeichen der Waage trat. Das glückliche Land hat doppelte Ernte, im Juli und November, doppelte Aussaat im Februar und September: Osiris muß zweimal sterben, Isis zweimal trauern.

Vom März an ist in Egypten die heiße Zeit, alles Grünende, erstirbt, über die lechzende Saat hauchen Glutwinde aus Libyens Wüste, Schlangen und Insekten wüthen. Typhon herrscht, mit dunkelrother Luft,

ſeiner Leibfarbe, geſchmückt. Iſis aber klagt: das ägyptiſche Land nämlich dürſtet. Denn Oſiris iſt noch nicht erwacht; er iſt nach Aethiopien gebannt, das Felſenbett hält ihn, wie ein Kaſten ſeine Leiche, feſt.

Typhon, der für alle böſen Kräfte der Natur und des menſchlichen Gemüthes gilt, haßt Iſis, d. h. Aegypten. Er hat 72 ſchlimme Geſellen, — 72 Gluttage — und iſt der Buhle der Nephthys, — der lybiſchen Wüſte.

Endlich erwacht Oſiris, — der Nil zerſprengt überſchäumend ſein Felſenbett. Wenn der Löwe (die Sonne im Zeichen des Löwen) kömmt, iſt die Heilflut da, ſie brauſet über die Felsblöcke, — „die Iſiskuh brüllt," wie man ſich ausdrückte. Die Flut überſtrömt das Land, die Schlangen ſind verſchwemmt, die Seuchen ſchwinden. Der 24te September iſt der große Freudentag; die Schleußen werden geöffnet, Eilboten verkünden die Waſſerhöhe, das Land iſt voll Jubel. Jeder Gau will nun Antheil am Segen haben und der Strom wird in Kanäle geleitet, da zerſtückelt Typhon den göttlichen Leib des Bruders. Jenes Glied aber, das die Fiſche verzehrten, deutet auf die unterm Waſſer gehemmte Zeugungskraft der Erde.

Dieſer Jubelperiode folgt die Trauerzeit im Monat Athyr, wenn das Saatkorn in die Erde fällt, d. h. wenn Oſiris ſtirbt. Denn es nehmen nun die trüben Tage der vergrabenen Hoffnung immer mehr ab. Typhon herrſcht wieder, der Verfinſterer der Sonne. Iſis ſucht den geſtorbenen Oſiris, und Wehklagen ertönen durch das Land, bis endlich am 11ten Tybi (6 Januar) die

Sonne wieder aufwärts kömmt, und die Zeit des neuen Keimens und der verjüngten Natur mit einem Freudenfeste begrüßt wird.

In solcher Naturbedeutung sind nun auch die beiden Söhne der Isis zu nehmen, der rächende Horus nämlich als die belebende Sommersonne, der hinkende Harpokrates aber, den Isis in den Unglückstagen des Osiris empfing, die matte Wintersonne.

So hing denn trauer- und freudewechselnd des Aegypters Herz an seinem Strom und an der Sonne; beide hießen ihm Osiris. Dieser und Isis, das ihm vermählte Land, waren Kinder der Rhea, der Urfeuchte. Der Lotus war daher die heiligste Pflanze; der Lotuskelch bedeutete den Mutterschooß der großen Rhea, die Geburtsstätte und das Hochzeitbett des Götterpaares. Auch diese Wasserlilie hing, wie der Strom selbst, von der Sonne ab. Je mehr Lotus, hieß es, desto mehr Segen. In allen Tempeln, bei allen Opfern wurde Lotus gebraucht. Denn wie diese heilige Blume ihren Kelch mit steigender Sonne immer mehr öffnete und mit sinkender die Blätter faltete, sah der fromme Aegypter ein Sinnbild, das ihn mahnte, mit offnen Lippen, mit gefalteten Händen zu dem Gott zu beten, nach dem sich auch die heilige Lilie richtete.

So drückt sich denn auch an Osiris die Idee eines leidenden Gottes aus. Denn eine göttliche Liebe stieg in Osiris herab, bestand den Kampf mit der Sünde, litt und starb aus Liebe für ein Volk, das allen Segen alles Heil nur im Leiden und durch den Tod seines Erlösers finden konnte.

34. Nach ägyptiſcher Anſicht wie nach der phöniciſchen, ſind Geiſt und Natur auf entſchiedene Weiſe getrennt. Nicht durch das Wort iſt die Welt geworden, ſondern das Wort — wenigſtens als Erkenntniß — ſteht neben dem Wirken. Hermes, oder Thoth, der Geiſt der Geiſter, ſteht neben Oſiris und Iſis als ihr Rathgeber. Er iſt das verkörperte geiſtige Leben, das Schauen, Denken und Lehren. Er iſt Erfinder der Sprache und Schrift, er ſteht am Anfang und Ende der Zeiten und wird beibenamt — der Lebensbaum, das Lebenswort, das ewige Brot, das Freudenöl; letzteres als Erfinder des Oelbaums. Er leitet die Seelen durch die Kreiſe des Lebens; wer ihn in ſich aufnimmt, iſt ein Geweihter; wer aus ſeinem Becher trinkt, iſt erquickt; wem er leuchtet, wandelt im Licht; in ſeinem Spiegel durchſchaut man die Natur. Ein ſolcher Hochbegünſtigter iſt der Prieſter.

Von dieſer erhabenen Bedeutung geht die ägyptiſche Hierarchie aus, — ein geiſtiger Nil, der von dem hohen Sennaar ſtammt, von Meroe, jenem alten Prieſterſtaate, den ein König, vom Gott Ammon ſelbſt aus den Prieſtern gewählt, in früher Zeit beherrſchte. Auf jenen Höhen war einſt ein lebendiges Wort heimiſch, und ſtieg mit Prieſter-Colonien in das niedere Aegypten herab. Aber wie in Heimweh nach ſeinen Bergen verſtummte es hier in Schmerzenszügen der Hieroglyphen, hüllte ſich trauernd in Prieſter-Myſterien ein. Zur Erinnerung an jene Herabkunft wurde bei Wallfahrten auf dem Nil ein Tempelchen auf einem heiligen Schiff den Strom herabgefahren.

Und wie die Prieſter von der Höhe gekommen waren, wuchs im niedern Land ihre Macht zu einem Rieſengebirg auf. Das Prieſterthum war erblich mit erblichem Beſitz der Tempelgüter. Schon durch ihr Aeußeres und ihre Lebensweiſe hoben ſich die Prieſter bedeutſam hervor. Sie waren durchaus geſchoren, durften keine Gewänder aus thieriſchen Stoffen tragen, und gingen in Linnen und in Schuhe von Schilfrohr gekleidet; höchſte Reinlichkeit war ihnen geboten, zweimal des Tages badeten ſie, aßen kein Schweinefleiſch, durften keine Fiſche genießen und enthielten ſich der blähenden Bohnen; ein äußerſt formenreiches, das ganze Daſeyn durchflechtendes Ceremoniengeſetz umgab ſie. Auf Stufen, wie ſolche der Hierarchie zukommen, erhob ſich das gewaltige Prieſtergebirg; höhere Würde ſchloß höhere Weisheit auf. Mit den Königen Grund und Boden des Landes theilend, hielten ſie ſich ausſchließend im Beſitz des Wiſſens als Beamte, Aerzte, Naturforſcher, Baumeiſter, Sternkundige.

Am Nil, wie wir geſehen, als am großen Kirchenkalender, wurden die Freuden- und Trauerfeſte berechnet. Natürlich waren hier die Prieſter hauptſächlich von Einfluß. Wir kennen ſchon Anubis als den Geleiter der Iſis auf ihrer Trauerfahrt. Er iſt ein Sohn des Oſiris aus deſſen irrender Umarmung der Nephthys, und als Kind von Iſis erzogen; er wird mit einem Hundskopf abgebildet, und deutet auf den Hundsſtern, Sirius. In der Sommer-Sonnenwende verſammelten ſich die ägyptiſchen Prieſter des Nachts, feſtlich gekleidet, in der Halle des Tempels. Nachdem ſie hier die

heiligen Gebräuche verrichtet, führte der Stoliſt eine Gazelle ins Freie hervor, hielt das heilige Thier zwiſchen den Knieen, beobachtete durch deſſen Hörner den aufgehenden Sirius, und nahm das Jahreszeichen einer hohen oder ſpärlichen Flut ab. Am Hundsſtern hing demnach Hoffnung oder Furcht des Volkes. Die Gazelle, die bei Annäherung der Fluth ſcheu in die Wüſte flieht, iſt dem Hermes heilig, ihm, dem guten Geiſte, fällt ſie zum Opfer.

35. Jahrtauſende haben ſich bis jetzt noch nicht müde über — ägyptiſche Weisheit geſprochen. Der Scharfſinn aller Völker hat ſich an den wunderlichen Schriftzügen unverwüſtlicher Denkmale ſtumpf gerathen. Von ſo außerordentlicher Anſtrengung hat man Uebermenſchliches erwartet, und doch liegt vielleicht die einzige Befriedigung darin, daß jener Iſis-Schleier der Weisheit ſich nie aufheben laſſe, um uns eine ſchmerzliche Täuſchung zu erſparen und eine mühvolle Erwartung zu laſſen.

Das Beſte jener Geheimlehre der ägyptiſchen Prieſter iſt wohl in die Philoſopheme der Griechen übergegangen. Denn einzelne Forſcher, wie Pythagoras, haben ſich durch die härteſten und langwierigſten Prüfungen nicht abſchrecken laſſen, um die Einweihung in die ägyptiſchen Myſterien zu erhalten.

Soviel ſich von der Prieſterlehre der Aegypter ſagen läßt, hatte man allerdings den Glauben an ein einziges höchſtes Weſen, das aber nicht bloß in ſeinen verſchiednen Eigenſchaften gedacht, ſondern in dieſelben gleichſam zerlegt wurde, ſo daß jede Eigenſchaft für eine Perſon

galt und dennoch die ganze Gottheit in ſich trug. Hauptſächlich aber iſt es eine Dreifaltigkeit, in der ſich das höchſte Weſen offenbart, und zwar als Amun, inwiefern die Gottheit die Urbilder der Dinge, die Ideen, an das Licht bringt, — Allmacht; ſodann als Phthas, als jene weltbildende Kraft, welche die Ideen auf vollkommenſte Weiſe zur Wirklichkeit bringt, — Weisheit; endlich als Oſiris, als jener fortwährende Ausfluß des Wohlthätigen und Erhaltenden, als Lebensquell, — Güte. In dieſer letzten Eigenſchaft, an den nächſten Wohlthaten mochte dem gemeinen Volk die Gottheit am leichteſten begreiflich ſeyn, zumal der Nil für Aegypten ein ewiger Strom erhaltender Gottesgüte war; daher denn das höchſte Weſen im Volksglauben Oſiris hieß, und je nachdem man von Fetiſchismus oder Sterndienſt ausging, bald im Strome ſelbſt, bald in der Sonne, die den Strom lenkte, verehrt wurde. In letzter Hinſicht, als Sonne, iſt Oſiris ein Sohn des Amun, des Lichtbringers.

Zwölf höchſte Götter, — die Zeichen des Thierkreiſes, werden angenommen, und eine große Hierarchie von Gottheiten und Geiſtern ſteigen, einander untergeordnet und dienend, herab. Sie füllen die Elemente an, bringen Wachsthum und Gedeihen hervor.

Dies und ſo Vieles bringt uns auf die Vermuthung, daß ein mächtiger Aſt des zerrißnen Watabaums nach Aegypten geſchleudert oder verpflanzt worden ſey.

36. Unter dem Volk aber herrſchte die bunteſte Vielgötterei; jeder Gau, jede Stadt hatte ihre eignen verehrten Weſen. Ja die einzelnen Gottheiten gingen

mit der Zeit wechselnd in einander über, oder verdrängten einander. So that sich der Isisdienst allmählich besonders hervor. Isis, unter der man sich zuerst die Urmaterie, das leidende, empfangende, gebärende Prinzip der Welt gedacht hatte, galt zuletzt für die allgemeine Gottheit, die das Geistige und Materielle umfaßte, für die allgemeine göttliche Natur der Dinge, für die Weltmutter.

An des Osiris Platz trat seit Alexanders des Großen Zeit ein Gott **Serapis**, und die dem ausländischen Götterdienst ergebenen Römer legten ihm die Prädikate der höchsten Gottheit bei. Er war Herr der Elemente, Inhaber der Schlüssel des Wasserreichs und des Nils, Gott der Erdkräfte und der Unterwelt, Spender des Lebens, Richter des Todes, und Begnadiger im Tod,— ein freundlicher und furchtbarer Gott zugleich.

Manche der vielen ägyptischen Gottheiten tragen eine so tiefsinnige Bedeutung, daß es einzelne, aus den Priester-Mysterien verwehte und im fruchtbaren Nilboden aufgegangne Ideen zu seyn scheinen. Aber der Nilschlamm des Aberglaubens war zu fett für höhere Ideen. Diese wurden von den Priestern, nach orientalisch-ägyptischer Weise, in Mythen und Symbole gepflanzt; je reicher aber die Phantasie war, solchen Boden mit geschichtlichen, astronomischen, Natur- und Volksthum umfassenden Bedeutungen zu düngen, desto üppiger schossen jene reingeistigen Ansichten in Blätter- und Blüthenfülle aber moralisch **fruchtlos** empor, und arteten auf vielfache Weise aus. Denn wie **bildlicher Ausdruck** der orientalischen Volks- und Sprachweise,

ſo iſt Ausartung des Bildlichen dem menſchlichen Geiſt eigen; ſo daß man eben nicht mit vielen Gelehrten anzunehmen braucht, die Prieſter hätten nach Prieſterart den höhern Sinn allmählich aus den Bildern heraus genommen und dem Volke die ſchöne Hülle gelaſſen, wie man etwa den Kindern ein ſchimmerndes Saffian-Futteral zum Spielen überläßt, wenn man erſt unbemerkt den diamantnen Schmuck, den es enthielt, herausgenommen. Freilich aber ſpielte dieſe Verirrung des Volkes den Prieſtern zuviel Gewalt in die Hände, als daß dieſelben auf allmähliche Austilgung der Abgötterei und auf beſſere Belehrung des Volks hätten denken mögen. Und ſo treffen wir denn die ägyptiſchen Prieſter ſogar beim Thierdienſt, wie z. B. bei der Apisweihe, in kirchlicher Verrichtung und Leitung an.

Apis war ein Stier, von einer Kuh geboren, die man für befruchtet durch einen Lichtſtrahl vom Himmel hielt. Oder war auch des ſterbenden Oſiris Seele in den erſten Apis gefahren, nach deſſen Verendung ſie in den neuen Apis und ſo fortwährend überging. Nur mußte der rechte Apis gefunden und erkannt werden. So was aber verſtehen natürlich immer die Prieſter, wie ſie ja in Tibet auch das Kind an gewiſſen Zeichen erkennen, in das die Seele des abgeſtorbenen Dalai-Lama übergegangen iſt. Schwarz mußte der Apis ſeyn mit einem weißen Dreieck auf der Stirne und einem halbmondförmigen Fleck auf der rechten Seite nebſt einer Art von Wulſt unter der Zunge. War er gefunden, ſo wurde er mit einer Wallfahrt eingeholt und vier Monate lang in einem öſtlich offnen Gebäude gefüttert. Dann

ſchrieben die Prieſter ein Freudenfeſt aus und begingen es. Hier ward der neue Apis nach Heliopolis gebracht und 40 Tage lang im Tempel von Prieſtern gefüttert, zuletzt aber nach Memphis geführt und im Tempel mit Opfern und Rauchwerk verehrt. Starb der Gott, ſo herrſchte Trauer in Aegypten, bis ein neuer Apis gefunden war; der todte wurde heimlich begraben.

Außerdem waren noch andere Thiere heilig: zunächſt das ganze Kuhgeſchlecht, ferner Hund, Katze und Ibis, auch Falk und Käfer. Vielleicht, daß durch ſolche Verehrung der Thiere die Lehre von der Seelenwanderung, die doch hauptſächlich durch Thiere ging, für das Gefühl des Aegyptens annehmlicher gemacht ward, als ſie uns vorkömmt. Da hatte doch Jeder die Hoffnung, einmal in eines der angebeteten Thiere zu kommen, und ſeine alten Vorſchüſſe von Andacht mit guten Zinſen zurück zu erhalten; wie man ſich auch bei einem gewiſſen Kartenſpiel freut, an die Reihe zu kommen, um Bank aufzulegen, und ſeine frühern Einſätze wo möglich wieder heraus zu ziehen.

Denn die Seele hat ſich nach ägyptiſcher Anſicht aus dem Schooß der höchſten Gottheit herab in die Sinnenwelt verlocken laſſen, und muß nun denſelben Weg wieder zurück wandern. Dreitauſend Jahre ſind zu dieſer Wanderung und Läuterung beſtimmt. Um die hier ringende, heimwehmatte Seele bekümmern ſich aber höhere Geiſter, jene Edeln nämlich, die hier einſt Gutes gethan, Sterbliches erlitten haben, und nun, zwiſchen Menſchen und Dämonen in reinem Luftkreiſe wohnhaft, wieder herab ſteigen, ſich der kämpfenden Seele anzu-

nehmen und sie zurück zu führen. Heimkehrend läßt die Seele an der Götterpforte alles Irdische zurück. Nur die bös und sündig gebliebene kann noch nicht zur Unsterblichkeit eingehen, sondern muß zur Strafe zurück, um in den kriechenden Wesen ihren Kreislauf von Neuem zu beginnen.

„Die Kinderseele" — sagt Hermes-Trismegistus — „ist schön, weil sie von der Hefe der Materie und der Leidenschaft noch nicht verfinstert ist, indem sie, aus höhern Sphären kommend, noch nicht der Materie fest anklebt, sondern wie an der Nabelschnur der Mutter an der Weltseele hangt. Wie sie aber beschwert wird mit dem Leib, erzeugt dieser das Vergessen des himmlischen Daseyns, sie geht verlustig des göttlichen Andenkens und ist im Argen; denn jene Vergessenheit ist das Arge."

Pilgerschritte.

37. Das Krokodil wohnt in dem heiligen Strom, aus dem für Aegypten alles Heil kömmt; und darum schon mußte es dem Anwohner für ein heiliges Thier gelten. Uns ist es ein widerliches; aber wir nehmen es zum nächsten Anlaß, vorüberwallend einige weitern Stufen der thierischen Entwicklung zu betrachten.

Von den Weichthieren war schon ein Theil der Schnecken auf das feste Land gekrochen. Müde jedoch, die laufensungeschickten Wesen in ihren künstlichen Gehäusen, wie in schöngestrickten Gängelbändern, zu führen, kehrt die Natur noch einmal ins Wasser zurück; sie nimmt ihre unmündigen Kinder wieder in den weiten Ammenmantel, und trägt sie, die noch nicht laufen

können. Es ſind die Fiſche. Um ein Bedeutendes ſind ſie in der Entwicklung vorwärts gekommen, ſo gering es ſcheint. Die Fiſche haben ſchon ein inneres Knochengehäuſe, das als Hirnſchale das Hirn, als Rückenwirbelſäule das Rückenmark umhüllt. In den niedern Thieren finden ſich ſtatt Hirns bloße Nervenknoten, an denen ſich die einzelnen Funken geiſtiger Thätigkeit, oft nur in Wahrnehmung der Beute und des Fraßes, entladen. Nun aber trennt ſich das Hirn immer mehr vom übrigen Körper, bildet ſich und ſeine Sinne in erhöhter Kuppel der Hirnſchale mehr und mehr aus und wird als eine höhere Welt freier und ſelbſtändiger. Durch ſchärfere Sonderung und Gegeneinanderſtellung der verſchiednen Organe gewinnt die Natur höhere Beziehungen und Bildungen. Und wenn in den Weichthieren die Schale als ein äußeres Gerippe, — Nerven, Eingeweide und Muskel, alles zuſammen umſchloß: ſo hat ſich nun die Schale ins Innere gewendet, umgibt nur das Hirn und deſſen Verlängerung, das Rückenmark, und bildet ſo ein beſonderes Thier mitten im übrigen Körper, gleichſam ein Allerheiligſtes im Tempel. Und gleich erhöht ſich auch die gottesdienſtliche Verrichtung des Geiſtes in Vorbereitung jenes Hochamtes, das unter der hohen Kuppel des menſchlichen Hauptes gefeiert werden ſoll. Schon zeigen ſich die Thürhüter, Kirchendiener und Fahnenträger; bald werden wir in den Vögeln die Vorſänger, in den Vierfüßlern die Subdiakonen und Diakonen des hohen Prieſters auftreten ſehen.

Nach den Fiſchen gefällt es der Natur, in den Amphibien, den Beidlebigen, ihre Kinder abwech-

ſelnd aus dem Mantel des Gewäſſers auf den Boden zu ſetzen, und ſich im Laufen verſuchen zu laſſen. Aber ſie laufen noch nicht, ſie kriechen — auf Füßen wie das Krokodil, oder wie die Schlange auf dem Bauch. Gegen die Fiſche betrachtet, die in jenem Mantel munter hüpften und ſchäkerten, ſind die Amphibien träg, furchtſam und verdroſſen. Ja ſie zeigen die Unarten der laufensunwilligen, greinenden Kinder in jener Feindſeligkeit, die ſich bei den Schlangen bis zum Gifte ſteigert. Das innere Streben der kriechenden Kinder und Thiere beim Mangel an äußern Mitteln, entzündet ſich innerlich zur Ungeduld, zu giftigem Groll und Aerger. Doch ſind darunter auch muntere Kinder, die ſich lebhafter bewegen, wie z. B. die Fröſche, und gutmüthige, die mit Fallhüten geſchirmt ſind, wie die Schildkröten.

Da nun dieſe Geſchöpfe theilweiſe auf der Erde leben; ſo iſt ſchon die athmende Lunge beſſer ausgebildet, und es tritt eine Art von Luftröhre und Luftröhrenkopf hervor. Doch iſt das Hirn noch klein, beſonders im Verhältniß zur Stärke der Nerven.

Aus dieſem äußerlich und innerlich trägen und widerwärtigen Zuſtand der Amphibien erhebt ſich mit einmal ein freies, fröhliches Geſchlecht der Vögel in die Lüfte. Ueber Berg und Abgrund, über toſendes Meer und erſtickende Wüſte trägt den Vogel ein glücklicher Fittich, trägt ihn über das Bereich des Raubthiers und Giftgewürms; ja um den Rachen des Krokodils oder des Löwen gaukelt er, ſein Futter fangend. In freier Luft ein geſundes, fröhliches Leben athmend, zieht der Vogel dem Frühling nach; wo dieſer ſeine

neuen Blüthen treibt, mauſert der Vogel ein friſch glänzendes Gefieder hervor. Mit ungeſchwächtem Auge ſieht er den Wechſel der Jahrhunderte mit an, wie im erſten Jahre brütet er ungealtert im hundertſten, und flattert mit ſeinen Urenkeln, die er nicht kennt, fröhlich umher, wie der hochmüthige Menſch ſeine Ahnen zählt, die er nicht mehr ſehen kann.

Eine jubelnde Kindheit darzuſtellen, beflügelte die Natur das begünſtigte Geſchlecht der Vögel. Wie dieſe flattert die Jugend in blühenden Räumen der Phantaſie; die Schuld und Langeweile des Lebens ſind ihr fremd; um den Abgrund der Gefahr ſpielt ſie; ewiger Frühling quillt aus ihrem Herzen mit dem warmen Sprudel des Blutes, und die Hoffnung breitet ein unſterbliches Leben vor ihren gläubigen Augen aus. O wie athmeſt du ſo glücklich, du reine Lerchenbruſt der Kindheit!

Dieſe voll eingeſogne Lebensluft weckt im Vogel, wie überall, Licht, Wärme und Leben. Wie ein neugebornes Kind die erſte Luft in einem Schrei ausſtößt, verjubelt der Singvogel als erſtes, vollkommen athmendes Thier ſeine Luft. Roth und warm iſt des Vogels Blut, der doppelte Umlauf deſſelben vollkommen entwickelt. Die Bruſt iſt ſtark, Knochen und Federn füllen ſich mit Luft und ſo iſt das Thier zum Fliegen geſchickt und gerüſtet.

Hoch ſchwebſt du, heiliger Aar, — wohin geht dein Flug?

„Sonnenwärts! Und ſenke mich, wo ſie die Sonne anbeten, — nach Iran, dem Lichtlande!“

Perſien.

38. Einſt gab es auf Erden und vorzüglich in Perſien, jenem alten Iran, das die kaukaſiſchen und nordindiſchen Länder umfaßte, ein Zeitalter der Unſchuld, da die Menſchen rein und gottesfürchtig das Geſetz bewußtlos erfüllten. In jener glücklichen Zeit, wo in Fülle des Segens der große Djemſchid — Sonnenbecher — herrſchte, und, mit goldnem Dolche die Erde ſpaltend, Thiere und Pflanzen erweckte, kam der große Prophet Hom, der große Baum der Erkenntniß und des Lebens. Er brachte das Geſetz und ſtiftete die Magier, die Prieſter, die als erſter Reichsſtand und Inhaber aller Kenntniſſe und Wiſſenſchaft gar bald durch Zeichen- und Traumdeutung ſo wie durch Wahrſagerei allen Einfluß auf das öffentliche und Privatleben an ſich reißen. Sie erziehen den König, umgeben den Hof, ſind Räthe und Richter. Ihnen ſteht die Auslegung der Bücher, die Ausübung der Religionsgebräuche, die Beobachtung der Sterne zu.

Nachdem aber im Lauf der Jahrhunderte durch ſie jenes erſte Geſetz, jene reine Magie, erweitert und verbildet worden, und das Volk unter die Knechtſchaft der Prieſter gerathen iſt, die es mit dem Aberglauben einer falſchen Magie anſteckten, da geht über dem Unglück der Menſchen ein Stern auf, — Zeredoſchtro, d. h. Goldſtern, mit dem das verloſchne Licht der alten Magie wieder angezündet, das frühe, reine Geſetz erweckt wird.

Dieſer Reformator Zoroaſter (wenigſtens ſechſthalbhundert Jahre vor Chriſtus) aus der Kaſte jener

Magier, wagt es nicht, in seinem heiligen Buche Zend-Aveſta, d. h. lebendiges Wort, das höchste Weſen, dem keine bildliche Vorſtellung entſpreche, zu beſchreiben; er bezeichnet es nur mit dem Namen Zeruane akherene als — grenzenloſe Zeit. Von seinen hohen Gebirgen herab mag dem Parſen die Idee einer zeitlichen und räumlichen Unendlichkeit recht faßlich geweſen ſeyn.

Jenes Ewige iſt ſeinem Weſen nach — Wort. Honover, das Wort, jene lebendige, ſchaffende Gewalt, von der alle Weſen einen Antheil haben, iſt urſprünglich vom Ewigen ausgegangen. Von ihm, dem heiligen, ſchnellwirkenden Wort, iſt das Urlicht, Urwaſſer und Urfeuer gekommen, dieſe drei jedoch als blos Geiſtiges, Vorbildliches, als die Ideen der ſo benamten und erſt ſpäter gewordenen Elemente gedacht.

Aus jenem Urlicht ſtammt Ormuzd, Erſtgeborner aller Weſen, Glanzbild und Gefäß des Unendlichen, Grund und Mitte aller Weſen; ſtammt dann auch Ahriman, Grund und Wurzel alles Unreinen, Argen und Böſen. Auch er war jedoch Anfangs gut, und ſein Abfall kam nicht vom Ewigen, ſondern aus eigenem Neid gegen Ormuzd.

Ormuzd ſprach das heilige Wort Honover, aus dem er ſelbſt iſt, und ſchuf das Licht, die Sonne und Geſtirne, ferner ſechs Amſchaspande, oder oberſte Fürſten der Lichtwelt, deren ſiebenter, höchſter, er ſelbſt iſt. Jene umgeben ſeinen Thron.

Eine zweite Ordnung guter Geiſter, die Izede, die Vorſteher und Schutzgeiſter der Einzelweſen, wird

hervor gerufen. Die Monate, Tage, ja Tageszeiten ſtehen unter ſolchen Geiſtern, die da regieren und ſegnen. Der oberſte Ized iſt Mithras, der Sonne Schutzgeiſt, der Mittler zwiſchen Ormuzd und Ahriman, die eine höchſte, heilige Drei bilden.

Noch eine Art idealer Weſen ſind die Feruer, die Urideen der Dinge, die von der Gottheit gedachten Grundbilder, nach denen die Weſen entſtehen, deren jedes mithin ſeinen beſondern Feruer hat. Die Feruer ſind unſterblich, weil aus dem ewigen Licht entſtammt; ſie bewegen Alles, beleben Alles, ſie ſchützen die Seele und bringen ihre Gebete zum Ewigen.

Ormuzd fuhr unter Beiſtand der Amſchaspande in der Schöpfung fort. Er brachte das Waſſer, die heilige Quelle Ardviſur und die Erde hervor, deren Grund und Veſte der Berg Alborbi iſt. An die Quelle ſetzte Ormuzd den Ized Hom, den Keim aller Pflanzen, aus dem alle Gewächſe, beſonders die heilenden, entſtehn.

Wie die Schöpfung nach und nach in ſechs Zeitfolgen vollendet ward, feierte Ormuzd nach jedem Abſchnitt ein Schöpfungsfeſt, Gahandar.

Dem Ormuzd entgegen ſchuf nun auch Ahriman ſeine finſtere Welt. Den Amſchaspanden ſetzte er ſieben Erzdewe, den Izeden die Dewe entgegen, die unter allen Geſtalten des Häßlichen, Giftigen, Böſen den Kampf wider das Gute führen. Jenſeit der Berge von Iran, dem Lande des Friedensglückes, im rauhen, unfruchtbaren Turan, wo des Parſen Feinde nomadiſch ſtreifen, hat Ahriman ſein dunkles Gebiet. Von dort

ſandte er Scorpione, Kröten und anderes Giftgewürm an den von Ormuzd geſchaffenen Urſtier Abudad, in welchem die Keime aller Thiere lagen. Sterbend verkündete dieſer mit himmelwärts gerichtetem Blick den endlichen Sieg des Guten. Da ging aus ſeiner rechten Vorderhüfte Kaiomorts, der Urmenſch hervor. Aber auch dieſer iſt nur ein Urbild, das Ideal der Menſchheit; denn aus dem Samen Kaiomorts entſprang erſt der Baum Reivas, an Geſtalt zweien Menſchen ähnlich, und aus ihm gingen Meſchiah und Meſchianah, Mann und Weib, die Stamm-Aeltern des Geſchlechtes hervor. Hedeneſch, der Ort glücklicher Ruhe, war ihr Aufenthalt, eine reizende Gegend voll Ueberfluſſes jeder Art, in deren Mitte, von einem Fluſſe getränkt, der Lebensbaum Hom ſtand, deſſen Saft alle Krankheit heilte und unſterblich machte. Ueber ihnen blauete die Hoffnung des Himmels. Da bemächtigte ſich Ahriman ihrer Gedanken und Begierden, verführte zuerſt Meſchianah und dann auch Meſchiah. So vergaßen ihre Abkommen Ormuzd und ſeine Wohlthaten; ſie wendeten ſich mit Opfern und Gebeten dem Ahriman zu. Aber Ormuzd erbarmte ſich der völlig Verſunkenen und ſandte Zoroaſter auf die Erde, die Menſchen von der Herrſchaft der Sünde zu erlöſen.

39. Das Leben iſt ein Kampf zwiſchen Ormuzd und Ahriman. Licht und Finſterniß wechſeln, Tugend und Sünde liegen im Streit. Auch der Menſch ſoll unaufhörlich kämpfen, auf Seite der Izede ſtehen, und durch Befolgung des Geſetzes, durch edle Thaten, Opfer

und Gebet die Dewe vernichten. Daher die große Bedeutung des Gebets in Zoroasters Lehre. Die Welt ist ja des Ormuzd Wort; unaufhörlich wird dieses Wort von den Amschaspanden und Izeden gesprochen, es ist das Geheimniß, wodurch Alles besteht. Und also soll auch das Gebet niemals aufhören, — es ist der Nachhall des ewigen, weltschaffenden Wortes. Daher werden in den Tempeln nach dem Wechsel der Tage und der Sonnenstände ununterbrochene Betstunden von den Magiern oder Priestern gehalten. Ein Gürtel aus weichen Ruthen, — ein Rosenkranz dient, die Gebete abzuzählen.

Nächst dem Gebet ist die Reinlichkeit eine Hauptlebenspflicht, — die Reinheit in Gedanken, Worten und Werken.

„Das sanfte, goldne, hülfreiche Wasser" — heißt es in den heiligen Büchern — „war die Tochter Gottes, die Liebe aller guten Geister, und von Ormuzd zunächst dem Lichte geschaffen. Es floß vom Himmel aus dessen Schooß, entspringt da ewig, umfließt die Erde, reinigt und belebt die ganze Natur, führt alle Samen des Lebens in sich, ist die heilige Rüstung, die Gott dem Menschen gab gegen Unreinigkeit, Tod, Fäule und Verwesung. Wasser mit dem Wort gebraucht zernichtet des Bösen Kraft, widersteht den unreinen Geistern. Alle Weihungen vom Bösen und zur höhern Vollkommenheit geschehen durch Taufe."

Hauptgegenstand der Verehrung war das Feuer; es ist ein Bild des Urfeuers, des letzten Bandes zwischen Ormuzd und der Zeitlichkeit. Feuer brannten in allen

Häusern, Feuer auf den Bergen; vor dem Könige her wird die heilige Flamme getragen.

Fleiß und Landes-Kultur waren in Zoroasters Religion begründet. Hatte doch Djemschid in goldnen Tagen mit dem Dolche des Ormuzd die Erde gespalten und alles Gedeihen hervor gerufen. Ormuzd ist der Spender alles Segens durch das Licht; Schlangen und Ungeziefer sind Ahrimans Geschöpfe und müssen vertilgt werden. Der Erde und ihren Erzeugnissen stehen segnende Genien vor. Das Jahr lief an 360 Tagen und 5 Schalttagen ab; während letzterer verehrte man die Feruer, die ihnen vorstanden und feierte ein Fest aller Seelen.

Am achten Tage des zehnten Monats verließ der König seinen Thron, legte sein Diadem ab, und jeder Unterthan, der niedrigste, konnte mit ihm von seinen Geschäften sprechen. Der Ackersmann setzte sich mit dem König an eine Tafel, und trug ihm seine Anliegen vor. „Ich bin euch gleich," — sprach der Herrschende —; „unsere Erhaltung hängt vom Landbau ab, der euer Geschäft ist. Wir können ohne einander nicht bestehen: laßt also Eintracht und brüderliche Liebe stets unter uns herrschen!"

Den Kampf des Lebens, den der fromme Parse zu bestehen hat, endigt der Tod. Da bemächtigen sich der bösen Seele die Dewe, der guten stehen die Izede bei. Auf der großen Brücke Tschinevad, der Scheide zwischen hier und jenseits, wartet ihrer der Richter Ormuzd, der ihr das Land der Freude zuerkennt, oder sie in die Gewalt der Dewe zurück stößt.

Wenn aber das große Weltjahr, das für den Kampf des Guten und Böſen anberaumt ward, abgelaufen iſt, folgt die Auferſtehung, zu der Gute und Böſe gelangen. Erde und Gewäſſer ſollen die Gebeine ihrer Begrabenen zurück geben. Dann verſammeln Gute ſich zu Guten, Böſe zu Böſen. Die Verdammten werden die letzte Reinigung beſtehen, indem ſie jene glühenden Metallſtröme durchwandeln, in welche die Gebirge der Erde zerfließen. Die Natur iſt nun, was ſie ſeyn ſoll, — Licht; die Materie wirft keinen Schatten mehr; ausgeglichen iſt der ewige Abgrund, die Hölle zum Paradies umgewandelt, und des Ormuzd Reich umfaßt das All.

40. Dieſe weit umgreifende Mythe ſtellt ſich der Erklärung von mehr als einer Seite dar. Aſtronomiſch z. B. iſt Ormuzd die Welt, Mithras die Sonne, Abudad, auf welchem Mithras reitet, der Stier, jenes der 12 Himmelszeichen, in das die Sonne im Frühling trat, die Amſchaspande ſind die Planeten, die Izede die Fixſterne, Albordi der Thierkreis, an welchem ſich der Wechſel des Sommers und Winters, die Herrſchaft Ormuzds und Ahrimans, zählen läßt; — Hervortreten des Böſen, der Winterszeit, mit dem Scorpion, Kampf des Guten beim Eintritt des Schützen, Vernichtung Ahrimans mit dem Widder, bei dem ein neues Jahr begann.

Philoſophiſch bedeutet Zeruane akherene das Urweſen, Ormuzd die höchſte weltbildende, weltdurchdringende Intelligenz der Gottheit, Ahriman die Urmaterie, die des Geiſtes Wirkungen hemmt und die Unvollkommenheit verurſacht.

So ſucht denn der Parſe das Räthſel der Welt

nicht durch Liebe, wie der Indier, sondern zunächst durch Kampf zu lösen. Alle Wesen sieht er auf einer Himmelsleiter übereinander stehen. Das Leben der Sonne, der Erde, Bäume, Thiere und Menschen sind Stufen der Läuterung des Lichtes zum Leben, bis zum reinsten, gottähnlichen Leben, dem Bilde Gottes in heiligen, wohlthätigen Menschen. Gott in seiner Fülle verborgen trat hervor durch das Wort; da ward der herrliche licht- und lebenkeimende Entwurf des Daseyns; Gott spricht fort, und die Welt ist und dauert.

Zoroasters Lehre hätte keines Ormuzd, keiner Amschaspande u. dgl. bedurft: aber seine Idee von dem höchsten Wesen war so erhaben, daß er es nicht wagte, das sinnliche Volk unmittelbar an den Höchsten zu verweisen. Unendliche Zwischenwesen lebendiger, schaffender, schützender Eigenschaften der Gottheit sollten dem Volke Staffeln zum Allerhöchsten bieten, wie man etwa einen unermeßlichen Raum an den Gegenständen schätzen lernt, die sich in demselben bewegen.

Doch lehrt Zoroaster keine Entwicklung der Dinge aus Gott in dem Sinn indischer Emanation: alle Ur- und abgeleiteten Kräfte sind zugleich da; denn die übersinnlichen sind nur Vorbilder der sinnlichen. Alle Wesen und Dinge, geistige wie sinnliche, haben ihre Izede, die nicht bloß die wesentlichen Eigenschaften, sondern gleichsam Schutzgeister derselben sind. Die Feruer müssen als die Dinge an sich betrachtet werden, als das nämlich, was der wechselnden Erscheinung derselben wesentlich zu Grunde liegt. So ist der Urstier Abudad gewissermaßen die geistige Einheit

der in pflanzliches und thierisches Leben zerfallenden Erdgeschöpfe. Die sichtbaren Dinge sind nur die Stellvertreter übersinnlicher Wesen, und so ist der Mensch ein Ebenbild und Gleichniß von Ormuzd selbst.

Sogar das Schöpfungswort der Gottheit erscheint in einer herabsteigenden Dreifaltigkeit; erst ist es nämlich ein Geist, — der Licht- und Lebensgeist, das Wort; dann ist es der Segensbaum Hom, und bei jedem Opfer war, wie in Indien Gangeswasser, so in Persien ein Stück Hombaum erforderlich; drittens ist es ein Mensch, der Prophet Hom, im Griechischen Homanes, der das Gesetz brachte, — der Baum des geistigen Lebens, der Saft der Unsterblichkeit.

Das große Räthsel des Bösen zu erklären, stellt Zoroaster eine Ansicht auf, die es durch Kampf — wie Alexander den gordischen Knoten — mehr zerhaut, als auflöst; eine frische, erhebende Ansicht, die einem rüstigen Bergvolk angemessen ist, das seinen Gott nicht, wie der Indier, in schweigendem Insichversinken, seine Seligkeit nicht in starrsinnigem Büßen sucht. Erklärt ist dagegen der Ursprung des Bösen wenig befriedigend. Denn ist auch Ahriman aus Gottes Hand gut hervor gegangen und hat erst später, aus Neid über Ormuzds höheres Licht sich vom Ewigen abwendend, das einzelne Böse hervor gebracht: so muß ja doch immer das Prinzip, gleichsam der Ferner des Bösen als Fähigkeit zum Neid schon vorher da — und in Ahriman selbst gewesen seyn.

Erfreulich aufgelöst aber ist die große Dissonanz der Welt durch den ewigen Lichtaccord endlicher Reinigung

und Verklärung, wann die Materie keinen Schatten mehr wirft, und Ahriman, der große Schatten der Gottheit, ſich in Licht verklärt. Wie viel erhabener, als die eine ewige Verdammniß lehren, ſah der alte Parſe ſeinen Gott an, wenn es in heiligen Büchern heißt:

„Ja, Reinigkeit und Heiligkeit triumphiren am Schluß der Dinge über Böſes. Selbſt jener ſtockfinſtre König der Darvande — am Ende wird er Aveſte! ſprechen, vor aller Welt ein Opfer dem Ormuzd bringen, deß Freude Gnädigſeyn iſt und der in weiteſter Weite erhält und ſchützt und ſich aller Weſen annimmt.“

Liebesſtation.

41. Auf der unterſten Stufe hat die Liebe den Zwieſpalt des Geſchlechtes innerlich gelöſt, ohne ihn äußerlich aufzuheben. Ueber die Vereintgeweſenen hat ſie dann das Kind geſtellt, als die aus jener Verbindung emporgeſchlagene Flamme. Kind und Aeltern machen ein Ganzes aus; indem ſich in den Aeltern der Geſchlechts-Zwieſpalt und im Kind die Auflöſung oder Verſöhnung deſſelben perſönlich darſtellt. Es iſt eine Regel de Tri der natürlichen Liebe, worin aber nicht aus dreien das Vierte geſucht, ſondern das Dritte aus Zweien gefunden wird. Darum erſcheint ein Haß zwiſchen Aeltern und Kind bei allen Völkern ſo höchſt unnatürlich, und iſt auch in der That das Sündhafteſte, als tiefſter Zwieſpalt in der Liebe ſelbſt, die eben doch alles Zwieſpaltes Löſung iſt.

Nun wird aber neben das Kind ein zweites geſtellt,

und ein Geſchwiſterverhältniß tritt ein. Hier iſt Zwieſpalt ſchon natürlicher; denn Geſchwiſter machen unmittelbar zu einander kein Ganzes aus, ſondern erſt in einem dritten, in den Aeltern. Dies Band aber liegt hinter ihnen, und das Leben treibt vorwärts. In dieſer Richtung tritt eine ganze Welt ſpaltend zwiſchen ſie hinein; denn ſie ſind ja doch ſich einander ſelbſt eine Schmälerung alles deſſen, worin ſie im Verhältniß zu den Aeltern gleichen Anſpruch haben, an Liebe nämlich, an Güte und an Gütern. Daher oft jener heftige Haß der Brüder, jener ſtille Neid der Schweſtern; denn zwiſchen Bruder und Schweſter ſelbſt knüpfet oft die Natur ein Blutfädchen der Geſchlechtsergänzung zu einem ſtillen Wohlwollen feſt.

Um ſo höher alſo ſtellen wir die Geſchwiſterliebe über die Kinderliebe, als dieſelbe einen ſo nah liegenden Zwieſpalt tiefer im innern menſchlichen Gemüthe zu löſen hat. Denn wiewohl das Geſchwiſterverhältniß immer noch von dem gemeinſchaftlichen Blute der Abkunft warm durchädert iſt: ſo tritt doch auch ein geiſtiges Merkmal lebhaft hervor, die allen Geſchwiſtern gemeinſame Bedeutung nämlich, — lebendige Siegel einer und derſelben verſöhnenden Liebe zu ſeyn.

Nun bekömmt in Mitte der Aeltern, Kinder und Geſchwiſter der häusliche Herd eine heilige Bedeutung,— die ſtille Flamme, an der ſich Alle, körperlich und geiſtig, für ein Ganzes erkennen, die Sonne des Hauſes, die gemeinſame, nährende Liebe, um die ſich die Einzelnen, noch nicht ſelbſtleuchtend, in ihren Kreiſen drehen, doch der Herdſonne am nächſten — der Erſtgeborne.

Alt-Italien.

42. Der häusliche, heilige Herd ist hier der hüpfende Lebenspunkt, mit welchem Glauben und Andacht einer zum Bewußtseyn erwachenden Geschwisterwelt und die Religion der zu einem Volke zusammenrinnenden Familien entstehen und wachsen.

Alle Gefühle eines kindlich-heitern Daseyns, traulichen Zusammenlebens, ruhigen Genusses fröhlichen Erwerbs, sicherer Gegenwart, geborgner Zukunft, kurz alles häuslich Beglückende ist im Begriff des Lar (Herr) zusammen gefaßt. Keinen Familien-Lar zu haben, ist der Inbegriff des trostlosesten Zustandes. Dieses geistige Wesen ist oft ein Lemur, ein vom Körper getrennter Geist, der mit sanftem Walten das Haus seiner Nachkommen umschwebt.

Dem Lar, als schützender Gottheit, war der Hund beigegeben. Geopfert ward ihm auf dem Herd die erste Frucht, Wein, eine Henne, ein Schwein, von Reichen ein Stier. Bei Familien-Mahlen vergaß man nicht, ihm einen Mundtheil auf den Herd zu stellen. Bei Verheirathungen legte die junge Frau scheidend auf den Herd ihrer Familie ein Geldstück, und ein zweites auf den nächsten Kreuzweg, und erkaufte sich so den Eintritt in ihres Mannes Haus. Der heimkehrende Krieger weihte die Waffen, der erlöste Gefangene seine Ketten dem Lar. Der Käufer eines Hauses pflegte die Larenbilder zu bekränzen.

Aber wie dem Hause standen auch den Straßen, den Städten schützende Laren vor, zu deren Feier sich die Familien auf Kreuzwegen versammelten. Zum Larenfest im Dezember opferten sie Kuchen. Dann nahmen

auch Sklaven in Festfreiheit Theil an der Feier, ja eben sie dienten den Priestern beim Opfer, und die Viertelsmeister der Stadt gaben öffentliche Spiele.

Die Laren sind jedoch eine Art niederer Gottheiten, die, einst menschliche Wesen, in den Zustand von Seligen gelangt sind. Als höhere Naturgeister dagegen, als schaffende und schützende Gotteskräfte, in Persönlichkeit aufgefaßt, erscheinen die Penaten, die als Grund und Seele der sinnlichen Dinge (persisch als Feruer) gedacht werden müssen. Auch sie gehen wieder vom häuslichen Herd aus, wo sie verehrt werden. Es sind die Privat-Penaten, die verborgnen Kräfte, von denen der Hausſegen und die heimlichsten Güter des Hauses kommen.

43. Durch Geister und Götter ist der Mensch mit Tina oder Jupiter verbunden, — der Weltseele, dem Urgrund aller Wesen, dem ersten Athem, durch den Alles erweckt worden, und erhalten wird, dem Regierer der Welt, als Schicksal und Vorsehung.

Unter ihm steht Janus, der Himmel oder das Jahr. Nach ihm ist der erste Monat genannt, mit welchem das Jahr beginnt. Am ersten dieses Monats brachte man dem Gott das Janual. Beim Grauen des Tages erblickte man alle Hausthüren mit Kränzen geschmückt. In weißen Gewändern, mit brennenden Fackeln, begleitete eine feierliche Wallfahrt den neuen Consul auf seinem weißen Roß nach dem Tempel, um dem Gott ein Opfer zu bringen, der den winterlichen Kampf überstanden hatte, und siegreich auf neuer Sonnenbahn des Jahres herauf zog.

Und weil Janus als Naturgott das Jahr mit

aller Fälle und Entwicklung aufschließt, wird ihm sinnbildlich ein Schlüssel gegeben. Alle Thüren liegen unter seinem göttlichen Beschluß. Aber noch ein höheres Amt, ein Seelenamt, liegt ihm ob. Denn die Bahn des Jahres ist auch die Bahn der abgeschiednen Seelen. Die Augenblicke der Zeit und die Seelen der Menschheit steigen ab und auf durch die zwölf Himmelszeichen. Diese sind gleichsam die strahlenden Meilenzeiger, an denen sich Zeit und Ewigkeit begegnen. Janus ist daher ein Mittler, der die Gebete der Menschen den höhern Wesen zuträgt, und darum, den Göttern und Menschen zugewendet, mit doppeltem Gesicht abgebildet wird.

Der folgende Monat war dem Gott Februus geheiligt. Die Sonne tritt in das Zeichen des Wassermanns. Die ablaufenden Gewässer reinigen vom alten Unrath das Jahr, und auch der Mensch soll an Reinigung und Sühne denken, damit die bösen Geister mit ihren Fiebern und Krankheiten nicht ankommen können. Ein öffentliches Seelenfest ward gefeiert, wobei man den Manen Trankopfer brachte, — den Abgestorbenen, von denen man nicht wissen konnte, ob sie selig oder unselig, Laren oder Larven geworden.

Bald grünt nun das Jahr, Lust wie Sorge ziehen den Menschen vorwärts; so ist es eine fromme Pflicht, der Abgestorbenen nicht zu vergessen, die man zur Ruhe bestattet hat, und die Larven zu sühnen, die des Frommen Haus nicht anfechten.

Also von den Gräbern zurückkehrend, das Herz voll Erinnerung an des Lebens Hinfälligkeit, beging man das Fest der Charistien, ein Familienfest, zu welchem bei

einem Liebes- und Verſöhnungsmahl der Aelteſte die Familien-Glieder verſammelte, er, der ja wahrſcheinlich zuerſt den Abgeſtorbenen beigeſellt werden ſollte. Wie verklingt hier jener ſchreiende Jubel und Klagenwechſel der aſiatiſchen Religionen in einem ſanften Flötenton und im Lied des Heimchens hinter dem häuslichen Herd! Es gilt ein frohes Mahl beim Wehmuthbecher der Erinnerung; aber Charis, die Sänftigerin, bietet den Becher bei dieſen Charistien.

Noch eine bedeutſame Gottheit iſt Tages. Als man einſt in Etrurien den Acker pflügte, erſtand dieſer Gott in Knabengeſtalt, aber mit greiſer Weisheit ausgerüſtet, aus der Furche, — der Erde Sohn, der aus ihren Tiefen die Gabe der Weisſagung mitbrachte. Es iſt eine alte, bedeutſame Anſicht, daß die Sehergabe aus dem dunkeln Schooß der Elemente ſtamme. So ſtand Pythia's Dreifuß über der qualmenden Oeffnung einer Erdhöhle, und die Vögel der Luft zogen prophetiſcher Deutung nach.

Durch den Gott Tages iſt ſehr ſinnig alle Weisheit und Wiſſenſchaft mit dem Ackerbau in Verbindung geſetzt; denn der aus der Furche Erſtandene lehrte den Pflügenden der Sterne Lauf, die Wechſel des Jahres, die Geheimniſſe des Bodens, den Verkehr der Himmelszeichen, die Launen der Witterung und den tiefen Groll der Erdbeben kennen. Wie Hermes dem Oſiris, ſteht Tages dem Janus zur Seite.

Dem ſo tiefſinnig-religiöſen Volke der Etrurier fehlten die Prieſter nicht, die zahlreich unter einem Oberprieſter ſtanden, und — wie es auch ſonſt vorkömmt — alle

Kenntniſſe des Lebens, die religiöſen zumal, als den Kern aller Weisheit, inne hatten.

Vorläufer.

44. Wenn wir uns nun auch vor ſo angeſehenen und gelehrten Prieſtern ehrerbietig wieder erheben müſſen: ſo hat es uns doch recht wohl gethan, auf unſerer Pilgerfahrt unerwartet in einem frommen Hausweſen einzukehren und unter Menſchen auszuruhen.

Es iſt immer noch Naturdienſt, den wir in Etrurien fanden; Janus iſt das perſönlich vergötterte Jahr; Tina, der höchſte Gott, iſt der Demiurg, der Weltſchöpfer als Weltſeele; aber die menſchlichen, die häuslichen Verhältniſſe fangen doch an, im mütterlichen Schooß der Naturreligion zu wachſen und ſich zu regen. Ja die durchgehende Wehmuth in jenen Anſichten entſpricht ganz der ſüßen Schwärmerei einer hoffnungsvoll-ſchwermüthigen Mutter. Kurz! die Zeit bereitet ſich vor, wo die Gottheit Menſch werden ſoll.

In den Naturreligionen iſt ſie Natur geworden, d. h. die ſinnlichen Völker haben die Erſcheinungen in der Natur als Gotteserſcheinungen erkannt und angebetet. In dieſer Andacht beſtand die Religion, und das Menſchliche, Sittliche ward meiſt nur von Außen durch prieſterliche — gleichſam religionspolizeiliche Vorſchrift und Anordnung umfaßt, und mehr oder weniger an die Andacht angeknüpft. Erſt die Reformatoren der Prieſterreligionen, wie Budda und Confucius, haben das Sittliche als Hauptſache ergriffen und geltend zu machen geſucht. Sie ſind die frühen Vorläufer

des Mannes von Nazareth und die Verkündiger der Menschwerdung des Göttlichen.

Im heiligen Schooß der Naturreligion, oft unter seltsamen Träumen, unter krankhaften Gelüsten und Affekten der Mutter, wird die Menschheit getragen und ihrer Geburtsstunde näher gebracht. Ihr eigenstes, innerstes, persönliches Wesen soll einst an's Licht treten als eine höhere, übersinnliche Offenbarung oder Erscheinung Gottes. Nicht im Wiederschein der Natur, sondern unmittelbar in geistigem Anschauen soll der Mensch die Gottheit erkennen, um sie dann nicht mehr durch Erstlinge der Natur, sondern durch Früchte der Freiheit zu verehren, nicht mehr durch blutige Opfer, sondern durch sittliche Handlungen zu versöhnen. Der Glaube ist dann sein heiliger Lotus, der einen duftenden Kelch zur ewigen Sonne aufschlägt; als büßender Indier kann er in keinem Tempel ein angenehmeres Opfer bringen, als Gangeswasser der Gesinnung, kann als frommer Parse an keinen Altar treten, ohne ein Stück vom Hombaum seines eignen Lebens darauf zu legen.

45. Vorbereiter dieser Menschwerdung des Göttlichen sind im Großen auch die Griechen. Den in ältester Zeit aus den nördlichen Ländern eingewanderten Bewohnern Griechenlands brachten frühe Kolonien aus Asien, besonders aus Syrien und Phönicien so wie aus Aegypten — Künste, Bildung und Religion. Unter diesem heitern und milden Himmel veränderten sich aber bald genug die überpflanzten Religionslehren. Der Kern altvererbter Weisheit schloß sich früh in die Schale der Mysterien ein; während der Naturdienst des Volkes

ſich immer menſchlicher ausbildete. Denn die Prieſter, die einen Naturdienſt in ſeinen feſten Formen, in ſeinem an die Natur ſelbſt geknüpften Jahresverlauf aufrecht halten müſſen, vermochten ſich in dem freiheitliebenden Griechenland ſelber nicht zu halten, ſondern wurden von den Dichtern zurück gedrängt, deren ungebundene Phantaſie der Thatenluſt des Volkes ſich beſſer anſchloß, als die feſſelnde Prieſtermacht. So entwickelte der Grieche weniger die Andacht, als das Sittliche, wodurch das griechiſche Leben mehr innere Selbſtändigkeit und äußere Freiheit gewann, während das aſiatiſche Daſeyn molluskenartig von der Prieſtergewalt überſchalt war.

In den älteſten Dichtern blicken noch die Naturanſichten hervor. Nach einem Gedichte des Orpheus iſt von Ewigkeit her Alles in Jupiter, dem höchſten Gott, enthalten geweſen. Aether und Himmel, Meer, Erde, Ocean, des Tartarus Abgrund, die Flüſſe, die unſterblichen Götter und alles, was geboren worden und geboren werden ſoll, war in Jupiters Schooß eingeſchloſſen; ähnlich alſo, wie aus Brahm die Welt hervor gegangen iſt.

Und der alte Heſiod ſingt:

Siehe vor Allem zuerſt war Chaos; aber nach dieſem
ward die gebreitete Erd' ein dauernder Sitz den geſammten
Ewigen, welche die Höhn des beſchneiten Olympos bewohnen;
Tartaros Graun auch im Schooße des weit umwandelten
Erdreichs,
Eros zugleich, der, geſchmückt vor den Ewigen allen mit
Schönheit,
ſanft auflöſend, den Menſchen geſammt und den ewigen Göttern
bändiget tief im Buſen den Geiſt und bedachtſamen Rathſchluß.

Alſo auch hier iſt Liebe ſelbſt vor den Göttern da, — Eros, der als bewegendes zuſammenhaltendes Prinzip dem Tartaros entgegen tritt, jener Unart der Natur, ſich immer-wieder in's Formloſe zu verlieren.

Während nun die Orientalen alle Geſtalten des Naturlebens entwickeln, alle Prachtblüthen einer großen vegetativen Andacht duftig entfalten, indeß ſie ſelbſt unter ihrem Prieſterthum erſtarren, treten die Griechen (und das war eben ihre Weltbedeutung) ein ſinnlich-geiſtreiches Volk, beweglich und frei zwiſchen den Orient und das Abendland. Sie vermitteln die Geſchichte, die des Abendländers Tagwerk, die Aufgabe des nachchriſtlichen Weltjahres iſt, durch — Mythologie. So ſtehen ſie zwiſchen Natur und Geiſt. Ihre Götter ſind keine perſonificirten Gotteseigenſchaften, ſondern wirkliche Perſonen; ſie ſind die Träger ihrer früheſten Volksgeſchichte. Die Götterlehre iſt nicht wirkliche Geſchichte, ſondern Ahnung und Vorbild des Geſchichtlichen; indem dieſelbe menſchliches Thun und Treiben in allgemeinen Zügen und geiſtigen Beweggründen vorſpiegelt. Mythologie iſt die Inſektenwelt, die den Geſtalten der Geſchichte vorausflattert; ich möchte ſagen, ſie ſey Geſchichte in Naturgeſtalt.

Neben der Freiheit war die Schönheit eine zweite Tochter Griechenlands. Die unförmlichen Göttergeſtalten des Orients, halb aus menſchlichen, halb aus thieriſchen Gliedern zuſammen geſetzt, alle jene Mißgeſtalten, die für den ſinnigen Aſiaten voller Bedeutung, aber für den Sinn der Schönheit empörend waren, mußten den Idealbildern des menſchlich Edeln und Schönen weichen.

Symbole wurden nur beibehalten, so weit sie als sinnreicher Schmuck dienen konnten, — ein Köcher mit Pfeilen, ein Halbmond als Diadem u. s. w. — An diese menschlichen Gestalten knüpften sich dann menschliche Leiden und Leidenschaften an.

Und so wurden noch in einem andern, ironischen Sinn die Götter immer menschlicher. Sie verloren ihre Bedeutsamkeit, aber ihre Anbeter auch die Gefühle der Scheu und Ehrfurcht. Die mythischen Symbole der Orientalen öffneten für das Nachsinnen mystische Abgründe des Unendlichen; denn es waren Abbildungen einer weltschaffenden und befruchtenden Gottheskraft. Die griechischen Götter stiegen herab, um fröhlich mit Fröhlichen zu seyn. Diese Menschwerdung oder Menschlichwerdung der Götter hatte die große Wirkung, daß die Menschheit, die das Höhere nie lang entbehren kann, des Göttlichen bedürftiger wurde, das ihr demnächst geboren werden sollte.

Die menschliche Seele ist ein Amphibium: wohl kann sie sich eine geraume Zeit in dieser Lache der Sinnenwelt aufhalten, in der sich alle Himmelsstrahlen brechen und trüben; aber es kommen Augenblicke, wo sie herausgetrieben wird, um das Ewige zu athmen.

Israel.

46. Wir wenden uns einem Volke zu, das durch besondere Gunst zu reineren und höheren Religionsbegriffen geführt, mit langwährender Neigung zum Naturdienst zu kämpfen hatte.

Jenes häusliche Leben der alten Etrurier erscheint

hier ausgedehnter im Familienwesen der Patriarchen, wie wir dieses nämlich in den Volkssagen finden, die in den heiligen Büchern Mosis zusammen getragen sind. In der patriarchischen Verfassung ist der Uebergang der Familie zur Stammgenossenschaft bezeichnet. Auf dem urväterlichen Herde kocht gewissermaßen und sprudelt die Familie zum Volksstamm über.

Indem wir nun den Patriarchen Abraham als die Pfahlwurzel des jüdischen Volkes betrachten, haben wir ihn zugleich auch als die Wurzel der reinern Gotteserkenntniß anzusehen. Denn nicht ein Zweig des zerrissenen Watabaumes fiel anwurzelnd in das Land Kanaan; sondern mit Abraham kam ein edler Wurzelausschlag des heiligen Baumes dorthin. Viele wenigstens sehen Abraham für einen alten Braminen an, der zu jener Zeit, als in Indien der reine, bilderlose Brama-Dienst vertrieben wurde, ausgewandert sey. Man beruft sich selbst auf den Namen Abram, der mit Buchstabenversetzung an Brama —, wie Sara, Abrams Frau, an Sarawati, Bramas Gemahlin erinnere. Auch soll in indischen Jahrbüchern von einem Fürsten oder Rajah, Namens Thura, die Rede seyn, dessen Sohn westlich gezogen wäre, und Abrahams Vater hieß Thara.

Unseres Geschlechtes früheste, reine Gotteserkenntniß scheint also durch Abraham nach Vorderasien fortgepflanzt, unter dessen Nachkommen durch strenge Absonderung von abgöttischen Völkern einigermaßen erhalten, und von Moses erneuert oder hergestellt worden zu seyn. Denn von einer großen Neigung der Abrahamiten zum Naturdienst finden sich schon frühe Spuren;

wie denn ſchon der Gott, der dem Abraham — nach der Schrift — öfter erſcheint, El Schaddai, der Zerſtörende (Schiwa) genannt wird. So heißt auch der Gott Melchiſedechs, des Prieſterkönigs von Salem, El Eljon (Helios) die Sonne, und bei Laban finden wir wirkliche Götzenbilder, — Teraphim.

Moſes arbeitete mit Mühe aus einem Gewirr von Vielgötterei die verſchüttete alte Lehre von Einem Gott hervor; er aber wie die ſpätern Propheten hatten immer wieder mit dem alten Hang des Volkes zur Abgötterei zu kämpfen. Und wie weit dieſe Verirrung ging, ſehen wir unter andern aus dem Propheten Jeſaias, der dem Volke zuruft: „die ihr gegen Götzen entbrennt unter jedem grünen Baum, und eure Kinder ſchlachtet an Flüſſen und an Klippen.“ Alſo eine wahre Molochs-Andacht, die wir unter den frühern vorderaſiatiſchen Religionen, wo ſie zu Hauſe war, übergangen haben.

Einem ſo ſinnlichen Volke, dem eine Gottheit ſchon nicht genügte, konnte am allerwenigſten eine reingeiſtige zugemuthet werden. Der Jehovah des Moſes iſt daher, wenn auch eben nicht in Bildern dargeſtellt, doch verſtandesmäßig genug verſinnlicht, als ein zürnender Rachegott, der auf den Buchſtaben ſeines Geſetzes hält, und von ſeinem auserwählten Volk in dem von ihm ſelbſt geſchenkten Land angebetet ſeyn will. Er iſt der Einzige gegen die vielen Elohim der Völker; er iſt der Schöpfer Himmels und der Erde, ſo wie der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs.

Jehovah, der Eine, iſt jedoch nicht die altindiſche

Gotteseinheit, aus der sich das Weltall entwickelt hat, nicht die Seele seiner Schöpfung, als Weltseele; sondern ein Schöpfer außer und über seinem Werk, ein Herr und Besitzer der Welt als seiner Domäne. Und doch werden auch wieder die Theile der Natur als zum Wesen Gottes gehörig dargestellt. Da heißen nun die Naturgesetze — sein Wille, die Luft ist Gottes Athem, Gewitter sind das Schelten Gottes, Donner ist die Stimme Gottes, Blitze die Pfeile Gottes; die Menschen werden Söhne Gottes, und jede menschliche Tugend und Kraft — Geist Gottes genannt. Wundern wir uns nicht über diese Versinnlichung des Göttlichen, sondern vielmehr über den Mißverstand einer spätern Zeit, die solche sinnlichen Ausdrücke, wie „Sohn Gottes" — „Geist Gottes" gar zu göttlichen Personen machte.

Die Gestirne, die Elemente und Wechsel des Jahres, die bei andern Völkern, wie wir gesehen, als Erscheinungen der Gottheit, Gegenstände der Anbetung oder Anlaß zu religiösen Festen waren, sind nach Mosaischer Anordnung für die Anbetung Jehovahs dienstbar gemacht, und erschienen nun zwar, wie bei den übrigen Völkern, in Verbindung mit der Religion, aber nur als Unterlagen des Jehovah-Dienstes. So sollten ja die Elohim der Heiden auch dem einen Gott Israels unterworfen seyn. In diesem Sinne galt die Stiftshütte und der spätere Tempel für ein Abbild der Welt: von den drei Abtheilungen nämlich, in die jene gebaut waren, sind zwei — wie auch Erde und Meer Allen offen, die dritte aber, das Allerheiligste, wird allein von dem Stellvertreter Gottes, vom Hohenpriester betreten, wie

Gott ſelbſt auch nur im Himmel wohnt. Die aus vier Farben gewebten Vorhänge des Tempels bezeichnen die vier Elemente, die ſieben Lampen deuten auf die ſieben Planeten. Der Rock des Hoheprieſters ſtellte die Erde vor, der in Azurfarbe ſpielende Hyacinth den Himmel. Zwei Sardonyche, Agraffen am Hut des Hohenprieſters, glänzten als Sonne und Mond, zwölf Edelſteine auf ſeinem Bruſtſchild zählten nicht nur die Stämme Iſraels, ſondern auch die Himmelszeichen und Monate.

Im Uebrigen iſt das jüdiſche Geſetz eine Summe ſittlicher, aſcetiſcher und politiſcher Vorſchriften, verbunden mit gottesdienſtlichen Gebräuchen.

47. Den Haupttheil des Kultus bildeten die Opfer, beſonders die Sühnopfer. Dem ſinnlichen, zu aller Ausſchweifung aufgelegten Volke mußte bei jeder Bewegung, die es machte, nach der drohenden Fauſt des zürnenden Jehovah gewieſen werden, wie ungezognen Kindern unaufhörlich mit der Ruthe gedroht wird. Das Verlangen nach Verſöhnung mußte einer jeden an Gott gerichteten Bitte voraus gehen.

Das Sühnopfer erforderte zwei Böcke, deren einer geopfert, der andre, durch Handauflegung mit den Sünden des Volkes beladen, in die Wüſte gejagt wurde. Eben ſo ward das Reinigungsopfer mit zwei Vögeln gebracht, einer zum Opfer, der andre zum Wegfliegen beſtimmt. Das kindiſche Volk mußte durch Sinnbilder recht anſchaulich ſeine Unreinigkeit in die Lüfte, ſeine Vergehn in die Wüſte verſchwinden ſehen. Eben dieſer Begreiflichkeit zu Lieb wurde auch der zur Reinigung Ge-

kommene an drei Stellen ſeines Körpers mit dem Blut des Opferthiers berührt, am rechten Ohrknöchel nämlich, am rechten Daumen und an der rechten großen Zehe.

Dazu kamen die Feſte, die theils geſchichtliche Momente, wie z. B. das Paſſahfeſt des Volkes wunderbare Rettung aus egyptiſcher Dienſtbarkeit, in Erinnerung hielten, theils die Verpflichtungen gegen den Gott-König Jehovah ins Gedächtniß riefen. Denn Gott war in dieſem Syſtem als Eigenthumsherr gedacht; er hatte mit einem auserwählten Volk einen Bund geſchloſſen, und ihnen das Land geſchenkt, in dem ſie wohnten. Nach ſolcher Anſicht verfügte die Gottheit in Perſon über alle Lagen und Umſtände des Lebens, und der Israelit ward durch Feſte an dies Verhältniß erinnert.

Solchen ſinnlichen Bedürfniſſen ganz entſprechend war denn auch Lohn und Seligkeit eines frommen Israeliten zugemeſſen. Oel und Fett, Milch und Honig des gelobten Landes, Sieg über die Feinde und Herrlichkeit des Volksnamens war der Inbegriff aller Verheißungen. „Geſegnet wirſt du ſeyn in der Stadt, heißt es, geſegnet auf dem Acker; geſegnet wird ſeyn die Frucht deines Leibes, die Frucht deines Landes, die Frucht deines Viehs, die Früchte deiner Ochſen, die Früchte deiner Schafe," u. ſ. w. Und wie nun Alles einzeln genannt wurde, ſchien es ein Unermeßliches zu ſeyn. Des guten Kontraſtes wegen pflegt dann auch die Hölle gleich neben dem Himmel vorzukommen, und dem ungehorſamen Israeliten wird in allen den Stücken geflucht, wo der gehorſame geſegnet wird.

Es ſcheint, daß der Jude auch damals ſchon, wie-

wohl noch nicht Handel treibend, nur durch den nächsten Profit für Rechtschaffenheit zu gewinnen war. Wie irdisch immer auch alle Paradiese ausgemalt zu werden pflegen, so hoffen doch selbst die rohesten Völker der Vorwelt erst jenseits den Lohn ihrer Tugend; und wie sich diese veredelte, verklärte sich auch ihr Himmel. Der Jude aber wollte seine Seligkeit schon hienieden schmecken, er wollte sie gleich baar und von Anweisung auf die Ewigkeit nichts wissen. Wohl darum auch war die Unsterblichkeit kein Artikel des jüdischen Glaubens; kaum eine Ahnung derselben dämmert in den heiligen Schriften des alten Testaments.

Und wie denn im Judenthum Alles von Außen kömmt und blos ein Außenwerk ist: so werden auch die Gesetze als ein Joch aufgelegt und keineswegs von Innen durch die menschliche Vernunft begründet. Die Opfergebräuche werden nur befolgt, nicht begriffen. Denn die Idee des Judenthums ist — unbedingter Gehorsam, durch den das Kind zur Liebe erzogen werden soll, die des Christenthums Seele ist. Daher denn auch die Vorstellung von einem auserwählten Volk ganz der gewöhnlichen Kinderei entspricht, — ein Liebling des Vaters vor den Geschwistern zu seyn. Darum hat das jüdische Gesetz die äußere Strenge ohne Beimischung von Ideen. Die jüdische Frömmigkeit ist durchaus nur Werkheiligkeit. Von Gesinnung, von einer Selbstbestimmung, von Auffassung der Gebräuche aus ihrer Bedeutung, darf keine Rede seyn. Und hier wurzelt die jüdische Unduldsamkeit und Verfolgungssucht: denn wo das Aeußere, das Bestimmte, Alles ist, kann ein

Abweichendes nicht gerechtfertigt und nicht geduldet werden.

Pilgerbetrachtung.

48. Indem wir am Opferaltar Israels verweilend dem verscheuchten Sündenbock nachsehen, fällt unser Blick in die Natur hinaus und schweift unerfreut durch die engen Thäler, über den steinigen Boden, nach den schroffen, kahlgipflichen, unfruchtbaren Bergen Judäas.

Diesem Boden gleicht die Religion, die sich hier ausgebildet hat. Aber eine viel allgemeinere Betrachtung drängt sich uns Pilgern auf, über die Säugethiere nämlich, zu denen der verjagte Bock mit gehört.

Wir haben den glücklichen Zustand des Vogels betrachtet, und sehen nun von dessen freiem Flug herabgesunken die zum Theil schwerfälligen, unbeholfenen, widerlichgestalteten Thiere am Boden schleichen. Unter den Aesten, auf denen jener fröhlich singt, grunzen diese, heulen oder stoßen klägliche Laute aus. Dennoch soll der Vierfüßler ein vollkommneres Thier seyn, als der Vogel. Freilich birgt aber jene scheinbare Dürftigkeit eine hohe Anlage, und die Natur hat den äußern lustigen Flug des Vogels verlassen, um einen innern, geistigen Aufschwung zu nehmen. Der Vogel hätte die heilige Stätte nie erflogen, auf welcher der Mensch steht, und an deren Schwelle sich die höhern Säugethiere lagern.

Das Hirn der Säugethiere bildet sich vollkommen aus, indem es im Verhältniß zum Rückenmark und den Nerven stärker wird und bereits jene wulstigen Windungen zeigt, die dem menschlichen Gehirn eigen sind, und

durch welche die Gefäße einen allgemeinern und tiefern Zutritt in die Hirnmaſſe gewinnen. Vor allem aber zeigt ſich bei dieſer Thierklaſſe eine Steigerung des Gehirns, ein zweites, höheres Gehirn, das alle Theile des niedern Gehirns vereint. Dadurch werden die äußern Sinneneindrücke gewiſſermaßen immer vollkommner in ein Knaul aufgewickelt, aus dem die Seele ein immer kunſtreicheres Werk ſtrickt, bis ſie im Menſchen zur Höhe des Selbſtbewußtſeyns gelangt.

Der Anſäſſige könnte hier, wozu der Pilger keine Zeit hat, noch weiter nachweiſen, wie bei den Vierfüßlern auch die Sinnesorgane des Hauptes, Auge und Ohr, wie die Zunge menſchenähnlicher ausgebildet ſind; wie ſich die Füße entwickeln, nach und nach Arme hervor kommen, und eine Hand mit Fingern entſteht, mittelſt welcher der menſchliche Geiſt eine neue, ihm eigenthümliche Welt der Geſchicklichkeit und des Talents hervorzaubert.

Hierarchie.

49. Wie das Säugethier den Flug und viel von dem wunderſamen Inſtinkt des Vogels verloren hat: ſo ſcheint der Judaismus, wir mögen die Andacht oder den ſittlichen Gehalt betrachten, tief unter den Religionen benachbarter Völker zurück zu ſtehen. Dennoch erhebt ihn ſeine innere Anlage, beſonders das vollkommnere Gehirn der Anſicht von einem weltſchaffenden, perſönlichen Gott, über jene Religionen, und wie das Säugethier den Vorzug ſeiner Annäherung an den Menſchen hat, ſo führt der Judaismus unmittelbar an

das aus ihm ſelbſt hervor gehende Chriſtenthum, an das menſchgewordne Göttliche hin.

Zu der innern guten Anlage des Moſaismus gehört ferner das eigenthümliche Inſtitut der Propheten. Sie ſtellen gewiſſermaßen das Nervenſyſtem, die ſich entwickelnde Intelligenz, und zugleich die ganze Gemüthskraft des Volkes dar. Sie ſind Weiſe, Dichter und Volksführer, und im Auge einer rohen ſinnlichen Nation konnten Männer von ſolcher Einſicht, Kraft und Begeiſterung auch für nichts anders, als für Gottgeſandte angeſehen werden. Ihre Thaten und Verrichtungen aber mußten, wie es einer jeden religiöſen und poetiſchen Zeit eigen iſt, in den Augen und im Mund ungebildeter Gläubigen für Wunder gelten. Bewunderung aber bleibt auch uns noch heute für ihre Dichtungen voll Eigenthümlichkeit, Erhabenheit und Gedankenfülle.

Der Propheten Beſtreben war es, die beſchränkte Jehovah-Idee zur allgemeinen Gottheit-Idee zu erweitern, das äußerliche Opfer- und Ceremonien-Geſetz in ein inneres Geſetz höherer Sittlichkeit umzuwandeln. So ruft der Prophet Micha im Vorklang des Chriſtenthums aus:

„Womit ſoll ich den Herrn verſöhnen? Mit Bücken vor dem hohen Gott? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn verſöhnen? Meinſt du, der Herr habe Gefallen an viel tauſend Widdern, oder am Oel, wenn's gleich unzählige Ströme voll wären? Oder ſoll ich meinen erſten Sohn für meine Uebertretung geben? Oder meines Leibes Frucht für die Sünde meiner Seele? Es iſt dir geſagt, Menſch, was gut iſt, und was der

Herr von dir fodert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig seyn vor deinem Gott."

Bald wendeten die Propheten den Blick auf die Zukunft und immer mehr erweiterten und verklärten sich ihre Ansichten. Wie Krystalldrusen brechen die Propheten aus dem rohen Gestein des Mosaismus und spiegeln die Lichtstrahlen der Zukunft ab. Indem nun diese begeisterten Männer die höchsten Ideen mehr aus Ahnung als aus Erkenntniß schöpften, mußten sie — zumal vor einem herzensblinden Volke — weissagend erscheinen. Dann sprechen sie von Sündenvergebung, von einem Erlöser, und deuten selbst auf ein künftiges Reich Gottes hin, dessen Idee erst von Christus klar erkannt und ausgesprochen wird.

So traten die Propheten der engherzigen, nur auf Religionsformeln gerichteten Priesterschaft entgegen, und waren also vorwärts deutende Ketzer. Zugleich aber suchten sie auch das Volk wider die Anmaßungen der Könige aufrecht zu erhalten, indem sie nie die Einheit des in Parteien zerrißnen Reiches aus dem Auge setzten, und warnend oder weissagend den ohnmächtigen Geist einer leidenschaftlichen Nation beschworen. Aber die Priesterschaft bildete immer umstrickender ihr geistlähmendes Gesetz aus.

50. Von der frühern Zeit, die im Buche Josua beschrieben wird, bis auf den König David war Opfer und religiöser Dienst durchaus nicht, wie später, an einen Ort gebunden. Altäre und Richterstätten waren vereint und fanden sich an vielen Orten. „Zu den Elohim gehen," hieß daher soviel, als vor Gericht gehen;

wie denn in einfachen Zuſtänden der Völker Gottesverehrung und Rechtſprechen noch in lebendigem Gottesgefühl verbunden ſind. Während der langen Zeit der Richter vernimmt man von der Stiftshütte nichts und die Bundeslade wechſelt ihren Aufenthalt. Prieſter werden wohl erwähnt, aber ſie hatten noch nicht die ausſchließende Handhabung des Gottesdienſtes. Aus den Büchern der Richter und Samuels geht hervor, daß nicht künſtliche Prieſtereinrichtungen, ſondern noch die alten patriarchaliſchen Verhältniſſe beſtehen. Ja David trägt die oberprieſterliche Kleidung und Salomon erſcheint bei der Tempelweihe in prieſterlichen Verrichtungen.

Nun aber der Tempel prachtvoll daſteht, und ein glanzvolles Königthum Liebhaberei am Ceremoniel erweckt und nährt, beginnt ein prachtvoller Kultus und die Prieſterſchaft gewinnt Anſehn und Einfluß. Jetzt werden die Opfer bei andern Altären und auf den Bergeshöhen verboten, oder für götzendieneriſch erklärt. Dieſer Opfer nehmen ſich nun aber die Großen des Reiches lebhaft an, und ſollte es nur ſeyn, um den Prieſteranmaßungen entgegen zu treten. Da nun aber dieſe Vornehmen die reichſten Grundbeſitzer ſind: ſo halten es gleich die Bettelarmen des Landes mit den Prieſtern. Dieſe möchten ſich einem ſolchen Anhang auch gern dankbar und günſtig erweiſen, und erſinnen zu dem Ende die Einrichtung des Jubeljahres, nach welchem alle Grundſtücke, mit Ausnahme der prieſterſchaftlichen, nach jedesmal fünfzig Jahren der Benutzung wieder an die frühern Beſitzer, — mithin zum Theil an eben jene Armen — zurückfallen ſollen. Des geſammten Landes Grundherr iſt

ja doch Jehovah und die Prieſter ſind ſeine Verwalter. Solche Neuerung erweckt aber natürlich Widerſpruch und reizt nur noch die vielfältigen Parteikämpfe, die bis unter Joſias fortdauern, da es denn der Prieſterſchaft gelingt, allen Einfluß auf den König an ſich zu reißen. Nun kömmt plötzlich ein Geſetz zum Vorſchein, das moſaiſche, das die Herrſchaft Gottes über Land und Leute, mithin eben jene Prieſteranſichten und Anſprüche, als von Moſes gegeben ausſpricht. Die Prieſterſchaft ergreift Mittel und Wege, das Geſetz geltend zu machen, als das Unglück über Juda hereinbricht, und das Volk in die babyloniſche Gefangenſchaft entführt wird.

Wie nun aber nach 70 Jahren die Rückkehr in's Vaterland und die Erbauung eines neuen Tempels geſtattet worden, wandern beſonders Prieſtergläubige und prieſterbegünſtigte Arme nach Paläſtina heim. Nun ſind aber nach ſo langer Zeit nicht nur die alten Rechte vergeſſen; ſondern es iſt überhaupt auch eine Zeit zerknirſchender Unglückserinnerung und frommer Hoffnung da. In ſolchen Tagen eben leuchten die Prieſter. Die Nation hat keine politiſche Selbſtändigkeit, daher der Hoheprieſter immer mehr zum Oberhaupt erwächſt. Die fünf Bücher Moſis werden überarbeitet, und das geiſtbeengende Geſetz, der allmächtige Buchſtabe, wird des geiſtlichen Oberhauptes Thron. Strenge Ritualgeſetze, ja läſtige und ſinnloſe Reinigungs- und Speiſegeſetze halten das Volk im Zaum, führen es am Gängelband. Solche Speiſevorſchriften können ja keine andre Beſtimmung haben, als daß ſie, an die Religion geknüpft, ei-

nem Prieſterſtand Einfluß auch auf das Geringfügigſte des häuslichen Lebens verſchaffen ſollen.

Freilich erſcheint in dieſer Darſtellung das ſ. g. moſaiſche Geſetz nicht als ſchon frühe von Moſes ſelbſt gegeben, ſondern als erſt ſpät von Prieſtern ausgearbeitet und auf das Anſehn des moſaiſchen Namens eingeſchoben. Aber wenn Moſes das Geſetz wirklich gegeben hätte, warum wäre es denn in der langen Zeit der Richter nicht gehalten worden? In den Büchern der Richter und Samuels werden ſogar Begebenheiten erzählt, die nicht hätten vorfallen können, wenn ein Prieſterſtaat wäre eingerichtet geweſen. Das Geſetz war ja den Prieſtern ſo günſtig, und welche Prieſter in der Welt ließen wohl auch nur das Pünktchen eines ſolchen Geſetzes außer Uebung kommen? Aber noch aus hundert innern Widerſprüchen, Zeitrechnungsfehlern und ſprachlichen Gründen hat ſchon frühere Einſicht und nun allgemeiner die neueſte, mündige und emancipirte Kritik überzeugend nachgewieſen, daß jenes Geſetz Moſis ein Werk der Hierarchie und der Prieſterſtaatsklugheit iſt.

51. Die Hierarchie ſetzt an ihre Spitze als oberſten Herrn und Herrſcher die Gottheit ſelbſt. Aber nicht die liebende Gottheit, die, wie ſie Alles geſchaffen hat, allen Kindern gnädig iſt, alle zur Seligkeit führt: ſondern einen Gott, der Vorliebe für ein Volk hat, dieſem, wie einem unartigen Lieblingskinde, ſeine Gunſt ſchenkt, und ſeine eigene Ehre, wie die Seligkeit ſeiner Anbeter, an eine vorgeſchriebene, wenn auch vor der menſchlichen Vernunft höchſt wunderliche, Kirchenzucht knüpft; kurz, der ſo ſtarr und leidenſchaftlich iſt, wie der Menſch, der

ihn auf Erden repräſentirt. Denn das zweite Moment einer Hierarchie iſt eben, daß der unſichtbare Regent einen Stellvertreter habe.

Da nun dieſer Stellvertreter, ſey er Hoheprieſter in Israel, Dalai Lama in Tibet, oder wie immer anderswo betitelt, ſich auf unmittelbare göttliche Einſetzung beruft, ſo hat er gegen alles Menſchliche unbedingtes Recht. Von dieſem ſtarren Ausgangs- und Allgemeinpunkt werden alle, auch die kleinſten Verhältniſſe des Lebens abhängig gemacht. Menſchliches Gefühl und menſchliche Vernunft, die auch eine tyranniſche Regierung achtet, gelten vor einer hierarchiſchen nicht. Ja die Vernunft, die von allen Weiſen der Welt für den Gottheitstheil in uns erklärt wird, gilt in den Augen der Hierarchie für Hochmuth, der ſich göttlicher Anordnung nicht unterwerfen wolle. An unſerm Edelſten alſo, durch welches wir eben Gott erkennen, ſehen wir uns mit der Gottheit in einen unbegreiflichen Widerſpruch verſetzt, den nur der Stellvertreter Gottes auflöſen will, er, der gerade ſelber nicht vor dieſer Vernunft gelten kann und ſolche daher auch vor Allem verwirft.

Daher iſt von allen Regierungsformen eben die Hierarchie die feindſeligſte für menſchliche Entwicklung und Beſtimmung. Jede Hierarchie iſt conſequent, gefühllos und verfolgend. Was ſich auch Menſchliches, Unſchuldiges und Vernunftmäßiges in uns regen möge, widerſpricht es den Folgerungen der Hierarchie, ſo wird es, als Gott widerſtrebend, niedergetreten. So gehörte unter den Juden zu den todeswürdigen Verbrechen, wenn Einer — Fettſtücke von Rind-, Schaf- und Zie-

genvieh aß, wenn ein Unreiner Opferfleiſch genoß, wenn man am Sabbath arbeitete, oder das Eſſen des Oſterlamms unterließ. Wahre Verbrechen dagegen, die aber der Hierarchie eben nicht widerſtreben, werden für geringfügig angeſehen. So wurde bei den Juden der Meineid gleichgültig behandelt, und im Mittelalter wurden nicht die verruchteſten Gläubigen, ſondern die rechtſchaffenſten Ketzer verbrannt. Natürlich kann auch eine Hierarchie in dem, was urſprünglich ſchon von der Vernunft gebilligt oder verworfen wird, ihre eigne Macht nicht ſo nachdrücklich zeigen, als in dem, was ſie allein und — ohne Vernunft anordnet. Daher iſt es von großem Gewicht für eine Hierarchie zu beſtimmen, — wie oft ſich der Menſch waſchen ſolle, wie er ſeine Gemüſe kochen müſſe, wie oft er Fleiſch eſſen dürfe, und ob ſein Rock mit Linnen- oder Wollenzeug zu füttern ſey. Ueber Alles geht aber die große Lehre: „Hüte dich, daß du den Leviten nicht verläſſeſt, ſo lange du lebeſt auf Erden!“

Pilgerablaß.

52. Wir haben freilich unſere Wallfahrt mit dem Vorſatz angetreten, alle bekannten Tempel der Vorwelt, mithin auch die heiligen Haine der Nordländer zu beſuchen und uns, wo möglich, von einem alten Druiden in Gallien oder Britannien in die hohe Weisheit dieſer berühmten Prieſterſchaft einweihen zu laſſen. Aber wir geſtehen offen, daß wir zu müde ſind, um noch weit hin zu wandern. Wir haben die heißen Füße im Jordan gebadet und uns unter den Palmen von Jericho nieder-

geſetzt. Eine ſüße Ruhe iſt über uns gekommen, und die Palmen, die weit umherſchauend ihre Häupter erheben, haben uns eine große Wahrheit zugeflüſtert, uns Fremdlingen, wiewohl ganz leiſe, damit es die verfolgungsſüchtige Prieſterſchaft zu Jeruſalem nicht höre, — eine ſchöne Wahrheit, die ſpäter der Reiſende Abu Fazil mit den Worten ausgedrückt hat:

„O du, der du nach Weisheit forſcheſt, lerne aus dieſen Erzählungen, daß jeder Punkt der Schöpfung ein erhabner Tempel iſt, den die Gottheit erbaut hat, damit das Streben menſchlichen Forſchens nicht fruchtlos umher irre nach dem geſuchten Ziel."

So haben wir alſo den Ablaß gewonnen, ehe wir noch die Wallfahrt vollendet haben, und laſſen darum auch von ferneren Pilgerungen wirklich ab.

Aber da beſchleicht uns Ruhende, wie wir allmählich erquickt und munter werden, eine Neugierde. In die offenen Tempel ſind wir eingetreten; aber wir haben hier und dort von einer Geheimlehre und Geheimfeier gehört, und ſo groß iſt unſer Pilgergewinn, unſere andächtige Errungenſchaft nicht, daß wir etwas Außerordentliches nicht noch vertragen, oder unterbringen könnten. Die Griechen beſonders, an deren Tempeln wir ganz vorüber gegangen ſind, ſollten uns doch etwas von ihren Geheimniſſen mittheilen, die gewiß ſehr gnadenreich ſeyn müſſen, da der ganze Schatz des Göttlichen, deſſen ihre Götter entkleidet ſind, in jenen Myſterien aufbewahrt zu ſeyn ſcheint.

So groß iſt unſere Neugierde, daß wir ſelbſt einige Stationen der Liebe vorüber gehen. Es wäre nämlich

zu betrachten, wie ſich die Geſchwiſterliebe zur Familienliebe erweitert und jene patriarchiſchen Verhältniſſe in Einklang bringt, die wir am genaueſten in der Familie Abrahams kennen gelernt hätten.

Nun vermehren ſich aber die Familien ſo ſtark, daß ſie doch aus einander gehen. Anfangs hält indeß das Band der Erinnerung an einen erhabenen patriarchiſchen Vorvater, ſpäterhin halten, als immer nachwachſende Bänder, die gemeinſamen Erlebniſſe und beſtandnen Kämpfe den Stamm lange zuſammen. So breitet nun die Liebe immer weiter ihre Flügel aus, die anwachſende Menſchenbrut unter zu halten.

Doch iſt dieſe Liebe in einem Betracht immer noch eine natürliche, durch gemeinſames Blut bedingte. Nur ſo warm iſt ſie nicht mehr, weil das Geblüt der Abſtammung nicht mehr in den großen Herzadern ſchlägt, ſondern in weiten Veräſtlungen ſchleicht. Dafür knüpfen ſich aber in anderm Betracht die ſittlichen Beziehungen feſter, wodurch die Stammgenoſſen einander innerlich immer näher rücken, wie ſie durch die Verzweigungen des Stammbaums auseinander kommen. Indeß umgrenzt ſich dieſe Stammesliebe ſelbſt noch mit einem Haß, der eben verſchiedne Stämme aus einander hält. So leſen wir von den Kriegen und Ueberfällen der kleinen Nomaden-Fürſten zu Abrahams Zeit, ja wir ſehen das ganze perſiſche Religionsſyſtem auf den Volksgegenſatz von Iran und Turan erbaut.

Aber alles dies iſt nur flüchtig zu bemerken; da wir doch in der Hauptſache nicht gern etwas verſäumen, ſondern uns zur rechten Zeit bei den Myſterien einfinden wollen

Myſterien.

53. Was die vorchriſtlichen Völker an Myſterien hatten, dürfen wir vielleicht am wichtigſten für ihre früheſte, jungfräuliche Gottanſchauung halten, die ſich unter der Verirrung der ſinnlichen Andacht in's Verborgne zurückgezogen, und, erröthend vor der Ausgelaſſenheit der Menge, den Schleier des Geheimniſſes vorgenommen habe. Hier und dort mögen indeß auch wohl, nachdem abgöttiſcher Dienſt eingedrungen oder ausgebildet war, die Myſterien von ſpätern Volksſtämmen oder erobernden Prieſterkaſten eingeführt worden ſeyn. So die Prieſterlehre der Aegypter, von welcher oben die Rede geweſen iſt.

Schon beim älteſten reinen Prieſterthum, das wir früher betrachtet und zu erklären verſucht haben, mußte ſich ein Kapital von religiöſer Weisheit bilden, das im armen und trägen Leben des gemeinen Volkes nicht anzulegen war, und deſſen man ſich nur als eines erübrigten Schatzes im Stillen erfreuen konnte. Ja die nachwachſenden Prieſter, die nicht mehr mit dem Erworbenen, ſondern Ererbten groß thaten, durften ſelbſt nicht unbedingt Theil an jenen Geheimniſſen nehmen; wie denn immer doch unter den Eingeweihten der Myſterien Stufen oder Grade ſtatt fanden.

Bei ſolcher Anſicht von Entſtehung und Fortpflanzung der Myſterien-Weisheit ſoll indeß keineswegs die Behauptung geltend gemacht werden, als ob dieſe frühe gebrochnen Früchte vom Hombaum der Erkenntniß durch alle Jahrhunderte unverwandelt geblieben ſeyen. Es

waren immer doch auch Früchte, die gleich andern, wenn auch dem Einfluß der Witterung möglichſt entrückt und ſorgfältig behandelt, dennoch in ihren innerſten Säften eine Gährung zu beſtehen hatten, die hier zu einer ſüßern Reife, dort aber auch zu ſtellenweiſer Fäulniß ausſchlagen konnte. So wurden ja die geheimen Wahrheiten der Myſterien, wenigſtens auf niedern Stufen, den Eingeweihten immer doch unter ſymboliſcher Hülle mitgetheilt; mit der Sinnlichkeit des Symbols aber iſt ſtets ein Keim des Mißverſtändniſſes gegeben.

Die Myſterien bezeichnen übrigens eine höhere Stufe religiöſer Entwicklung, als die Volksreligion iſt. Wie nämlich der Menſch ſelber aus dem Gefühl ſich entwickelt, und durch Kampf ſeiner Triebe mit den Eindrücken der Sinnenwelt zu Vorſtellungen und zum Bewußtſeyn gelangt: ſo bezeichnen in ähnlicher Ausbildung des religiöſen Lebens aus urſprünglichem Gottesgefühl die Myſterien eben die Stufen des erſten Bewußtſeyns. Denn gegenüber den Verirrungen der ſinnlichen Andacht, als der Aeußerung des religiöſen Triebes, kömmt die reine Gottanſchauung zum Bewußtſeyn ihres eignen Inhalts, den ſie nun tief vor der Abgötterei des Volksglaubens verbirgt.

In Indien iſt mit dem Schiwadienſt die Verirrung des religiöſen Triebes gegeben, und der verfolgte Bramadienſt bezeichnet eben die auswandernden Myſterien. Die ägyptiſche Prieſterweisheit war in Myſterien verhüllt, die ſchwerer, als bei irgend einem Volk, zugänglich waren; der höchſte Grad wurde nur Königen und jenen Prieſtern ertheilt, die durch Charakter, Bildung und Fa-

milie ausgezeichnet waren. Für Perſien ſind die Myſterien des Mithras näher zu bezeichnen.

Mithrasdienſt.

54. Monumente und Abbildungen zeigen uns vor einer Höhle kniend Mithras, den oberſten Gott, mit phrygiſcher Mütze, mit fliegendem Mantel, auf einem niedergeworfnen Stier, deſſen Schweif in drei Aehren ausläuft. Mit der linken hält er dem Thier die Nüſtern zu, mit der Rechten ſtößt er ihm einen Dolch in den Hals. Ein Hund ſpringt vorn am Stier empor, eine Schlange beißt ihn in den Vorderfuß, ein Scorpion kneipt ihm die Hoden. Dabei ſteht ein Jüngling mit einer aufgerichteten, ein Greis mit geſenkter Fackel.

Ein alter Kultus, der auf die frühe Zeit vor Chriſtus zurück weiſt, wo die fortrückenden Tag- und Nachtgleichen mit den beiden Himmelszeichen des Stiers und Scorpions zuſammen fielen. Da trat im Frühling die Sonne in das Zeichen des Stiers. Ihr Strahl öffnet, wie mit einem Dolch, den Schooß der Gewäſſer, die keimtragende Materie, den Urſtier Abudad. Im Herbſt rückte die Sonne in das Zeichen des Scorpions, die gebärende Kraft der Erde hört auf, und Ahrimans Schlange beißt.

Aber der Hund gehört dem guten Geiſt an. Nach alter Sitte führte man Sterbenden einen Hund vor, der aus ihrer Hand einen Biſſen empfing. Sagdid hieß die Handlung, — „der Hund ſieht;" es war ein Bild hoffnungsvoller Unſterblichkeit.

Wenn ſo der Hundſtern einſt die vergehende Welt wieder anblickt, bricht der große Tag der Wiederbelebung

an. Dann wird der Kampf des Lichtes in Liebe aufgelöst. Dieſe Liebe vermittelt Mithras, Sohn der Göttin Mitra, die vom Worte Mihir, Minne, ihren Namen führt. Wie die Sonne bald zum Lichtreich des Sommers herauf ſteigt, bald in die winterliche Finſterniß hinab ſinkt, iſt ſie beider Naturen, des Lichtes und der Finſterniß, theilhaftig.

Im Verhältniß zum Ewigen iſt Mithras alſo die Gnadenſonne zwiſchen Ormuzd und Ahriman, — für den Menſchen aber ein Läuterer. Die Aequinoctien ſind die jährlichen Momente, wo die Verſöhnung des Lichtes und der Finſterniß gefeiert wird. Da bringt Mithras ſein Stieropfer. Er, der Lebenſpender, der Liebebringer, iſt Mittler zwiſchen Gott und Menſchheit, ein leidender, ein ſiegender Gottmenſch, der auf der Sonnenbahn die Seligen als Erlöſer zurück führt.

Dies die Myſterien der Magier und Könige. Auf jedem der ſieben Grade derſelben kamen eigne Lehren und Gebräuche vor. Stufen von Prüfungen gingen der Einweihung voraus, bei welcher ein myſtiſcher Trank genommen und eine Waſſertaufe gegeben wurde.

Eleuſinien.

55. Die älteſten Myſterien der Griechen, ja der europäiſchen Vorwelt, waren die auf Samothrake heimiſchen, einer Inſel des ägäiſchen Meeres, gegenüber der Gegend von Troja. Nach einer uralten Sage hing einſt Griechenland mit Aſien zuſammen, bis das ſchwarze Meer den Helleſpont zerriß, das Land verſchlang und nur aus den höchſten Felſenhöhen, auf die ſich Menſchen

aus der Fluth gerettet hatten, die jetzige Inſelſchaft hinterließ. Die Geretteten ſtifteten hierauf die ſamothrakiſchen Weihen, die mithin den Glauben einer in Fluth untergegangnen alten Welt enthielten. Dieſe Geheimlehre dauert inſofern noch fort, als wir faſt gar nichts von derſelben wiſſen, obgleich dieſe altberühmten Myſterien ſelbſt nach Chriſtus noch in hohem Anſehen ſtanden.

Vielleicht aber iſt die Vermuthung richtig, daß die verſchiedenen griechiſchen Myſterien nur verſchiedene Feſtzweige einer und derſelben Geheimfeier geweſen ſeyen. Wir halten uns daher blos an die vielleicht bekannteſten, an die Eleuſinien.

Dieſe Myſterien wurden an die 1400 Jahre vor Chriſtus geſtiftet, wahrſcheinlich aber erſt ſpäter und nach und nach ausgebildet. Durch kleinere Weihen ging man zu den größern über. Jene wurden um Frühlings Anfang zu Agra in Attika gefeiert. Fünf Jahre mußte man in den untern Graden zubringen. Die Aufnahme geſchah nach vorgängigem Faſten und Baden, und der Einzuweihende mußte, auf Felle geopferter Thiere tretend, den Eid der Verſchwiegenheit leiſten.

Den Unterricht fing man bei der einfachſten Kenntniß der Natur an, und ging zur Entſtehung der Welt zurück, wo man die Lehre von Gott anknüpfte. Aber alle Weisheit wurde den Lehrlingen nur in einer Hülle von Symbolen mitgetheilt, bis im letzten Grad die Schale des Geheimniſſes gebrochen, die Natur in ihrer Geſammtwirkſamkeit betrachtet und über das Weſen Gottes ohne Sinnbild und Räthſel geſprochen ward.

Die Ertheilung dieſer letzten Weihen geſchah unter großen Feierlichkeiten und Volksfeſten im Monat September. Neun Tage dauerte die Feſtlichkeit, hindeutend auf das neuntägige Suchen der Demeter nach der verlornen Perſephone. Die höhern Prieſter, die in Purpurgewändern und Myrthenkränzen die Weihen verrichteten, waren folgende. Der Hierophant, der erſt in höherm Alter, nach unſträflichem Lebenswandel, zu dieſer höchſten Stelle auf Lebenszeit gelangte. Er war durch einen Thron und ein Diadem ausgezeichnet. In die kleinen Myſterien führte er ein, in den großen ertheilte er die letzten Weihen. Er ſtellte bildlich den Demiurg, die weltbildende Gottheit, vor. Nach ihm kam, die Sonne vorſtellend, der Daduch, der Fackelträger. Neben dieſem ſtand, als Hermes, der Hieroceryx, und den Altar bediente der Epibomios in der Bedeutung des umwandelnden Mondes. Unter dieſen höhern ſtanden beihelfend niedre Prieſter, — reinigende, feuertragende, Sänger, Flötenſpieler ſo wie der Träger der heiligen Wanne.

Der in die größern Geheimniſſe Eintretende mußte beichten; und zwar genügte ein allgemeines Bekenntniß nicht, ſondern der Prieſter fragte nach den Einzelnheiten des Lebenswandels. Dieſer Beichte folgte die Taufe als Symbol, daß der gereinigte Menſch, vom Irrwahn befreit, am rechten Glauben feſthalten ſolle. Nun erhielt der Einzuweihende ein weißes Kleid, eine beſondre Kopfbedeckung und eine Handvoll Salz.

Dies ging in den erſten drei Tagen vor. Am vier-

ten wurde der heilige Korb der Perſephone umher gefahren; am fünften opferte man große Wachskerzen. In der Nacht wurde die herum irrende, ihre Tochter Perſephone ſuchende Demeter vorgeſtellt. Die Klage der jammernden Göttin ertönte, und verwandelte ſich zuletzt, wenn ein Knabe, die Wiedergefundne vorſtellend, herein geführt ward, in allgemeinen Jubel.

Am ſechsten Tage begannen die feierlichen Umzüge, in denen das Bild des Jakchos, Sohnes und Säuglings der Demeter, des Mittlers zwiſchen der Gottheit und den Menſchen, aus der Kapelle Keramikus nach Eleuſis getragen wurde. Zahlloſes Volk zog mit; aber vor dem Tempel rief ein Herold aus, daß Profane und Verbrecher ſich entfernen ſollten. Die Eingetretnen mußten ſich durch Erkennungszeichen als Eingeweihte nachweiſen, und verwegne Neugierde ſoll oft mit dem Leben gebüßt haben. Die geheimnißvollen Sinnbilder waren im Tempel verhüllt, und das Bild des Harpokrates erinnerte mit dem Finger auf dem Munde an Verſchwiegenheit.

Am ſiebenten Tage fanden Wettkämpfe ſtatt. Im Tempel wurden ſymboliſche Gebräuche begangen und myſtiſche Tränke gereicht, bei welchen ſich wegen der anweſenden Gottheit Niemand ſetzen durfte.

Nachdem man ſich nun während der ganzen Feſtzeit durch Enthaltſamkeit jeder Art, durch Faſten und Keuſchheit vorbereitet hatte, nahete am letzten Abend der Prieſter dem Petroma, das aus zwei großen, genau auf einander paſſenden Steinen mit einem runden Deckel beſtand, auf welchem ein hohles Kopfbild der Demeter

lag. Dies ſetzte der Prieſter auf, und indem er mit einem Stecken auf vorgeſchriebne Weiſe unter die Umſtehenden ſchlug, nahm er aus den geöffneten Steinen eine Schrift, las die Geheimlehre vor, und verſchloß ſie wieder in das Steinbehältniß. Jetzt wurden die Vorhänge von den Niſchen gehoben und die Hieroglyphen erklärt. Vorgetragen wurden die hohen Lehren vom Streit der Materie mit dem Geiſt, von der Läuterung des Geiſtes, von der Sünde oder der Entzweiung, und von der Verſöhnung. Aus bildlicher Ueberlieferung der Vorwelt wurden die weltſchaffenden Weſen und Kräfte, der Demiurg, Sonne, Mond, Hermes in ihrem Schöpfungswerk, Demeter oder Ceres im Stand ihrer Erniedrigung, ſo wie die Wanderung und Reinigung der Seele betrachtet. Die Lehre von einem einzigen ewigen Gott und von des Menſchen Beſtimmung wurden an's Herz gelegt und die Unſterblichkeit der Seele unter Bildern des ſich verwandelnden Samenkorns vorgeſtellt. Ein Trankopfer für die Verſtorbenen endigte die geheime Feier und die Verſammelten wurden mit den drei myſtiſchen Rufworten: Knogx, Om, Pax — ähnlich den Schlußworten der indiſchen Weihen Conſcha, Om, Pacſcha — entlaſſen.

Rückblick und Fortſchritt.

56. Bei Betrachtung des Thierreichs hat es ſich gezeigt, wie dieſe bald trägen, bald rührigen Geſchöpfe ſtufenweiſe immer mehr aus der Uebermacht der Natur freigelaſſen werden. Gegen immer leichtere Lehngebühr, unter immer günſtigern Bedingungen erhalten ſie ihr

äußeres Daſeyn von der Lehnsherrſchaft der Erde zu immer vollerem Eigenthum. Die Thiere werden unabhängiger von den Jahreszeiten und Klimaten, die ſchweren Horn- und Schuppenpanzer der Bedeckung werden ihnen abgenommen; die Krallen und Schnäbel verlieren ſich, die Federn werden in leichte Haare verwandelt. Und wie die Natur ihre Unmündigen von Außen erleichtert, vervollkommnen ſich die innern Zuſtände derſelben. Die Gattungen werden mannichfaltiger, die Arten vervielfältigen ſich, ja die Abarten ſcheinen beſondere, einzelne Weſen herbei führen zu wollen; indem nun auch die innerſten Organe, von Außen nicht mehr beläſtigt, ſich immer mehr von einander getrennt und ausgebildet haben. Die ganze Entwicklung wendet ſich nach Innen und ſucht eine geiſtige Unendlichkeit zu offenbaren.

Mit jener Naturgewalt haben wir die Prieſtermacht verglichen. Auch dieſe hält gern ein Volk in gemeinſamen Gehäuſen, Schuppen und Hornhäuten der Lehrſätze und Gebräuche feſt. Unter Umſtänden jedoch haben Reformatoren, wie wir geſehen, dieſe Uebermacht gebrochen, und vollkommnere religiöſe Ausbildung herbeigeführt; ja die Prieſterſchaft ſelbſt hat nicht umhin gekonnt, ſich in den Myſterien nach Innen zu wenden, und in den verſchiednen Graden der Eingeweihten gewiſſermaßen vollkommnere Arten der religiöſen Bildung zu entwickeln.

Dennoch war das Geheimnißvolle, gleichſam das Klima der Myſterien, war die beſtimmte Lehre und das wiederkehrende Ceremoniell derſelben immer noch

zuviel Beſchränkung für den unergründlichen Menſchengeiſt. Es iſt daher nicht ohne die gröſste Bedeutung, daſs in Griechenland die Prieſtergewalt von ſo geringem Einfluſs war. So konnte nun die Philoſophie entſtehen, deren Weſen es eben iſt, die Geheimlehre der Myſterien an den Tag zu bringen, und dem Volksglauben gegenüber zu ſtellen.

Anfangs hatte noch die Philoſophie mit der Volksreligion die höchſten Anliegen des Menſchen gemein, da wenigſtens, wo keine herrſchende Kaſte oder Kirche die Forſchung auf blos irdiſche Angelegenheiten beſchränkte, oder die Sophia dem regierenden Glauben zur linken Hand antraute. Die Myſterien bildeten den Uebergang zur Philoſophie, indem ſie für die Prieſter ſelbſt und für die höhern Kaſten des Volkes, oder wo keine Kaſten waren, für die Eingeweihten, die Lehre in ihrer frühern Reinheit, die Gebräuche in der urſprünglichen Bedeutſamkeit bewahrten, ohne daſs jedoch zur Störung des gemeinen Lebens oder der Prieſtervortheile den Verirrungen des Volksglaubens entgegen geſprochen werden durfte. Und ſo erinnert auch das Geheime, Verborgne der Myſterien an die Uebergangs-Perioden in der Natur, die auch mehrfältig durch das bergende Gewäſſer ihre Uebergänge zu höheren Entwicklungen des Thierreichs nimmt, in der Stille gleichſam auf freiere Formen, auf eine reichere Geiſtesthätigkeit ſich beſinnend.

Jene jungfräuliche Schüchternheit der Religion, die im Taumel des Lebens ihre neuen beglückenden Gefühle zuerſt in verſchwiegnem Buſen der Myſterien feierte, hört endlich unter günſtigen Umſtänden auf, indem ſie

das neue Glück begreifen lernt, in der Philoſophie ihr Geheimſtes vor aller Welt zu bekennen.

Aber ſo ſehr urſprünglich Religion und Philoſophie ihrem Inhalte nach Eins waren; ſo getrennt, gleichſam ein geſpaltner Faden, zogen ſie ſich durch das griechiſche Leben hin; — die Religion mittelſt der Phantaſie der Dichter immer mehr als Mythologie für ein lautes ſonniges Leben ausgearbeitet, die Philoſophie durch Speculation der Denker immer mehr für die einſame, dämmerige Schule betrieben. Erſt ſpäter, wie wir ſehen werden, ſchienen beide, Mythologie und Philoſophie, ſich wieder in einer neuen Weltreligion vereinigen zu wollen. Sonſt nämlich waren die Mythen nur die Sinnbilder für die höchſten Wahrheiten geweſen; bald aber ſtreiften dieſe die ſchöne Hülle ab, ließen ſolche zur Anbetung der Menge zurück, und flüchteten ſich in die leichtern Gewänder der Forſchung, bis ſie ſich dann wieder zum Dienſte jener Weltreligion auf's Neue in die ſchönſten Sinnbilder zu kleiden eilten.

Joniſche Schule.

57. So haben wir uns denn doch zu einer neuen Pilgerung aufgerafft, um noch die ſtillen Schulen der Weiſen zu beſuchen. Wir brechen gleich von Eleuſis auf, und ſetzen nach Jonien über.

Hier erlangte am früheſten die Philoſophie ein ſelbſtändiges Leben. Denn die blühende Fülle aſiatiſchen Himmels und der alte Welthandel, der nach Kleinaſiens Küſten zog, bildeten früher, als in Griechenland, die bürgerliche Freiheit aus. Dort, wo die Heldengedichte

des herrlichen Homeros eine blühende Natur athmeten, ging auch die Philoſophie aus unmittelbar lebendiger Naturanſchauung hervor. Wie konnte es auch anders ſeyn, wo ringsumher die Religion der Völker ſelbſt Naturdienſt war? Mußte ſich die Forſchung nicht dahin richten, wohin ſich auch die Andacht wendete?

Wir übergehen die verſchiednen Philoſophen der joniſchen Schule, und halten uns nur an den ausgezeichneten Mann, der einen Uebergang von der Naturphiloſophie zur Philoſophie des Geiſtes zu machen ſcheint.

58. Heraklit aus Epheſus, der Dunkle genannt, lebte um 500 Jahre vor Chriſtus. Er widmete ſich mit ſolchem Eifer der Philoſophie, daß er die höchſten Aemter ausſchlug, die ihm ſeine Vaterſtadt anbot; ja ſeine Schwermuth trieb ihn aus aller Geſellſchaft der Menſchen, die er ihrer Laſterhaftigkeit wegen verachtete. Ein vorchriſtlicher Einſiedler begab er ſich ins Gebirg und lebte von Kräutern und Wurzeln. Eine ſchwere Krankheit nöthigte ihn aber zur Rückkehr in die Stadt, wo er bald darauf ſtarb. Seine Bücher über die Natur der Dinge hatte er im Tempel zu Epheſus auf den Altar der großen Göttin als frommes Opfer niedergelegt, — ein dunkles, in bilderreicher Sprache abgefaßtes Werk.

Der tiefſinnige Heraklit nimmt das Feuer als Urweſen an, aus dem Alles entſtehe, in das ſich Alles wieder auflöſe. Nicht aber unſer elementariſches Feuer will er damit gemeint haben, ſondern hält nur dafür, daß jenes allgemeine, vollkommne Leben, das allen Er-

ſcheinungen zu Grund liegen müſſe, am meiſten im Weſen des Feuers und in der vernünftigen Seele hervor leuchte. Dies allgemeine, innerſte Leben iſt in ſteter Bewegung, in unaufhörlichem Wandel der erſcheinenden Dinge begriffen; das unruhige Feuer hat gleichſam ein Verlangen, ſich in eine beſtimmte Geſtalt des Lebens zu kleiden, nur ohne Luſt, ſolche feſt zu halten. „Zeus ſpielt, indem er die Welt bildet," — ſo ſpricht Heraklit eine dem Indiſchen verwandte Anſicht aus.

Das ewige Feuer iſt die Gottheit; von ihr abwärts, den Weg nach Unten, wandelt alles Entſtehende, und wenn auch das Feuer in demſelben bleibt, ſo flammt es doch nur matt und matter. Das Vergehen der Dinge aber iſt der Weg nach Oben, die Rückkehr derſelben in ihr urſprüngliches Leben, es iſt Einheit, Freundſchaft, wie das Entſtehen Gegenſatz und Feindſchaft mit der Gottheit iſt. Dieſe entgegengeſetzte Spannung bringt die Harmonie der Welt hervor. Oft und gern braucht Heraklit die Bilder einer Leier und eines Bogens, um zu verſinnlichen, wie durch entgegenſtrebende Spannung der reine Ton, der ſchnelle Pfeil entſpringe. Nach gleichem Geſetz trifft alles Widerſtrebende zuſammen, und bringt vergänglich hervor, was uns als bleibend erſcheint; denn — „der Streit iſt der Vater der Dinge."

Hieran knüpft Heraklit die Sittenlehre der Zufriedenheit, als des höchſten Guts. Denn in unſerm Leben voll Widerwärtigkeiten ſind eben dieſe Gegenſätze als Bedingung jedweden Daſeyns angeordnet.

Dem Feuer entgegengeſetzt iſt die Erde, dem Flammenden die Ruhende. Das Waſſer aber iſt ein Mitt-

leres, — es flammt nicht, aber es fließt doch, es iſt der Same der Weltbildung.

Die menſchliche Seele iſt ein ausgewanderter Funke jenes ewigen Feuers der Gottheit, — die weiſe Seele ein reines Licht. Wir denken durch die göttliche Vernunft, die wir athmend einziehen. Im Schlafe fehlt uns die Erkenntniß; denn durch die Sinne iſt uns die Gemeinſchaft mit dem Göttlichen verſchloſſen, der Menſch einer ihm eignen Welt zugewendet. Beim Erwachen kehrt die Erkenntniß zurück; denn der Wachende lebt in einer gemeinſamen Welt. Wahr iſt nicht unſer beſonderes Denken, ſondern was wir durch die allgemeine göttliche Vernunft erkennen. Daher zürnt Heraklit, daß, obgleich die Vernunft gemeinſam ſey, die Menge doch lebe, als ob ſie eigne Einſicht habe. Sehr ſchön vergleicht Heraklit die Seelen, die ja hienieden vom allgemeinen Feuer (von der Gottheit) getrennt ſind, mit verlöſchenden Kohlen, die dem Feuer näher und nah gebracht, wieder erglühen. Darum iſt das wahre Leben nur in der göttlichen Vernunft; wir beginnen es, wenn die Seele den Körper verläßt, denn hienieden iſt die Seele wie todt.

Italiſche Schule.

59. Aus dem Sonnenſchein einer glanzvollen Welt, aus dem Gedräng ſinnlicher Dinge wendet ſich bald der ermüdete Geiſt zurück. Nicht was in Gebirg und Gewäſſer webt und wiebelt, aus dem Boden wächſt, über der Erde wandelt, in Lüften wogt, in funkelnden Höhen winkt, befriedigt ihn mehr. Die Räthſel der

Welt sind ein fruchtbares Geschlecht: sie rufen die Forschung nur herbei, um mit Hülfe dieser Hebamme schnell eine Sippschaft neuer Räthsel zu gebären.

Der menschliche Geist will einen andern Weg versuchen; — sich selbst zu ergründen, scheint ihm doch das Nächste, Angemessenste zu seyn. Die Weltentwicklung hat er nicht lösen können, wird es ihm besser gelingen, wenn er nach der Bestimmung derselben forschet? Und warum soll man auch eher fragen, wie die Erscheinungen entstehen, als wozu sie da sind. Wer mag wissen, ob die Dinge an sich einen Werth haben, oder solchen erst durch die Vorstellung gewinnen, die ich mir von ihnen mache; ob sie nicht durch den Geist selber gesetzt sind. Kurz, der Geist will sich einmal selbst ergründen.

Wie sich Griechenland frühe schon mauste, setzte es an Jonien und Großgriechenland zwei Flügel an. Mit beiden auch hob es sich in die philosophischen Höhen. Fast zu gleicher Zeit, als in Jonien die Natur-Philosophie sich ausbildete, entwickelte sich im griechischen Italien der Idealismus, die Philosophie des Geistes.

60. Pythagoras war zu Samos um 585 vor Christus geboren. Nach Aegypten, dem Land uralter Weisheit, gewiesen, brachte er es dahin, daß er durch härteste Prüfungen, die er bestand, das Vertrauen der ägyptischen Priesterschaft und die Einweihung in ihre Geheimlehren errang. Zwei und zwanzig Jahre blieb er daselbst, worauf er, weisheitdurstig, weitere Reisen nach dem Orient machte. Hier soll er Umgang mit jüdischen Propheten, mit persischen und chaldäischen

Magiern und mit indiſchen Weiſen gehabt haben. Später beſuchte er Kreta, wo ihn die Prieſter der Kybele günſtig empfingen. Noch andere Reiſen und mancherlei Wunder werden von ihm erzählt. Er ſoll Kranke geheilt, einen Seeſturm beſänftigt haben u. dgl. In jedem Winkel Italiens ſtieß man in ſpäterer Zeit auf Monumente zum Gedächtniß ſeiner Wunder. Wahrſcheinlich fand er für dienlich, zur Unterſtützung ſeiner Lehren die ihm eigne ungewöhnliche Kraft und Naturkenntniß auf recht ſchlagende Weiſe in Thätigkeit zu ſetzen. Denn auch ſonſt liebte er, was ihm ein übermenſchliches Anſehen gab, und erſchien gern in gebieteriſcher Haltung, in langen weißen Gewändern, herab fließendem Bart, ja mit einer goldnen Krone auf dem Haupt, ernſt und würdevoll.

Solche Auszeichnung hatte wenigſtens die Wirkung, Aufmerkſamkeit und Vertrauen zu erregen, würde jedoch ſchwerlich durch ſich allein ſo viel Begeiſterung hervorgebracht haben, daß man tauſendweis ſeine Lehre annahm, ſich ſeinen harten Prüfungen unterwarf, und zu einem ſtrengen, abgeſchloſſenen Leben ſein Vermögen zuſammen trug. Dies brachte Pythagoras durch muſterhaften Wandel und ſtrenge Sittenlehre in einer Zeit moraliſcher Verſunkenheit zuwege.

Wie peſtartige Krankheiten durch ſtrenge Kälte gehoben werden, findet jedes ſittenſchlaffe Zeitalter für ſeine anſteckende Ruchloſigkeit nur in ſtrenger Sittenzucht Einhalt, und das kranke Geſchlecht erhebt ſich am Retter der Zeit, als an ſeinem Arzte. So gewann Pythagoras, wie die frühern Religions-Reformatoren, faſt gött-

liches Anſehen. Wie wir aber dieſe Zuſtände im ſittlichen Leben aller Völker wiederkehren ſehen: ſo trifft auch alle die hülfreichen Heroen der Menſchheit ein gleiches Geſchick. Der göttliche Mann wird verfolgt, und das ſelbſüchtige Leben ſucht den reinigenden Strahl einer ewigen Liebe zu erſticken. Nicht anders erging es dem Pythagoras und ſeinen Schülern. Von Stadt zu Stadt floh der Meiſter, bis er ſich zu Metapontum in den Tempel der Muſen rettete, wo der mäßige Mann aus Mangel an Nahrung achtzigjährig ſtarb.

Pythagoras bezeichnet recht auffallend eine doppelte Hinüberbildung, — der Myſterienlehre nämlich in die Weltweisheit und der orientaliſchen Gotteslehre in die europäiſche Wiſſenſchaft. Wie daher jene Geſchöpfe in der Natur, die den Uebergang in höhere Ordnungen bezeichnen, unter den neuen Merkmalen öfter noch Spuren der niedern Organiſationen an ſich tragen: ſo verräth des Pythagoras Lehre und Schule noch ſehr den Zuſchnitt der ägyptiſchen Myſterien. Ein Theil ſeiner Lehre war für Alle, ein Theil nur für Geprüfte. Jene Lehren betrafen ein ſittlich-werkthätiges Leben, zugemeſſen für die unterſchiednen Verhältniſſe der Menſchen. Seine eigentlichen Schüler aber bildeten eine engere Geſellſchaft, die nur durch vielfache Prüfungen und ſtufenweiſe zu immer höhern Einſichten gelangte. Keiner wurde ohne ſtrenge Prüfung ſeines Characters aufgenommen, und Jeder ſeinen geiſtigen Anlagen gemäß zum Denker, Dichter, Krieger oder Staatsmann gebildet. Aus einem unbedingten Stillſchweigen (dem pythagoräiſchen Stillſchweigen) wurden die Zöglinge allmählich ſo weit geführt,

daß ſie ſelbſt Fragen thun, und Einwürfe erheben durften. Vor ihnen nahm dann die Wahrheit den dichten Symbolſchleier hinweg, in welchem ſie ſich der großen Menge zu zeigen pflegte. Schon in der Kleidung zur Einfachheit und Reinlichkeit angewieſen, vielfach in Demuth geübt, lebten die Schüler in öffentlichen Gebäuden mit ihren Frauen und Kindern einen ſtreng eingetheilten Tag. Leſung der Dichter, ernſte Studien, ſtille Betrachtungen, einfache Mahlzeiten von Brot, Honig und Waſſer, Bäder, häusliche Verrichtungen und religiöſe Uebungen wechſelten ab. Die den Pythagoräern verhaßten Bohnen erinnern an den Geſchmack der ägyptiſchen Prieſter, obgleich der Bund der Pythagoräer nicht alt genug ward, um den Heiligenſchein des ägyptiſchen Prieſterthums zu gewinnen. Aber lange noch nach deſſen Zerſtörung galt es für ſittlichen Ruhm, ein pythagoräiſches Leben zu führen, und die edeln Grundſätze, die glänzenden Muſter jener Geſellſchaft dauerten noch lange fort.

Ungeachtet des tiefen Stillſchweigens, das den Pythagoräern über ihres Meiſters Lehre auferlegt war, verbreitete dieſe ſich doch immer in weitern Kreiſen, und ſpäter kaufte Platon von Philolaos eine Handſchrift über die Philoſophie des Pythagoras. Nun ging denn die aus orientaliſchen Myſterien in den pythagoräiſchen Bund übergeführte Weisheit endlich in der Akademie zu Athen öffentlich einher. So gewöhnt man aus Höhlen Hervorgeführte langſam an das Licht; ſo entwickelt ſich ein ſonniger Schmetterling aus dunkeln Verwandlungen für den blühenden Sommertag.

61. Das höchste Wesen nannten die Pythagoräer in ihrem beliebten Zahlensystem die Monas oder Einheit, und setzten ihr die Dyas oder Nichteinheit, die Materie nämlich, entgegen. Jene bleibt immer dieselbe, diese ist jeder Veränderung und Verwandlung unterworfen.

Seltsam dachten sich die Pythagoräer die Schöpfung der Welt. Das Eins nämlich, nach dessen Entstehen sie nicht forschten, sollte vom Unendlichen oder Leeren umgeben seyn. Dies Eins nun, eine ungesonderte stetige Größe, hat das Vermögen, sich mittelst des leeren Raumes in eine Vielheit von Dingen zu spalten. Es zieht nämlich vom Unendlichen das Nächste an sich und in sich ein, und begrenzt es. Dies nannten sie das Einathmen des Unendlichen, oder einen unendlichen Athemzug. Dadurch trete das Leere in die Welt und trenne die Dinge von einander.

Die Seele des Menschen ist nur ein Ausfluß der allgemeinen Weltseele und wohnt lichthell im Haupte; aber sie hat noch eine sterbliche Beimischung an den Leidenschaften, die im Herzen wohnen. An sich ist die Seele unkörperlich, wie die Zahlen selbst, kann aber nur in körperlichen Verhältnissen erscheinen. Doch hat sie, auch getrennt vom thierischen Körper, eine selbständige Harmonie, ohne in die allgemeine Harmonie der Welt aufgelöst zu werden. Die Pythagoräer glaubten also an eine persönliche Unsterblichkeit, wiewohl in der Vereinigung mit Gott. In diesem Sinne stand über dem Versammlungsort der Pythagoräer zu Heraklea die Inschrift:

„Wir glauben, daß des Weisen Seele nicht mit

dem Körper ſterbe, ſondern, denſelben überlebend, ſich mit der Gottheit vereinige."

Die Seele iſt übrigens durch eine göttliche Fügung in den Körper zur Strafe für irgend einen Frevel eingekerkert. Doch bietet der Körper ihr auch wieder die Mittel zu irgend einem ihr gemäßen Werk; daher denn die Seele den Körper liebt. Seelenwanderung lehrten die Pythagoräer in einem doppelten Sinn: die Eingeweihten verſtanden darunter die ſtete Bewegung aller Dinge, den Wechſel der Geſtalten, in die ſich ein ewig bleibendes geiſtiges Weſen körperlich kleide. Dem großen Haufen ward aber die Seelenwandrung als eine Belohnung oder Strafe für die im Leben vollbrachten Handlungen dargeſtellt.

Die Tugend iſt eine Erdenbürgerin; auf höheren Sternen wohnt die Weisheit; ſie iſt auf Erden nur zu Beſuch. Daher iſt der Pythagoräer Anſicht von der Welt rein ſittlich; die Weltordnung iſt ihnen nämlich eine Entwicklung des erſten Grundes aller Dinge, nicht zur Schönheit, ſondern zur Tugend auf Erden und zur Weisheit in der Welt. Darum gehen auch die pythagoräiſchen Lebensregeln auf das Aſcetiſche; — Mäßigung wird empfohlen in ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften, beſonders Beſiegung des Zorns, Abhärtung in Hunger, Durſt, Arbeit und Beſchwerde. Niemand iſt für frei anzuſehen, der ſich ſelbſt nicht beherrſcht. Treue, Liebe und Freundſchaft wurden ſehr hoch gehalten; bei aller Liebe blieb es aber immer doch eine pythagoräiſche Vorſchrift, — einem Tragenden nichts abzunehmen, ſondern noch etwas zuzulegen.

Eleatiſche Schule.

62. Leicht möglich, daß mancher Leſer mich nunmehr unbedenklich für einen Pythagoräer halte, da ich mich darauf verſtehe; auf gut Pythagoräiſch den geduldig Tragenden immer und immer noch zuzumuthen. Und freilich würde mir's ſchwer werden, mich von der Beſchuldigung ſolcher pythagoräiſchen Liebe ganz zu reinigen. Zum Glück ſtehen wir vor der Schule eines Mannes, der eine weltſchaffende, welterklärende Liebe anerkennt, in der die pythagoräiſche gänzlich aufgeht. Dieſer Mann bekennt ſich zur eleatiſchen Schule, die von der Vaterſtadt ihres Stifters Zeno, von Elea in Unter-Italien, den Namen führt.

Was dieſe Schule vor der joniſchen und pythagoräiſchen auszeichnet, iſt ein rückſichtloſes Streben nach dem Ueberſinnlichen. Wenn nämlich dieſe beiden Schulen den Grund und die Bedeutung des Sinnlichen im Ueberſinnlichen ſuchten: ſo ſahen die Eleaten vom Sinnlichen gänzlich ab und hielten dafür, daß alle Wahrheit nur im Nichtſinnlichen zu finden ſey.

Wir befinden uns vor der Stadt Agrigent. Der heitere Himmel, die ſüßen Lüfte Siziliens umgeben uns. Ein Mann wandelt ſtattlich daher, wie ein König geſchmückt. Die von ſeinen Mitbürgern ihm angebotene Krone hat er abgelehnt; aber wie ein Herrſcher ſieht er doch aus und wie einen Heiligen verehrt ihn die Menge. Empedokles heißt er, und ſie nennen ihn noch — Beſchützer der Freiheit, allgemeinen Wohlthäter, großen Dichter und Arzt, Vertrauten der Götter, Beſchwörer der Natur.

Seine Lehre kleidete er in Poeſie voll kühner Bilder und Anmuth. In Poeſie? Wir ſtutzen ein wenig. Da ſich nämlich unſere neueſte Philoſophie für zu hoch hält, um ſich nur in Proſa verſtändlich zu machen, ſo mögen wir nichts Beſonderes von einer Weisheit erwarten, die ſich ſogar noch in Verſe fügen kann. Aber hören wir dennoch!

Von der Mitte der Welt aus, lehrt Empedokles, herrſcht alldurchdringend eine Gottheit, eine einzige wahre Kraft, — die Liebe. Kein Sterblicher hat die Vereinigung aller Dinge durch die Liebe geſehen und ſo iſt auch dieſe Gottheit ſelbſt über Bild und Ausdruck erhaben. Weil aber Gott von ſeiner eignen Mitte aus Alles umfaßt und ſo gewiſſermaßen in Kugelgeſtalt denkbar iſt, nennt ihn Empedokles gern — den Sphäros.

Liebe, die Herrſcherin vollkommner Glückſeligkeit und Unſchuld, iſt Eines mit der Nothwendigkeit, von der Alles in der Welt abhängt. Der Menſch aber, mitten im Widerſtreit der Kräfte und im Irrthum befangen, erkennt die Nothwendigkeit nicht für die Liebe an. Er, ein aus der göttlichen Einheit heraus getretener Theil der Welt, iſt durch Streit und Haß unvollkommen. Einſt waren in Gott, der Einheit der Welt, alle Weſen in Liebe beſchloſſen, und führten, vom Streite fern, ein ſelig Leben voll Heiligkeit. Da riſſen ſich durch eigne Schuld die Glieder des Gottes in Selbſucht los, das irdiſche Leben trat heraus durch einen alten uns unbekannten Frevel, die Natur gerieth in Widerſpruch und die Weſen ſind in unſeligen Kampf geriſſen. Darum ſehen wir ſelbſt die Elemente in Aufruhr und Haß:

Denn ätherischer Hauch mit Gewalt verfolget sie meerwärts,
Meer speit aus an der Erde Gestad sie, Erde zum Lichtblick
unermüdeter Sonne, die Aethers Wirbeln sie preisgibt,
Einer empfängt sie vom Andern und Jeder ist feindlich gesinnet.

In dieser ruhelosen Bewegung des Hasses kommen die Elementartheile zu den verschiednen Gestalten, die wir in der Natur wahrnehmen. Diese Elemente, deren Empedokles vier annahm, und die sich aus der Einheit Gottes losgerissen haben, sucht die Liebe zu versöhnen; wo immer eine Mischung und Vereinigung des Verschiedenartigen Statt findet, ist ihre Hand im Spiel. Diese Wandlung und Einigung des Elementarischen ist des Empedokles Seelenwanderung. In dieser Wanderung durch alle Gestalten ohne Ruhe besteht das Elend der irdischen Dinge, eine Folge des Hasses. Und so ist der Sterblichen Geschlecht aus Zwist und Seufzern entstanden.

Den Uebergang zum seligen Leben macht die organische Natur. In ihr kommen die umirrenden Elemente zur Versöhnung, Ruhe und Eintracht. Pflanzen und Thiere sind der Natur des Menschen verwandt; daher muß der Mensch sich von allem Mord lebendiger Wesen, von allen unheiligen Speisen enthalten; da er in der verwandten Natur die Dinge in ihrer Verwandlung, gleichsam die Angehörigen und Blutsverwandten in ihrer Vermummung, nicht erkennt. Alle Dinge sind ja dämonisch und geisterhaft und haben Theil an der Erkenntniß.

Wie im Elementarischen ist auch im Geistigen die Liebe jene Priesterin, die den ungeheuren Zwiespalt zwischen dem seligen Leben des Spharos und dem kläglichen

Daſeyn der Menſchen zu verſöhnen ſucht. Wenn daher der Menſch durch Mäßigkeit, durch Enthaltſamkeit, beſonders auch von ſinnlicher Liebe, durch Reinigung und Sühnung von Haß aus dem ruheloſen Elende des Daſeyns ſich zu befreien ſtrebt, gelangt er zu einer höhern Einigung mit Gott, in welcher er nicht mehr blos die Elemente und Weſen im Einzelnen, ſondern in ihrer Einheit erblickt, in der allein ihre Wahrheit beſteht.

Nach dieſer Erkenntniß des Weltganzen zu ſtreben, iſt des Menſchen Beruf. Es iſt eine unendliche Aufgabe, die damit beginnt, daß der Menſch in ſeinem eignen Weſen die Spuren der ewigen Liebe aufſuche und entdecke.

Schau im Geiſte ſie an (die Liebe), und ſihe nicht staunenden Auges,
ſie, die auch ſterblichen Gliedern ſich eingeboren erzeiget;
durch ſie denken ſie Liebes, und ſchaffen auch ähnliche Werke,
rufen ſie Freudigkeit und Aphrodite mit Namen.
Doch Niemand erſah ſie in aller Dinge Umkreiſung,
Keiner der Sterblichen.

Darum muß dem Menſchen eine Ewigkeit gegeben ſeyn, um, was er ſterblich nicht vermag, als ein Unſterblicher zu erkennen, — Gott, die Liebe.

Wenn den Körper verlaſſend, zum freien Aether du aufſteigſt,
wirſt du ſeyn ein unſterblicher Gott, nicht ſterblichen Looſes.

Ungeziefer.

63. Eine ſo fröhliche Vegetation, wie das Aufkommen der Philoſophie in Griechenland war, konnte wieder nicht ohne ihr Ungeziefer bleiben, zumal der herr-

lichſte Sommer griechiſchen Lebens eintrat, die Zeit nämlich von den perſiſchen Kriegen bis zu des Sokrates Tod.

Wir denken hiermit die Sophiſten an, Männer, die durch Anmaßung und Unverſchämtheit jenen Namen der Weiſen zu einem Schimpfnamen herunter gebracht haben, für ſolche, die durch Trugſchlüſſe den Verſtand und durch freche Spitzfindigkeit das moraliſche Gefühl verwirren und trüben. Denn ihre Sophiſtik, oder die Kunſt, Eins und daſſelbe als wahr und zugleich als nichtig darzuſtellen, ging bis ins Lächerliche, und verſchwendete ſich am Nichtigſten; ja ſie trieben die Verwegenheit ſo weit, daß ſie das Daſeyn eines höchſten Weſens und den Grund aller Sittlichkeit läugneten. Nach ſophiſtiſcher Behauptung iſt nämlich der Begriff der Gottheit von obherrſchenden Menſchen als ein Schreckbild für die rohe, unterworfene Menge gebildet worden, und nur Thoren und ſchwache Geiſter machen einen Unterſchied zwiſchen gut und bös, oder bringen ſich durch Enthaltſamkeit und Mäßigung um die einzige Glückſeligkeit, die der Menſch nur in rückſichtloſer Befriedigung ſeiner Begierden finden kann.

Wo es den Sophiſten jedoch Vortheil brachte, der Tugend das Wort zu reden, fehlte es ihnen hierzu nicht an den ſchönſten Gedanken und Bildern. Denn darin lag noch ein Kennzeichen der Sophiſten, daß ſie, wider griechiſchen Gebrauch, für ihre Bemühungen im Lehren Bezahlung annahmen. Sie gaben nämlich auch Unterricht in der Naturwiſſenſchaft, der Arithmetik und Geometrie, der Muſik, Moral, Theologie und Beredſam-

keit, dadurch ausgezeichnet, daß ſie den ganzen Umfang der Kenntniſſe ihres Jahrhunderts umfaßten.

Es war, wie bemerkt, die üppigſte Zeit griechiſcher Geiſtesblüthe, die ſich nach allen Richtungen eines vielſeitig geiſtreichen Volkes entfaltete. Freilich gingen dabei aber manche philoſophiſchen Beſtrebungen zu einſeitig hinaus, ohne daß eben Moral und Theologie tief und gründlich bearbeitet wurden. Und wie nun einmal im menſchlichen Leben jede einſeitige Richtung einen Widerſpruch hervor ruft, mußte auch jener Zuſtand griechiſcher Wiſſenſchaft eine angreifende und vernichtende Geiſteskraft erwecken, die dann bei der großen Volksfreiheit in Athen weiteſten Spielraum fand. So entwickelte ſich das Heer der Sophiſten in allen Theilen Griechenlands. Alle Sittlichkeit verwerfend, alle Wahrheit bezweifelnd, führten ſie die höchſten menſchlichen Anliegen auf augenblicklichen Genuß zurück. So erkennen wir hierin wieder die Inſekten-Natur, die einer raupenartigen Gefräßigkeit hingegeben, doch auch dadurch nützlich wird, daß ſie das Allzuüppige benagt, das Faulende verzehrt, den ungedeihlichen Beſtand zerarbeitet und aufreibt, und ſo das Wachsthum des Guten befördert. Ja, wer ſollte es denken, daß eben aus der kriechenden, gefräßigen Raupe ſich der im Licht lebende Schmetterling entwickelt, — das Sinnbild der Unſterblichkeit? — Heil, göttlicher Platon!

Dieſem herrlichen Manne ging aber ſein heiliger Lehrer voraus, der große Raupenvertilger, der Sophiſten-Verlacher Sokrates.

Und ſo bildete die

Attiſche Schule

jene Naturanſchauung der joniſchen und das Selbſterkennen der pythagoräiſchen zur höhern Natur der Sittlichkeit aus.

64. Sokrates wurde 470 vor Chriſtus in Athen geboren, — eines Bildhauers und einer Hebamme Sohn, von deſſen Jugendbildung wenig bekannt geworden iſt. Mit dem Herzſchlag: „Lerne dich ſelbſt kennen!“ wurde ſeine Weisheit lebendig, und richtete ſich auf die menſchlichen Angelegenheiten. Alle die Räthſel der Weltbildung und des Weltzuſammenhangs, die in Naturreligionen gefeiert, in Myſterien erforſcht wurden, wies er, als von der Gottheit verhüllt, von ſich ab. Menſchen ſuchte er auf, und was ihren Anliegen, ihrer Bildung, ihrem Leben und Treiben fremd war, ſchien ihm keiner Sorgen, keiner Beachtung werth. Daher brachte er ſeine Tage auf den Verſammlungsplätzen, in den volkreichen Straßen, und wo die Menge zuſammen kam, hin, um Vorurtheile zu bekämpfen, falſche Begriffe zu widerlegen und über das bürgerliche und ewige Wohl zu belehren. Denn wie alle Männer eines heiligen Geiſtes ſah er ſich für einen Abgeordneten der Gottheit und für unmittelbar unter ihrem Einfluſſe ſtehend an. Zugleich aber zog er einen engern Kreis ausgezeichneter Schüler um ſich, und hinterließ kein Syſtem, ſondern Geiſter, welche Syſteme ſchufen. Wie die Erhabenſten aller Zeiten kannte er keinen Schulzwang, keine Lehrſätze, auf die geſchworen ward, ſondern fachte nur die Glut heiliger Denkfreiheit an.

Einfach, mäßig, uneigennützig, gleichmüthig, gerecht, andächtig und heiter lebte Sokrates eine Unsträflichkeit, die an Heiligkeit grenzte. Mit unwandelbarer Miene ertrug er den Spott, die Beschränktheit und Bosheit seiner Mitbürger, und mit scherzhaftem Lächeln die Wunderlichkeiten seiner Xantippe. Keine Gefahr hielt ihn von der Gerechtigkeit, kein Sinnengenuß lockte ihn von der Tugend ab. Immer nur sah er auf den Beweggrund, niemals auf die Folgen seiner Handlungen und Entbehrungen. Opfer kosteten ihm keinen Kampf. Streben nach Tugend unter nützlicher Thätigkeit hielt er für des Menschen Bestimmung, und das Gute war ihm das Selbständige, mit sich Uebereinstimmende. Für des Lebens Mittelpunkt sah er die Tugend an, deren inneres Wesen die Weisheit, deren äußeres die Schönheit sey. Glückseligkeit aber und Tugend sind Eins und dasselbe, da die Glückseligkeit ja doch nur in jener Vollkommenheit und Harmonie unseres Wesens bestehen kann, durch welche wir an der Seligkeit der Gottheit Antheil nehmen. Auf solche Weise werden wir der Gottheit nicht nur ähnlich, sondern auch wohlgefällig. Gott ist aber die höchste Vernunft; Urheber und Vollstrecker der Gesetze. Er ist allwissend, selbst für des Menschen Gedanken; allmächtig hält er die Welt und der Mensch ist mittelbar und unmittelbar in seiner Hand, — Vorsehung. Von uns aber wird Gehorsam, Dankbarkeit, Vertrauen und Liebe gegen den Ewigen verlangt, und seine Gnade kann nicht durch Opferdienst erkauft, sondern nur durch ein unsträfliches Leben verdient werden.

Aber beten sollte man, und also lehrte Sokrates seine Schüler beten:

„Vater Zeus, gib uns alles Gute, um das wir dich bitten und nicht bitten, und wende alles Böse, auch wenn wir dich darum bitten, von uns ab! Segne alle guten Handlungen und belohne sie mit Glück und Wohlstand!“ —

Sokrates gab vor, daß er von Kindheit auf eine innere Stimme vernehme, die ihm von Vielem abrathe, was er eben zu thun im Begriffe sey. Aber die Warnung betraf immer äußere Dinge, nie aber das Sittliche der Handlungen, wofür Allen die Vernunft gegeben ist. Seine Schüler erzählen in ihren Schriften merkwürdige Fälle solcher dämonischen Leitung.

Gegen die Sophisten übte Sokrates eine köstliche Ironie; indem er mit schlichten Fragen, unter dem Schein großer Unwissenheit, jene eingebildeten Sprecher zu widersprechenden Antworten und zur Beschämung brachte.

Bei den innern Unruhen und dem großen Sittenverderbniß seiner Vaterstadt ist es zu verwundern, daß Sokrates unverfolgt bis in sein siebenzigstes Jahr die Afterweisen verhöhnen, gegen Aberglauben sprechen, und selbst die despotische Herrschaft der Dreißigen der Ungerechtigkeit beschuldigen durfte. Aber Griechenland hatte keine herrschende Priesterschaft, und man schien lange zweifelhaft zu seyn, wem eigentlich die Verfolgung unsträflicher Religionsverbesserer zustehe. Darum holte den edeln Mann erst so spät das bürgerliche Gericht ein, und verurtheilte ihn auf Betrieb nichtswürdiger Anklä-

ger, wegen verderblicher Grundsätze, die er unter der Jugend — und neuer Götter, die er im Vaterland einführen wolle, zum Giftbecher.

Der Eingekerkerte mochte sich durch Bestechung des Gefängnißwärters nicht flüchten lassen; sondern wie er einst in drei Feldzügen, des Winters selbst baarfuß, für das Vaterland tapfer gekämpft hatte, so wollte er jetzt auch duldend dessen Gesetze nicht umgehen, selbst wenn sie ungerecht angewendet wurden.

Seinen versammelten Freunden und Schülern sprach Sokrates von der Unsterblichkeit der Seele. Des Körpers Leben und Bewegung rühre von der Seele her, die, ein unsichtbares, höheres Wesen, so wenig, wie das Göttliche selbst, untergehen könne, sondern durch Trennung vom Körper nur reiner und freier sich aufschwinge.

Unter solchen Gesprächen, in denen der begeisterte Sokrates seinen Freunden wie verklärt erschien, ging sein letzter Tag vorüber. Leise athmend trat der Abend heran. Die Berge setzten vor der scheidenden Sonne ihre goldnen Kronen auf: da forderte Sokrates seinen Giftbecher. Laut schluchzend brach der Schmerz der Freunde aus. Er aber, ruhig und heiter, trank langsam das Gift hinab, tröstete seine Freunde, und wandelte auf und nieder. Seine Füße wurden ihm schwer und er legte sich auf sein Lager hin. Freunde, sagte er endlich lächelnd, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig!*) — hüllte sein Haupt in den Mantel und starb.

*) Mit andern Worten: dem Gott der Genesung ein Opfer. Der Tod wäre also ein Gesundwerden von der Krankheit des Lebens.

Es war 400 Jahre vor — Chriſtus.

65. Der feſte Kern attiſcher Philoſophie des Sokrates ſpaltete ſich in ſeinen Schülern. Hatte der Meiſter Tugend und Glückſeligkeit für eins und daſſelbe erklärt: ſo bildeten nun einige ſeiner Schüler die Tugendlehre, andre die Glückſeligkeitslehre beſonders aus.

Antiſthenes von Athen ſtiftete die kyniſche Schule und lehrte, der Menſch müſſe tugendhaft ſeyn, ohne ſeine Wünſche auf andre Gegenſtände, ſeine Thätigkeit auf andre Zwecke zu verwenden; Tugend beſtehe in gänzlicher Unabhängigkeit von der Natur; neben ihr bedürfe man keiner Glückſeligkeit und außer ihr ſey Ehre, Reichthum, Wiſſenſchaft, ſo wie alles Andre gleichgültig und werthlos; der Volksgötter gebe es gar wohl viele, doch nur eine Gottheit, die, ohne alle Aehnlichkeit mit Menſchen, keines Abbildes fähig ſey.

Diogenes von Sinope, der zu dieſer Schule gehört, iſt durch ſeine wunderliche Einfachheit im Leben bekannt. Den Göttern, ſagt er, iſt es eigen, nichts zu bedürfen: um den Göttern ähnlich zu werden, muß man alſo möglichſt wenig brauchen. Er ſtarb 324 vor Chriſtus.

Dieſe Anſicht vom Unwerth der Dinge blieb nicht ohne Einfluß auf das Leben, und artete bald in jede Unanſtändigkeit aus. Noch heute bezeichnet man mit dem Namen eines Kynikers einen Mann, der ſich unverſchämt und ſchmutzig über alle Sitte und Zier des Lebens hinaus ſetzt.

Die kyrenäiſche Schule dagegen, von Ariſtipp aus Kyrene geſtiftet, ſetzte das höchſte Gut in den ſinnlichen Genuß des Lebens unter Aufſicht des Verſtandes.

Mitten in der Fluth der Genüſſe ſich ſelbſt zu beherrſchen, damit man deſto mehr und länger genieße, dann aber auch in der Ebbe des Vergnügens gefaßt zu bleiben, — iſt die wahre Weisheit. Vergnügen, d. h. naturgemäße Gemüthsbewegung, iſt Zweck an ſich, und Glückſeligkeit iſt der Inbegriff aller angenehmen Zuſtände in Erinnerung und Erwartung. Um die widerwärtigen Folgen des Vergnügens zu berechnen und zu vermeiden, dient uns der Verſtand. Die angenehmen Empfindungen ſeyen das Gute, die unangenehmen das Böſe, lehrt Theodoros, und Tugend ſey blos ihrer Folgen wegen gut, Freundſchaft aber ein Unding und Vaterlandsliebe eine Unklugheit.

So artete dieſes Syſtem in Zweifelſucht und Gewiſſenloſigkeit, ja in Atheismus aus. Das kyniſche Syſtem entſtellte doch nur den Leib, das kyrenäiſche aber zerſtört die Seele des menſchlichen Daſeyns.

66. Ueber ſo verſchiedne Richtungen griechiſcher Philoſophie, die bald nach der Natur, bald nach dem Sittlichen, hier auf Andacht, dort auf Reflexion hinausläuft, gelangen wir zum Gipfel, der gleichſam aus dem Zuſammenſchauen und Durchdringen aller frühern helleniſchen Beſtrebungen auf dem Gebiet der Philoſophie erwachſen iſt. Es iſt Platon. Einſt erzählte Sokrates ſeinen Schülern, wie er im Traum einen jungen Schwan geſehn, der in der Akademie vom Altar des Eros in ſeinen Schooß und von da mit entzückendem Geſang in die Lüfte geflogen ſey. Da trat lernbegierig an ſeines Vaters Hand ein Jüngling vor den Weiſen und Seher, und dieſer rief aus: Seht da den akademiſchen Schwan! Acht Jahre blieb der junge

Platon, unter des Sokrates Leitung, brachte durch seinen Tiefsinn den weisen Lehrer oft in Verwirrung, riß ihn aber auch zu bewundernder Liebe hin.

Es liegt außer der Absicht dieses Buches, das innerlich und äußerlich reiche Leben Platons, den sie den Göttlichen nennen, zu beschreiben; liegt über dem Vermögen des Verfassers, ein überschaulich-lebendiges Rundgemälde der ganzen platonischen Lehre aufzustellen. Hier genügt es, die sittlich-religiöse Ansicht Platons anzudeuten, der in gewissem Sinne den nahen Höhenpunkt bezeichnet, von dem wir, tief gerührt — Nazareth vor uns liegen sehen.

Geboren wurde Platon 438 vor Christus und schied an seinem 82ten Geburtstag bei unverlorner Munterkeit und Kraft des Geistes mitten unter den Freuden eines Hochzeitmahles entschlummernd hinüber. Wie so viele ausgezeichnete Männer der Vorwelt soll auch er von einer Jungfrau geboren worden seyn; indem seine Mutter Periktione durch eine Erscheinung Apollo's empfangen habe. Periktione hieß seine Muter wirklich, aber sein Vater wird sonst Ariston genannt.

„Platon verhält sich zur Welt, sagt Goethe, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt, und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaftig zu werden.

Alles was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, deſſen Foderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt.“ —

67. Platons Sittenlehre war, wie ſeines Lehrers Sokrates Bemühungen, wider die Sophiſten gerichtet. Inſofern war ſie praktiſch, und griff, wie es einer rechten Sittenlehre zukömmt, in die Verdorbenheit der Zeit heilend ein. Aber die Sophiſten waren Gelehrte, die darum nicht ſowohl in einzelnen Grundſätzen und Vorſchriften angegriffen, als durch Feſtſtellung höchſter Grundſätze der Moral widerlegt werden mußten. Platon iſt mithin nicht als ein Volks-Reformator anzuſehen, ſondern zog den Kreis ſeiner Sittenlehre um die eigentlich gelehrte Welt, die, Denkens geübt, das Einzelne von Regel und Vorſchrift aus den Grundſätzen ableiten konnte. Ueberdies liegen ſeine Lehren nicht in einem beſondern Buche beiſammen, ſondern müſſen erſt aus ſeinen einzelnen Schriften zu einem Ganzen zuſammen gebracht werden. Und hier auch iſt Platon der Mann nicht, der trocken zugemeſſen und wörtlich genau ſeine Vorſchriften mittheilte; vielmehr muß man ihn im Bilde, im Gleichniß oder in einer Fabel verſtehen können. Oft geht der ganze Inhalt im Bild auf. Doch ſein poetiſches Zeitalter mißverſtand ihn nicht.

Platons höchſter Grundſatz, der alle Vorſchriften des Lebens im Kern enthält, und zugleich die höchſte Beſtimmung menſchlichen Daſeyns ausdrückt, geht auf die Forderung hinaus, — Gott ähnlich zu werden nach Kräften. Gott aber iſt nach Platon der höchſte, beſte Schöpfer der Dinge wie der Menſchen, das hei-

ligſte, weiſeſte, über Alles erhabene Weſen. In ihm lie-gen die Ideen aller Dinge, d. h. die Vorbilder, nach denen Alles geworden iſt. Er ſelbſt iſt das Vor-bild der erſchaffnen Welt. Die höchſte der Ideen iſt die des Schönguten, oder die Erſcheinung des Guten in der Geſtalt des Schönen. Und Gott iſt eben das Gute, — Göttliches und Gutes an ſich iſt gleichbe-deutend.

Der Menſch iſt der höchſten Ideen theilhaftig; denn ſeine Seele lebte in jenem Reich des Göttlichen, ehe ſie durch einen Fall in die Umhüllung des menſchlichen Kör-pers geboren ward. Hier wie eingekerkert, erblickt ſie nur die am Gitter vorüberziehenden Schatten der gött-lichen Dinge, welche ſelbſt ſie nicht mehr ſchauen kann. Nur dunkel und gleichſam ſchlummernd liegen jene Ideen in der Vernunft der menſchlichen Seele; denn dieſe hat neben der Vernunft auch noch ein an ſich ebenfalls nicht unedles und von der Vernunft lenkbares Gemüth, aber auch eine mißgeſtaltete, wilde, ungehorſame Begier-lichkeit.

Um nun Gott ähnlich zu werden, muß man jene ſchlummernden Ideen des Göttlichen immer mehr er-wecken und zur Beſinnung bringen. Daher muß der Menſch, immer mehr ſich von den wechſelnden Erſchei-nungen abwendend, das Ewige zu ergreifen ſuchen, muß unbekümmert um den Sturm der äußern Dinge ein be-ſchauliches Leben führen und ſtets wie zum Sterben ge-rüſtet ſeyn. Dazu wird vor Allem ein Verlangen nach jenem klar erkannten Göttlichen erfordert. Die Vernunft, die allein der eigentlich göttliche Antheil und darum des

Göttlichen theilhaftig iſt, muß, von Gelüſten unbeſchränkt, die Oberherrſchaft in der menſchlichen Seele übernehmen. Nicht dergeſtalt jedoch, daß Gefühl und ſinnliche Natur, was auch nicht möglich zu machen ſey, ganz unterdrückt werden, ſondern daß nur die Vernunft, von denſelben ungehindert, obherrſche. Daher die beſchränkende Beſtimmung, — Gott ähnlich zu ſeyn nach Kräften. Dieſe Unterordnung der Sinnlichkeit und Oberherrſchaft der Vernunft bildet die hohe Tugend der Gerechtigkeit.

Obgleich aber Alle zur Tugend berufen und fähig ſind, ſo werden doch nach Maaß und Miſchung jener drei Seelenbeſtandtheile Einige zum Göttlichen hingezogen, während Andre mit Mühe ſich empor kämpfen, und Viele ganz unterliegen und ſinken. Hingeriſſen wie vom Taumel des Wiederſehens wird der Weiſe von den Ideen, weil es die Vorbilder ſind, die ſeine Seele einſt in jenem ſeligen Zuſtand vor ihrer Einkörperung geſchaut hat. Dieſe Ideen muß man aber ſchon um ihrer ſelbſt willen kennen lernen und nicht blos um unſerer Gottähnlichkeit halben.

Die Gerechtigkeit iſt, wie ſchon bemerkt, die Grundtugend, und Platon ſetzt ſie in die rechte Harmonie der Seelenvermögen, ſo daß die Vernunft herrſche, die Gemüths- oder Willenkraft ihr diene, und die Begierlichkeit unbedingt gehorche. In dieſer Gerechtigkeit, in dieſer Harmonie des edeln Menſchen, liegen mithin die einzelnen Tugenden der Vernünftigkeit, der Stärke und Mäßigkeit, die eine Aufgabe für Jedermann ſind, und zu denen noch bei vorzüglichen Menſchen die Tugend der Weisheit kömmt, wenn ſich

nämlich mit jenen Tugenden noch Einsicht in die Ideen verbindet.

68. Die Glückseligkeit findet Platon einzig in der Tugend. Letztere sey nämlich die wahre Gesundheit der Seele, in der allein man sich wohl fühlen könne. Alle sonstigen Vergnügungen seyen getrübt, leer, mit Schmerz vermischt. Nur der Gerechte habe die wahre Freiheit, wo nämlich kein niedrer Theil zwingherrsche, sondern das Seinige thue. Dabei darf indeß der Weise immerhin auch das äußere Glück suchen, — Ehre, Ruhm, Reichthum, Vergnügen, jedes auf rechte Weise und so weit es die innern Vorzüge unterstützt oder die Wirksamkeit der Tugend fördert. Nur darf kein Verlust solcher Güter den Weisen aus seiner Haltung bringen, da es ja blos Dinge gilt, die in sich selbst keinen Werth haben.

Die befremdliche Erscheinung, daß die Guten hienieden nicht immer die Glücklichen sind, vielmehr die Bösen oft manche Vortheile haben, sucht Platon durch ein Gleichniß zu erklären, indem er das Leben mit einem Wettrennen vergleicht, in welchem die Schlechten oft eine Strecke Wegs voraus haben, dennoch aber die Ehrenkrone nicht erreichen, sondern vor dem Ziel, ausgelacht und beschämt, zurück bleiben und austreten. Unser Erdenleben wäre demnach nur eine kleine Strecke der großen Rennbahn der Geister und wir müssen uns getrösten, daß jenseits die Bösen von den Guten überholt werden. Den Letzteren kömmt überdies noch das erhebende Vertrauen zu statten, daß doch nur sie der Gottheit wohlgefallen und die Uebel nur um des Guten willen da sind und einst sich ausgleichen; denn — die

Seele iſt unſterblich. Bei allem dem will Platon aber die Tugend durchaus nicht als das Mittel zur Seligkeit angeſehen, ſondern um ihrer ſelbſt willen ausgeübt wiſſen.

Die Sünde wurzelt nach Platon in dem Mangel an Erkenntniß, nicht in dem Willen des Menſchen. Denn wer das Schöngute wirklich erkenne, müſſe es lieben, meint er. Armſelig und wahnſinnig ſey, wer die Tugend nicht erkenne, und für einen ſolchen ſey außer dieſem traurigen Zuſtand weiter keine Verdammniß nöthig.

Wort und Glaube.

69. Sind das Lüfte von Nazareth, die uns umwehen? Woher umleuchten uns dieſe Strahlen? Wir ſind doch keinem Berge Tabor nah, der ſich verklärt hätte. Iſt es eine Stimme vom Jordan, die da ruft: Bereitet die Wege?

Es iſt ein ſchönes Vorwort der großen Weltlehre, das jetzt 400 Jahre früher in den Gärten der Akademie zu Athen flüſtert, wie das heimliche Schilf des Stromes von dem noch nicht vernommenen Donner liſpelt. Schon iſt das Wort geboren, das nach Jahrhunderten Fleiſch werden ſoll, — Platon's Logos.

Wiederholt iſt uns ſchon in in den religiöſen Meinungen der Vorwelt die Idee vom Wort begegnet, — Oum in Indien, Hom in Perſien, ja ſelbſt ſchon in einer Perſon Fleiſch geworden im ägyptiſchen Hermes. Selbſt das moſaiſche: Es werde! ſcheint nicht ganz von orientaliſcher Vorſtellungsart frei, wenn wir es immer

auch mehr für den bildlichen Ausdruck der Gottesmacht erklären.

Und Platon, scheint es, konnte sich ebenfalls wie die frühern Völker, keinen unmittelbaren Bezug des höchsten, einigen, seligen Gottwesens zur Ideen- und Körperwelt denken. Wie sollte sich diese Fülle und Verschiedenheit der Ideen in ihrer Aufeinanderfolge, wie sich gar die grobe Welt der Massen aus dem reineinfachen, körperlosen Urgrund entwickelt haben? Wie konnte das höchste, geistige Gottwesen selber mit Künstlerhand das erhabne Weltgebäude aus dem Chaos von Baumaterial aufführen?

Der im Element der Kunst heimische Grieche dachte sich die Gottheit nicht, wie der Israelit, als Schöpfer, sonder als Bildner der Welt, der erst, wie ein großer Künstler, die Idee seines Werkes faßt und den Plan entwirft, dann aber wohl auch die Ausführung des Einzelnen einem untergeordneten Baumeister überträgt. So stellte denn auch Platon, aus eigner Forschung oder von orientalischer Lehre angeregt, zwischen Gott und die Welt vermittelnd seinen Logos und seine Weltseele. Unter Logos oder Wort verstand er aber die höchste Vernunft Gottes zur Hervorbringung der Ideen oder Grundbilder (persisch Feruers) der Dinge. Persönlich gedacht war der Logos der Erstgeborne der Gottheit, der weltbildende, welterhaltende Gott, mithin das göttliche Wesen nicht an und für sich, sondern in Bezug auf eine Schöpfung vorgestellt. Dem Weltall aber eingeschaffen war eine Weltseele, die das All belebe, wie die Seele den Leib, so daß die Welt als ein geschaffner Gott angesehen werden konnte. Diese drei, die Gottheit nun-

lich, der Logos und die Weltſeele, laſſen ſich die platoniſche Dreifaltigkeit nennen.

Wir ſchließen mit der Anſicht, die Platon vom Glauben hatte. Unſern gewöhnlichen Begriffen ganz entgegen, war Platon nicht der Meinung, daß wir nur von den ſinnlichen oder mit dem Verſtande zu faſſenden Dingen etwas wiſſen, das Ueberſinnliche aber nur auf fremdes Anſehn oder eignes dunkles Gefühl als wahr annehmen könnten, ſondern er behauptete, daß eben das Zeitliche und Sinnliche eigentlich geglaubt, das Ewige, Göttliche, das Eine aber mit der größten Zuverläßigkeit gewußt werde.

Umkehr.

70. Im Stillen nehmen wir eine auffallende Veränderung wahr an unſerer Mitpilgerin Maja. Einem großen Erwartniß ſcheint ſie entgegen zu lächeln, und ihrem Vorausblick dürfen wir vertrauen. Seit nämlich Maja, die Gottesliebe, vor aller Schöpfung ein Scheinbild des künftigen Weltalls der Gottheit vorgezaubert hat, iſt auch der Erdenpilgerin Liebe ein Vorgefühl des Künftigen geblieben und eigen. So lächelt ſie jetzt bei Platon's Lehre mit verklärtem Auge, als ſchauete ſie im tiefgeheimnißvollen Schooße des Lebens eine Frucht ſich entwickeln, die künftig zum Heil der Welt geboren werden ſollte. Und wahrlich! wenn nun Platon's Sittenlehre aus der engen Umhüllung der Schule an die ſündige, ſinkende, Welt hinaus gegeben und von ganzen Völkern mit gläubiger Andacht als göttliche Offenbarung wäre angenommen worden: welcher Erlöſung hätte ſich

nicht die so kläglich bestrickte Menschheit zu erfreuen gehabt? Und als vernähme bereits die Liebe jenen Erlösungsruf der Sinnesänderung, ist sie die Erste, die — in sich geht.

Es ist nämlich angedeutet worden, wie sich die natürliche Liebe aus der Geschlechtsliebe zur Liebe der Kinder, der Geschwister, der Familie, des Stammes, des Volkes mehr und mehr erweitert hat. Diese Liebe, weil sie eben sinnlich ist, erkrankt zu einer ungerechten Gier im welterobernden Römervolk, und spielt noch fort, wenn sich die Liebe auf einer andern Seite bereits in das Innere, Geistige wendet. Auf diesen Uebergang deutet die Vaterlandsliebe, die sich vielleicht am reinsten bei den Griechen entwickelt hat. Die Vaterlandsliebe knüpft sich eigentlich nicht an die Fäden des Blutes eines etwa unvermischten Volksstammes, sondern an die Verwandtschaft von Sitte, Sprache, Verfassung, kurz an den geistigen Bestand des Vaterlandes, — an die Seele des Volkes an.

In der schönsten Zeit Griechenlandes, wo die feurigen Blumenblätter der kleinen Republiken frisch glänzten, hatte sich der herrliche Duft der Vaterlandsliebe und das edle Samenkorn der Menschenliebe, die Freundschaft, ausgebildet. Bis zur Menschenliebe selbst sind die Gefühle und Gesinnungen der vorchristlichen Welt nicht gekommen. Denn sogar die Griechen, bei denen sich die Vaterlandsliebe am edelsten zeigte, schlossen alle andern Völker mit der Bezeichnung der Barbaren von sich aus.

Auf den äußerlich engen Wechselzug zweier Freunde

zieht ſich die ungemeſſen ausgedehnte natürliche Liebe in ihrer Umkehr zum Geiſtigen zuſammen, um zur Unermeßlichkeit der Menſchenliebe durchzubrechen. So ſchließt auch der ganze weitſchattende Baum ſeine innerſte Kraft in dem Samenkorn ein. Freundſchaft ſucht nämlich eine Ergänzung nicht des Geſchlechtes, ſondern der Seele. Freilich aber noch der individuellen Seele, die ſich eben durch Temperament, durch Sitte, Lebensart, Beſchäftigung, Beruf und was alles beengt und getheilt fühlt. Immer aber iſt die Freundſchaft das Bild der Ergänzung des innern Menſchlichen durch den Menſchen, und führt nothwendig die Bedeutung mit ſich, daß alle Menſchen, bei jedweder Verſchiedenheit des Aeußern, doch den Character der Menſchheit in ſich tragen und zu einer Einheit ſich ergänzen.

Rom in ſeiner Weltgier eroberte gleichſam den Grund und Boden für die Menſchenliebe und bethätigt auch hierin eine Vorläuferſchaft des nahen zweiten Weltjahres, auf die wir ſpäter zurückkommen müſſen.

Indem nun der Samen der Freundſchaft milden Boden und günſtige Sonne findet, ſchwillt er zu geiſtigen Verbrüderungen an, und der Gang der natürlichen Liebe von zwei ſich ergänzenden Weſen zur Geſchwiſterſchaft, Familie u. ſ. w. wiederholt ſich nun auf geiſtige Weiſe, indem die Verbrüderungen bald in Sekten übergehen und ſich innerlich immer mehr erweitern.

Eſſäer.

71. Solch' eine bedeutende Verbrüderung, die ſich ſchon zu einer Sekte, zu einem Orden, erweitert hatte,

stellt sich uns unter den Juden dar in den Essäern, wie sie in Palästina, oder den Therapeuten, wie sie in Aegypten heißen. Beide Namen deuten auf Heilkundige; denn sie waren nicht blos Seelenärzte, sondern gaben sich auch wirklich mit körperlichen Heilungen ab. Daneben trieben sie Feldbau und lebten in Gemeinschaft der Güter, die von den frömmsten Männern verwaltet, unter Reiche und Arme gleich vertheilt wurden. Zum Tempel schickten sie ihre Opfer, kamen aber nicht selber dahin, indem sie nach eigner frommer Ordnung lebten.

Vor Aufgang der Sonne redeten sie von nichts Niederem, sondern weihten Gott ihre Gelübde. Dann ward ein Jeder von dem Vorsteher zur Arbeit entlassen, der er sich gewidmet hatte. Zur fünften Stunde kamen sie dann wieder zurück, mit linnenen Schürzen umgürtet. Nach kalter Waschung des Körpers und stiller Versammlung, zu der kein Fremder gelassen ward, begaben sie sich in den Speisesaal. Zum Anfang und Schluß der Mahlzeit ward gebetet. Nachdem sie hierauf die gleichsam geweihten Kleider wieder abgelegt, arbeiteten sie abermal bis zur Nacht, wo sie sich auf gleiche Weise wieder zur Abendmahlzeit versammelten.

Ihr Lebenswandel war musterhaft. Enthaltsam und der Begierden Herr zu seyn, galt ihnen für hohe Tugend. Ohne der Ehe gerade zuwider zu reden, lebten sie selbst doch ehelos, um sich desto weniger in ruhiger Gottseligkeit gestört zu sehen. Ihre Gesellschaft pflanzten sie daher durch aufgenommene fremde Knaben fort, die sie unterrichteten und ihrer Lebensart zubilde-

ten. Reichthum und Weichlichkeit verschmähend, setzten sie doch etwas darein, stets in einem weißen Gewande zu gehen. Das Zusammenleben in Städten vermieden sie, als allerlei Lastern günstig, unnatürliche Verhältnisse herbeiführend, der Gesundheit schädlich und der Freiheit und Gleichheit gefährlich. Unter ihnen selbst herrschte Keiner, sondern freiwillig diente Jeder dem Andern, obgleich es Lehrer und Vorsteher unter ihnen gab, die den Namen Engel führten, indem dies Wort doch eigentlich einen Boten bedeutet. Darauf bezieht es sich, wenn die Neuaufgenommenen versprechen mußten, die heiligen Bücher der Gesellschaft und die Namen der Engel derselben geheim zu halten. Weiter mußte ein solcher, nach mehrjähriger Probezeit Aufgenommener geloben, Gott zu dienen und Gerechtigkeit zu üben, Jedermann Treue und Glauben zu halten, der Obrigkeit zu gehorchen, die von Gott gesetzt sey, Lüge, Diebstahl und ungerechten Gewinn zu meiden und den Frommen in Allem förderlich zu seyn.

Indem nun alle in wunderbarer Gelassenheit und Menschenliebe ein besonnenes, tugendhaftes Leben führten, und, den Eidschwur verwerfend, mit ja, ja, und nein, nein hohe Redlichkeit übten, gingen sie von der dreifachen Regel aus: Liebe Gott, liebe die Tugend und die Menschen. Den siebenten Tag feierten sie besonders mit Lesung und Erklärung ihrer heiligen Bücher und ihrer Lehren, die gewöhnlich in Bildern und Gleichnissen ausgedrückt waren. Eben so gern suchten sie aber auch die Bücher Mosis und der Propheten allegorisch zu erklären.

In dem farbloſen, harten Blumenkelche des Eſſäerlebens, lag aber der köſtlichſte Duft der höchſten religiöſen Ueberzeugungen, nämlich von der Vorſehung Gottes, von der Freiheit des Willens und von der Unſterblichkeit, die aber nur durch ein frommes und tugendhaftes Leben gewonnen werde.

Mit dem Namen der Therapeuten bezeichnet man auch noch eine höhere Klaſſe der Eſſäer, jene nämlich, die mehr ein beſchauliches, als handthätiges Leben führten und gewiſſermaßen den Geiſt jener Körperſchaft ausmachten. Philo, jener gelehrte, geiſtreiche und tugendſame jüdiſche Philoſoph, der kurz nach Chriſti Tod ſchrieb, theilt unter andern in ſeiner Abhandlung über beſchauliches Leben noch Folgendes von jenen Therapeuten mit.

Die ſich dieſem Inſtitut widmen, thun es ganz freiwillig. Voll Verlangens nach dem unſterblichen, ſeligen Leben betrachten ſie ſich als dieſem vergänglichen ſchon entriſſen; ſie geben ihr Vermögen ihren Kindern oder nächſten Verwandten, und wenn dieſe fehlen, ihren Genoſſen und Freunden. Um dem Aufruhr und der Unannehmlichkeit des ſtädtiſchen Lebens zu entgehen, wohnen ſie in Gärten und einſamen Landhäuſern, die nicht ſehr von einander entfernt ſind, um ſich gegenſeitig beiſtehen zu können. Jeder hat ein heiliges Häuschen, die ſie Semneen oder Monaſterien nennen, in denen ſie ſich einſam den Myſterien eines heiligen Lebens widmen. Sie nehmen dahin weder Speiſe noch Getränk mit, ſondern ſtudiren ihre heiligen Schriften, ihre von den Vorfahren überlieferte Philoſophie, deren Alle-

gorien sie erforschen, weil sie glauben, daß unter den offnen Worten Geheimnisse der Natur verborgen liegen, die sich enträthseln ließen. — Am siebenten Tage kommen sie an einem gemeinschaftlichen Ort zusammen, setzen sich in anständiger Kleidung nach dem Alter in Ordnung, die Hände unter dem Mantel, so daß die rechte Hand zwischen der Brust und dem Kinn und die linke an der Seite herab liegt. Nun tritt der Aelteste, und mit den Dogmen der Sekte Vertrauteste aus ihrer Mitte auf, und hält mit ernstem Anstand und gemäßigter Stimme einen ganz ungekünstelten Vortrag, der nicht blos im Ohr bleibt, sondern auch in das Herz dringt. Die Mäßigkeit ist bei ihnen die Grundlage aller übrigen Tugenden. Sie essen, um eben nicht zu hungern, und trinken, um nicht zu dürsten. Fleisch und Wein kommt nicht über ihre Zunge, selbst nicht bei den festlichen Mahlzeiten, die sie alle sieben Wochen zu halten pflegen. Auch lassen sie sich dabei von keinen Sklaven bedienen, weil sie der Meinung sind, daß die Knechtschaft der Natur widerstreite, nach welcher alle Menschen frei geboren werden. Die Unterhaltung nach Tisch ist dieselbe, wie bei ihren gewöhnlichen Zusammenkünften. Es werden Vorträge gehalten, etwas aus ihren heiligen Schriften vorgelesen, Aufgaben gegeben und gelöst, die vortrefflichen Aussprüche an's Herz gelegt, und selbst componirte, oder aus alten Dichtern genommene Hymnen gesungen. Den Vorsänger begleiten die Uebrigen mit leisen Stimmen, und erst am Ende des Gesanges bei dem Schlußverse fällt die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein. Wenn die Gesänge vollendet sind,

wird auf den Tiſch ritualmäßig die heilige Speiſe, geſäuertes Brod mit Salz und Iſop, beigeſetzt. — —

— — — — — — —

Chriſtnacht.

72. In den engen Thälern, auf den ſteilen Bergen Judäa's ruht eine friedliche Nacht. Die Pilger ſchlummern in Bethlehem, die Hirten ruhen auf den kahlen Höhen bei ihren Heerden, zerſtreute Lichter flackern aus den einſamen Gärten der Therapeuten.

Siehe da erſcheint den Hirten unerwartet ein Engel, und wie von der Klarheit des Herrn leuchtet ſein weißes Gewand. Fürchtet euch nicht, ruft der Engel den bebenden Hirten zu, denn ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird.

Und wie dem Vorſänger die fromme Verſammlung, ſo fällt jetzt dem verkündigenden Engel die Schaar leuchtender, himmliſcher Boten ſingend ein:

Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind!

Buch der Lösung.

Der Menſch.

1. Die Waſſer rauſchen vom Gebirg herab und eilen hinaus in alle Lande, ſuchend, ob ſie den Herrn der Erde fänden; die Flamme des Feuers, ſobald ſie erwacht, ſchaut den Boden nicht mehr an, ſondern richtet ſich empor, ob ſie den Abkömmling des Himmels erblicken möchte; die Erde hat hier und dort die hohen Warten der Gebirge aufgeſtellt, ſie ragen weit empor und ſchauen ſehnend hinauf und umher, ob der Erlöſer der Welt noch nicht komme.

In ſolcher Bewegung und Geſchäftigkeit erſcheint die Natur vor der Ankunft des Menſchen. Die Pflanzen haben ihre Blüthenaugen aufgeſchlagen, und ſehen ſich mit feuchten Blicken nach ihm um, weil ſie ihm in jungfräulicher Scheu nicht entgegen kommen können. Die Thiere aber zeigen ſich in Haſt und Unruhe, ſie kriechen und fliegen, ſchwimmen und klimmen umher, ungewiß, auf welcher Stelle zuerſt ſie den Sohn des Himmels begrüßen werden.

Denn durch den Menſchen erhält erſt die ganze Schöpfung ihre Bedeutung. Die Natur entfaltet ſich nämlich nach allen Seiten, breitet ſich nach allen Richtungen aus. Die erſte Verſchloſſenheit der Erde durch-

brechen die Pflanzen, aber sie bleiben noch in der einen großen Verhüllung, daß sie vom Boden festgehalten werden; auf ähnliche Weise leben die niedern Thiere in großen Massen höchst einfach in ihrem Bau und einzeln kaum von einander unterscheidbar. Nun werden aber die Gattungen vielfältiger und eigenthümlicher, die Körperbildung wird kunstreicher, und gleich haben auch die einzelnen Thiere mehr Kenntlichkeit und Verschiedenheit unter einander. So bringt es die Natur endlich in der That zu einem individuellen Wesen, dem Menschen, und was in einer äußerlichen Zerstreuung sich zu verlieren schien, ward innerlich in der Persönlichkeit des Menschen auf das Schönste gesammelt. Alle auseinander gehenden Strahlen des Naturlebens finden nun in der Erkenntniß ihren Brennpunkt. Der Menschengeist ist das Auge der Schöpfung, durch welches sie ihr Daseyn wahrnimmt, ist das Bewußtseyn, durch das die Natur sich selbst begreift. Erst im Strahl des Ewigen findet alles Wandelbare der Natur seinen Werth und seine Geltung. Dieser Strahl ist der Menschengeist, der die Herrlichkeit Gottes versteht, die sich in der Natur offenbart.

2. Zuerst müssen wir die Stelle suchen, wo der Mensch sich an die Natur anschließt, oder vielmehr aus ihr hervor geht.

Erst spät, als die Natur schon nach allen Richtungen sich ergangen hatte, ein Wesen suchend, das ihren Reichthum fassen und begreifen sollte, erfand sie die Hand, als äußeres Sinnbild dessen, was wir im Geistigen begreifen und fassen zu nennen pflegen. Dies

glückliche Organ gefiel ihr auch gleich ſo ſehr, daß ſie Thiere mit vier Händen ſchuf, wie bei den vorhergegangnen Thieren vier Füße in der Ordnung geweſen waren; ſie brachte die vierhändigen Affen hervor. Es zeigt ſich aber überall in der Natur, daß nur durch Gegenſätze größre Entwicklung gewonnen wird, indem Gleichmäßigkeit der Anlagen zur Ruhe führt, Widerſpruch aber in den Thätigkeiten Leben und Bewegung hervorruft. So ſetzt ja ſchon eine Diſſonanz in der Muſik das Ohr unwillkührlich in Unruhe, nach dem Akkord zu ſuchen, der es befriedige. Der Menſch erhielt alſo zwei Füße zu zwei Händen: und der Herr der Erde erhob ſich und ſchritt aufrecht einher. Der aufrechte Gang iſt der Ehrenvorzug am Menſchenthier. Lange lagen Zepter und Krone der Herrſchaft über die Erde unergriffen da. Der Affe, der den aufrechten Gang nur verſuchen, aber nicht durchführen kann, ſpielte mit jenen Inſignien; aber erſt der Menſch hielt beſtändig das Haupt aufrecht, die Krone zu tragen, und hatte die Hände frei, das Zepter zu führen.

Am Menſchen ſind alle körperlichen Gegenſätze, durch welche das thieriſche Leben erweckt wird, auf's Vollkommenſte entwickelt: das Haupt als Oberſtes über die niedern Glieder, ferner Bruſt und Rücken, und dann rechts und links der beiden Seiten. Gegen die Affen rücken die menſchlichen Augen mehr auseinander und die Ohren mehr in die Mitte des Kopfes herab. Es tritt das Geſicht, das auch beim Affen noch als Schnauze hervor ragt, unter die Stirne zurück, und alles ordnet ſich an Haupt und Geſtalt des Menſchen einfach und in ſinnvollem Maaß und Zahlenverhältniß an.

Im Besondern müssen wir des großen Gegensatzes im Nervensystem gedenken, — zwischen dem Gehirn nämlich und den Nervenknoten des Unterleibs. In den niedersten Thieren finden sich statt Gehirns nur Nervenknoten oder Ganglien. Ein ähnliches System von Ganglien, deren Mittelpunkt das sogenannte Sonnengeflecht in der Gegend der Herzgrube ist, dienet im menschlichen Körper der Ernährung und Erhaltung und knüpft mit seinen verschiedenen Knotenfäden die Eingeweide, Lungen und Herz zu einem großen, untergeordneten Ganzen zusammen. Uebergeordnet ist diesem das Gehirn als höherer Gegensatz für die geistige Thätigkeit der Seele. Beide Systeme können selbst im gesunden Menschen einander stören; indem hohe Geistesthätigkeit das körperliche Gedeihen, und eine beschwerte Verdauung die Kopfthätigkeit zu hemmen pflegt. Vorherrschend am Tag ist das Gehirnsystem, im Schlaf das Gangliensystem.

Wenn nun auch der Herrscher der Natur nicht unter jedem Klima eine prachtvolle und zum Regieren gelegene Residenz errichten kann: so ist er doch nicht wie das Thier an ein Klima gebunden, sondern vermag als ein rechtschaffener Regent unter allen Unterthanen, in allen, selbst den ungünstigsten Klimaten, zu erscheinen, wenn es auch nur incognito, z. B. als Feuerländer in der Art geschieht, daß er den dürftigen, unbesteuerbaren Unterthanen der Pflanzen- und Thierwelt selbst bis zur halben Thierheit herablassend entgegen kömmt.

3. Es ist ein Mißverstand, den Menschen zu beklagen, daß er nackt und wehrlos geboren werde. Freilich

kömmt er ſchilder- und ſchuppenlos, ohne Pelz und Gefieder zur Welt: aber ſeine Nacktheit iſt eben das reine Pergament-Diplom, iſt der Freiheitsbrief ſeiner Emancipation aus der Dienſtbarkeit der Erde; gegen die harten und rauhen Bedeckungen, welche die Thiere als Sklaven-Anzüge und Dienſtkleider der Herrin Natur tragen. Nägel und Haare hat der Menſch nur noch als Schmuck der Mutter mitgebracht, und führt ſolche, wie der auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz gelangte Wagnerſohn das Rad in ſeinem Wappen, mit dem Wahlſpruch: „Willigis, o Willigis, deiner Herkunft nicht vergiß!“

Waffen aber, wie die Thiere mit Hörnern, Hufen oder Giftzähnen gerüſtet ſind, würden den Herrſcher erniedrigen, dem jene nicht ebenbürtig, der in unſtatthaftem Zweikampf keine gleichen Waffen mit ſeinen Unterthanen wechſeln, ſondern nur die Herrſchergewalt ſeines Geiſtes gebrauchen kann.

„Würde ihm aber nicht wenigſtens ein ausgezeichneter Inſtinkt Schutz im feindſeligen Leben gewähren?“ Gewiß, aber immer nur einen thieriſchen Schutz, der ſeine Vernunft bevormundſchaften würde. Vielmehr iſt es von der größten Bedeutung, daß dem Menſchen ſo vorherrſchende Inſtinkte abgehen. An der Menſchenfrucht nämlich, die unter'm Herzen der Mutter ſich entwickelt, zeigt ſich in früheſten Tagen nach der Empfängniß eine innigſte Verbindung und Wechſelbeziehung mit der Mutter, die beide gewiſſermaßen nur ein Leben ausmachen. Dieſe Abhängigkeit des Fötus von der Mutter hört indeß nach und nach in dem Maaß auf, als die Frucht

ein selbständiges Wesen wird, bis endlich das zur Welt geborne, von der verknüpfenden Schnur gelöste Kind nur eine kurze Zeit noch an den süßen Beeren der Mutterbrust saugt und den ersten Abschied im Leben trinkt.

Auf ähnliche Weise sind die unvollkommensten Thiere im innigsten Verband mit dem allgemeinen Mutterleben der Natur. Dies Verhältniß drückt sich im Instinkt aus, der eben das Wirken und die Mutterſorge der Natur im Einzelwesen ist. Je ausgebildeter die Thiere werden, desto selbständiger zeigen sie sich, und Willkühr drängt den Instinkt zurück. Und so erscheint denn mit seinen verschiedenen Entwicklungsstufen das Thierreich als ein wachsender Fötus im Mutterschooß der Natur. Der Mensch aber ist das reife Kind, das eben in der wehenvollen Stunde dieses Lebens in die Ewigkeit hinüber geboren wird. Ist die Weltgeschichte etwas anders, als der Schrei der neugebornen Menschheit, die noch nicht die ungewohnte Luft des Ueberirdischen athmen kann? Alle Sitte und Sittlichkeit wollen nur die Nabelschnur des geistigen Menschen von der Mutter Natur lösen; und die Religion mit den steten Kämpfen, die durch die Weltgeschichte ziehen, bedeutet sie nicht das mit Krämpfen verbundene Zahnen der Menschenkinder für das ewige Leben?

Das heiligste Siegel über das Herrscherrecht des Menschen auf Erden ist die Sprache, zu der auch dem vollkommensten Affen die Anlage fehlt. Diese höchste Macht und Oberherrlichkeit, dies von Gottes Gnaden des Erdbeherrschers wird ihm als die himmlische Salbung auf der Schwelle des Tempels der Ewigkeit

gegeben. Die Sprache ist der Lehnbrief der Gottheit über das dem Vice-König Mensch verliehene Schaffen. Die Gottheit drückte nämlich ihre Gedanken in Weltkörpern und in den Perioden der Weltentwicklung aus; der Mensch aber schafft in Sätzen und Perioden der Sprache, in denen er die Erkenntniß befestigt und hervorbringt. Der Mensch ist eigentlich der erklärende Philolog für die Originalwerke der Gottheit. Daher die große Bedeutung des Wortes, Logos, in den religiösen und wissenschaftlichen Ansichten der Vorwelt und des Alterthums. Die Welt ist das Wort Gottes, Alles ist durch das Wort gekommen. Kann der Mensch ja doch nicht anders, als menschlich von der Gottheit reden, und nennt daher, wie er selbst nur in der Sprache zu schaffen vermag, auch das Schaffen der Gottheit — ein Wort. So erkennt er zugleich dankbar sein höchstes Vorrecht an; indem er alle Erscheinungen Gottes in das Wort legt, das freilich ihm die Schmuckkiste seiner Erdenmacht, und die Monstranz des Göttlichen ist.

Tönet also, ihr Sprachen der Völker, ihr Abendglocken des schweiß- und schwielenvollen Werkeltages der Natur, und läutet mit Wehmuthklang den Festtag der Ewigkeit herein, den heiligen Gottestag des übersinnlichen Lebens.

Menschwerdung.

4. Des Menschen Seele bricht zwar und entwickelt sich von Innen heraus, wird aber nur, wie ein Schlafender, vom Geräusch des Lebens erweckt. So ruft

im Augenblick der Geburt der Sinn des Gefühls, von der eindringenden Luft erregt, das Gefühl auf. Ein Schmerzensschrei des Neugebornen ist die erste Zurückwirkung der Seele auf das sinnliche Leben; es ist der Trieb, der den Erhaltungskampf mit der Natur beginnt. Hier erscheint nun schon das Gefühl als Mittelpunkt der Sinne und Triebe, mithin der Empfänglichkeit für die Außenwelt und der Wirksamkeit nach Außen.

Wie tief im Sinnlichen wurzelt nicht der Menschengeist! Der Riesenbaum der Erde, die mächtige Areca-Palme, die ihr „Palmenhirn" an der hohen Sonne entfaltet, brach einst als unansehnlicher Keim aus der vergrabenen Steinfrucht und suchte nur ängstlich im feuchten Boden sich anzuzasern. Und so wächst alle Menschenherrlichkeit, die wir in der Geschichte anstaunen, die Blüthe des Himmels, die Frucht der Unsterblichkeit, aus dem Gefühl des Nahrungsbedürfnisses, aus dem Hunger, und aus dem Trieb nach Nahrung; die erste Befriedigung dieses Verlangens erregt jenes Wohlbehagen, in welchem eines ewigen Geistes unermeßliche Seligkeit aufdämmert. Wie das Kind zuerst sich ansaugt, bald spielend tastet an der Mutterbrust, pflanzt es die erstaunliche Palme des geistigen Lebens auf diesen paradiesischen Hügeln an. Denn der Geschmackssinn, der Tastsinn erwachen, der Gesichtsinn bildet sich am Morgenstern des Mutterauges, der Gehörsinn am Mettenglöckchen der Mutterstimme, und die erste Andacht regt sich im Aufhorchen der jungen Seele.

Nicht lange, so fängt das Kind die Farben zu sondern an; diese Kinder des Lichtes sind seine frühesten

Geſpielen, und damit treibt das Wurzelkeimchen der Intelligenz. Das Kind taſtet nach Allem, will Alles begreifen: ſo entſtehen aus Geſichtſinn und Taſtſinn die erſten Vorſtellungen. Welche unendliche Welt iſt ihm nun aufgethan! Das Kind ſieht, und ſieht wieder: es erkennt: es bildet ſich das Geſehene ein, es unterſcheidet. Zuſehens, wie die Lenzkeime im Aprilregen und Sonnenſchein, treiben Gedächtniß, Einbildungskraft, Verſtand ihre Keimaugen.

So entwickelt ſich durch die Sinne der Geiſt. Nicht daß der Geiſt durch die Sinne werde: vielmehr ſind die Sinne die erſten Gebilde des Geiſtes ſelbſt, die er, wie der Baum ſeine Würzelchen zuerſt treibt, um ſich mittelſt derſelben im irdiſchen Boden anzufaſſen und zu entwickeln. Daher iſt der Sinn verwandt mit dem Geiſt; wie jener den Weltſtoff frei ſammelt und auf beſtimmte, geſetzliche Weiſe formt, — z. B. Farben und Töne findet — ſo beſteht auch das Weſen des Geiſtes in Freiheit und Geſetz, nach denen er die Gedanken bildet. Nur daß der Sinn bewußtlos, der Geiſt aber mit Bewußtſeyn in ihrer verwandten Thätigkeit zu Werke gehn. Dieſe ſchaffende und beſchränkende Wirkſamkeit des Geiſtes äuſſert ſich als Einbildungskraft, Gedächtniß, Phantaſie, Verſtand und Urtheilskraft, die nicht als verſchiedne Kräfte, ſondern als verſchiedne Aeußerungen des untheilbaren Geiſtes anzuſehen ſind, der in ſeiner Geſammtheit ſich als Vernunft ankündigt.

5. Das Gefühl faßt, wie der Sinn, ſeinen Gegenſtand unmittelbar, warm und lebendig auf. Nur kann der Sinn und die ihm inwohnende Empfindung

nicht über die einzelnen, endlichen Erscheinungen hinaus, während das Gefühl die ewige, innere Seite aller Bildungen des Lebens erfaßt. Diesen gemeinsamen Grund aller Wandlungen des Lebens findet das Gefühl in sich selbst, und es muß daher in inniger Verwandtschaft mit dem allgemeinen Naturleben stehn. Daher wird das Gefühl auch von allen Gestalten des Daseyns so mächtig angezogen. An ihm vorüber geht die Wallfahrt des Lebens, und warm umfaßt es jede ihm verschwisterte, vorüber pilgernde Gestalt. So sahen wir das Gefühl vom Naturdienst hingerissen. Es ist nämlich dem Gefühl eigen, daß es ohne zu forschen, ohne zu scheiden, unmittelbar, unbegrenzt, begeistert aber dunkel und unfrei dasjenige als wahr und gewiß festhält, was es eben in seiner Tiefe wahrnimmt. Zwischen Gott und Natur, Schöpfer und Geschöpf, unterscheidet es noch nicht, ergreift wie aus Instinkt das Göttliche in sich selbst und trägt es außer sich auf jeden nächsten Gegenstand über. Das Gefühl ist also der Geist selbst auf der Stufe seiner Verwandtschaft mit der Natur.

Von dieser Unklarheit und Unfreiheit des Gefühlslebens sucht der Geist sich frei zu machen, indem er mittelst des Verstandes aus der Einheit, in der das Gefühl Alles umfaßt, Einzelheiten heraus scheidet, sie begrenzt und bestimmt, sie zu einander in Gegensätze bringt und ihren Inhalt in Begriffen befestigt. Freilich erfaßt aber der Verstand in solcher Thätigkeit nur die endlichen Seiten der Dinge, ohne daß er ermitteln könnte, was diese an sich und ihrem Wesen nach seyen; ja er zieht selbst das Uebersinnliche herunter, indem er es in

Begriffe, das heißt, in endliche Schranken zwängt. Und wenn nun der Verſtand auch im Unterſcheiden, Trennen, Beſtimmen oft glänzt und bewundert wird, ſo erſcheint er doch darin ſehr unmächtig, daß er die beſchwornen feindſeligen Geiſter der Begriffe nicht verſöhnen, das Auseinandergeriſſene nicht zur höhern Einheit verbinden kann.

Dies geſchieht aber durch die Vernunft. Dieſe iſt jedoch nicht etwa, wie der Verſtand, ein Vermögen, eine Thätigkeit des Geiſtes neben andern Anlagen deſſelben, ſondern ſie iſt der Geiſt ſelbſt in ſeinem ungetheilten, freien und ſelbſtändigen Walten. Und zwar verſöhnt die Vernunft die Gegenſätze des Verſtandes durch die Ideen, die wir indeß weder mit Begriffen, noch mit jenen flachen Gedanken verwechſeln dürfen, die man gewöhnlich Ideen nennt. Platon verſtand unter dieſem Wort die göttlichen Urbilder des wirklich Beſtehenden, was die Perſer, nur unklarer, Ferner nannten. Aber die Ideen ſind eben ſowohl die Schlußpunkte der Entwicklungen, jene Gedanken, die alle beſtimmte Mannichfaltigkeit in ihrer höchſten Einheit verknüpfen. So liegen alle die unendlichen Verſchiedenheiten und Entwicklungen des Menſchlichen in der Idee der Menſchheit.

Die Vernunft iſt unbedingt thätig und hervorbringend; ſie iſt kein bloßes Organ für etwas Höheres, das ſie nur vernähme; es kommt nichts in ſie hinein, ſondern alles was in ihr iſt, quillt aus ihrer eignen Tiefe auf, und dieſes iſt das Göttliche ſelbſt. Vernunft hat keinen andern Inhalt als Göttliches; ſie ergreift es

unmittelbar als das Allerwahrſte und Gewiſſeſte. In letzterem Betracht gleicht ſie dem Gefühl, nur iſt ſie nicht dunkel und unfrei wie dieſes. Gefühl iſt der Geiſt in ſeiner inſtinktartig bewegten Naturgewalt, Vernunft aber die göttliche Macht des Geiſtes in der klaren, durchgebildeten Einſicht in das Weſen alles Seyns und Werdens.

6. Zu ſolcher Höhe gelangt der Geiſt, der ſich im Kinde zuerſt als Thätigkeit des Sinnes regt. Dieſem gegenüber zieht nun der Trieb des jungen Weſens einzelne Gegenſtände an, ſtößt andre ab. So keimt die Willkür, aus der ſich die Freiheit bilden ſoll; denn aus den Trieben erwächſt der Wille. Auch hier liegen die edelſten Triebe wieder in den ſinnlichſten verhüllt; der Freiheitstrieb entfaltet ſich aus dem Erhaltungstriebe, der Erkenntnißtrieb aus dem Nahrungstriebe, und der künſtleriſche Bildungstrieb aus dem Bewegungstriebe des Kindes. Bei ſolcher Verwandlung iſt aber der Geiſt mitwirkſam, indem er die Triebe leitet und beſchränkt, wie er denn als Vernunft einer unbeſchränkten Begier das Geſetz entgegen hält und durch das Gewiſſen die Willkür zum Willen erzieht. Dieſer erſcheint nun als die bewußte Selbſtmacht, die ſich für oder wider die Vernunft beſtimmt.

Und wie ſich nun der Sinn zum Geiſt verklärt, der Trieb zum Willen veredelt hat, ſtreben beide dahin, auch das dunkle Gefühl zum Bewußtſeyn zu erhöhen. So erſcheint dieſes als Gemüth und bildet den höhern Mittelpunkt für Geiſt und Willen, wie früher das Gefühl für Sinn und Trieb. Geiſt und Wille richten ſich

nun in Allem, was ſie behandeln mögen, auf Befriedigung des Menſchen in ſeiner individuellen Selbſtändigkeit und bilden ſo die Perſönlichkeit aus. Wie das Gefühl einſt die Triebe, ſucht das Gemüth nun die geiſtigen Bedürfniſſe des Menſchen zu befriedigen. Daher geht der Geiſt auf Wiſſenſchaft und Kunſt aus und ſetzt das Gemüth in den Zuſtand des Wohlgefallens am Wahren und Schönen; der edle Wille aber bringt in ſeiner Uebereinſtimmung mit dem Geiſt als Vernunft die reine Selbſtbeſtimmung, die Tugend, und für das Gemüth ein Wohlgefallen am Guten hervor. Ja, noch auf Höheres legt es der Wille an, indem er die Tugend nicht nur als den Ausdruck des Vernunftgeſetzes, ſondern als die Erſcheinung des Göttlichen übt, und ſo die religiöſe Geſinnung hervor ruft. Denn erſt im Ewigen erfährt das Gemüth ſeine vollendete Befriedigung, ſeine Seligkeit.

Nun erſt fühlt ſich der Menſch in ſeiner Einheit und im Mittelpunkt alles Daſeyns; er athmet im forttönenden Akkord des Zeitlichen und Ewigen, — jenes in ſeinem Grund und Zweck begreifend, dieſes als Zuflucht gegen Wandel und Unbill des Lebens erfaſſend. Und indem ſich nun der lebendige Sinn für das Wahre mit dem Trieb für das Gute vereiniget, gewinnt der Menſch den Glauben im wahrſten und höchſten Sinn des Wortes, — die Klarheit nämlich der Vernunft mit der Wärme des Gemüths. Hier iſt die Stelle, wo Jeder in ſeiner Bruſt ein Paradies wieder findet für das von der Menſchheit im Ganzen Verlorne.

Paradies.

7. Die Menschheit im Ganzen entwickelt sich nicht anders, als der einzelne Mensch. Dieser ist aber als ungebornes Kind auf das Ganglienſystem beschränkt, die Thätigkeit des Hirns ruht noch, die Sinne sind noch verschlossen. An der Entwicklung des neugebornen Kindes sehen wir, wie die Sinne nach und nach aufgehen, wie die Geistesthätigkeit erwacht. Und in der That gilt es im Menschenleben um nichts anders, als um das Erwachen aus dem Traum und Gefühl des Daseyns zum taghellen Bewußtseyn. Und nun wechseln fortwährend die beiden Pole des Menschenlebens, Schlaf und Wachen, und öffnen und schließen eine Welt des Traums und eine des Denkens. Im Schlaf ist das Ganglienſystem thätig, und beflügelt die niedern Seelenkräfte, Gefühl und Phantasie, die verbunden das Ahnungsvermögen, oder die Gefühlsanschauung begründen; im Wachen herrscht das Gehirnſystem vor mit den höheren Seelenvermögen, durch welche die Erkenntniß zu Stand kommt.

Aber auch im wachen Zustand selbst unterscheiden sich die Menschen oft ihr Leben lange nach vorherrschendem Geist oder überwiegendem Gefühl. Kinder, Künstler, Frauen sind mehr vom Gefühl und einem dunkeln Begehrungsvermögen abhängig; wissenschaftlich gebildete und klare Menschen treten mehr mit Geist und freiem Willen auf. So sehen wir Geister von erstaunlichem Combinationsvermögen und genüber Männer von Genie, die eben so Ausserordentliches durch ein dunkles Ahnungsvermögen hervorbringen.

Wie das Kind im Schooße der Mutter, ist einst gewiß auch das Menschengeschlecht eine zugemessene Zeit von der Natur unter'm Herzen getragen worden. Wie an der Nabelschnur der Mutter lebte die Menschheit damals innigst verbunden mit der Natur, und die Offenbarungen des Göttlichen strömten ihr im Gefühle zu, wie dem Kind das nährende Blut der Mutter.

Solch' einen Zustand begreifen wir natürlich jetzt in ganz veränderter Lage nicht, und die Erinnerung unseres Geschlechtes, die Geschichte, reicht so weit nicht zurück; aber in der Morgendämmerung der Fabel finden wir die Völker wie die Kinder mit aufwachenden Sinnen. Durch das ganze Alterthum geht nämlich ein Geist des Traumschauens; Glutgefühle bewegen ganze Völker, die Gabe der Weissagung ergreift ganze Geschlechter; denn nicht nur Israel hatte seine Propheten, sondern auch die Heidenwelt ihre Seher und Orakel. So deuten viele Erscheinungen der ältesten Zeit darauf hin, daß damals die ganze Art zu denken von der spätern Zeit und von der unsrigen ganz verschieden war, und das Alterthum unter vorherrschendem Ganglienſystem gelebt habe. Dahin deutet der durchgehends verbreitete Naturdienst, an dem nur die dunkle Gewalt übermächtigen Gefühls hangen konnte, deutet schon der Sprachgebrauch alter Völker. So setzt Homer das Seelenleben in die Gegend des Zwerchfells, der Geier frißt des Prometheus Leber, Gott prüft Herz und Nieren, u. s. w. Ja die ganze poetische und prophetische Sprache der Vorwelt in Naturbildern kann nur dadurch begriffen werden, daß unter dem Einfluß des mit der Natur verwandten Gan-

glienſyſtems die Gedanken nur als Bilder und Gefühle zum Vorſchein kommen können. Wenn aber ſo die älteſten Völker noch wie Kinder ſprechen und handeln, dürfen wir zweifeln, daß ſie wohl auch noch frühere Zuſtände gänzlicher Unmündigkeit und Abhängigkeit von der Natur durchlebt haben? So ſehen wir ja die Pflanzen auch noch im frühſten Zuſtand der Mutterempfängniß blos vegetirend, ohne Bewegung; ſehen die Thiere in traumartigem Leben als reifern Embryo, und ihre Bewegungen ſind nur das Hüpfen der Kinder unter dem Mutterherzen. Welche Zeit aber liegt nicht zwiſchen der Geburt und der Geſchichte der Völker? Und wir vollends ſind ſchon die Schulkinder des 19ten Jahrhunderts, hören gern von den früheſten Mährchen, die um die Wiege unſeres Geſchlechts, wie Bienen um den duftenden Lindenzweig, geſummt haben; ſind unwillig, widerſprechend, trotzig über die Ruthe der Vorſehung und hundertfach zerriſſen durch das Buchſtabiren des Lebens. Wie herrlich war's im Paradies, aber wie vergnüglich wär's doch auch, wenn wir leſen könnten!

Und da wird uns nun unter den vielerlei Buchſtabirbüchern des Lebens gerade in der Zeit unſerer großen Zweifel die ſeltſame Hiſtorie vom Magnetismus vorgelegt. Die menſchliche Natur muß erkranken, um uns ein nachgekritzelt Bild von der Gegend des Paradieſes zu geben. Am Traumwach[illegible]ranken bemerken wir alle Thätigkeit des Gehirnſyſtems aufgehoben, und das Erſtaunliche geſchieht durch eine ungewohnte Thätigkeit des Ganglienſyſtems. Die verlornen Pathengeſchenke der Menſchheit, die Gabe des Hellſehens und der Weiſ-

ſagung, ſo wie die im geſunden Zuſtand unbekannte Macht über die Natur kommen wieder zum Vorſchein.

Es ſoll damit nicht behauptet werden, daß damals die Menſchen mit verſchloſſenen Sinnen traumgewandelt wären. Alle Entwicklung geht aber den Weg nach Oben, und ſo könnte wohl der Allgemeinſinn des Ganglienſyſtems unter dem Einfluß der Natur vorherrſchend geweſen ſeyn, bis der Geiſt ſich in ſeiner Entwicklung immer mehr von der Natur losgeriſſen und dem Gehirnſyſtem mit den beſondern Sinnen die Oberherrſchaft zugewendet hätte. Nun kann freilich das Ganglienſyſtem nur durch eine krankhafte Empörung mit gänzlicher Aufhebung der Dynaſtie des Gehirns die Herrſchaft vorübergehend an ſich reißen. Wie mächtig es aber auch im geſunden Zuſtand iſt, geht daraus hervor, daß es durch Ernährung, Heilung und Herſtellung täglich ſeine Wunder in einem Körper thut, deſſen Regent, der Geiſt, oft nicht ſo frei oder fähig iſt, die einfachſte Gedankenreihe zu verbinden oder zu begreifen. Ja wie ſehr bleibt ſelbſt der mächtigſte Geiſt von den Zuſchüſſen und Verwilligungen ſeines Unterhauſes abhängig, da er kaum über einen Tag des erquickenden Schlafes entbehren kann!

So ſcheint es denn, daß wir durch die Sinne im Dienſt der Intelligenz nur die einzelnen Seiten der Welt auffaſſen und kennen lernen, den Zuſammenhang und die einfache Grundlage der Dinge aber nur durch die Gefühlsanſchauung, die dem Ganglienſyſtem eigen iſt, wahrnehmen können. Und indem durch dieſen Allgemeinſinn die Menſchheit im Paradies zuerſt die Grundlage

der Natur, mithin das Göttliche in derſelben, erkannte, kamen ihr durch das Gefühl die erſten Offenbarungen der Gottheit zu, die in der großen Fibel der Welt mit lebenden Stereotypen und illuminirten Kupfern niedergelegt ſind.

8. Das Paradies ſoll nun nach älteſten und neueſten Religionslehren und Philoſophemen durch einen Sündenfall des Menſchen verloren worden ſeyn, und alle ſpätern Zuſtände des kämpfenden Menſchengeſchlechtes werden als ſündhaft bezeichnet. Man behält indeß, wie mir's vorkömmt, für die menſchliche Liebhaberei an Geheimniſſen immer noch Räthſelhaftes genug übrig, wenn man auch den Verluſt des Paradieſes nicht durch die ſchwarze Brille des Sündenfalls, ſondern als die natürliche Folge unſerer Entwicklung betrachtet. Dem Kinde mag unter dem Mutterherzen und auf dem Mutterſchooße ganz wohl zu Muthe ſeyn: wenn es denn aber ein Menſch zu werden beſtimmt iſt, ſo kann es nicht in, — nicht auf dem Schooße bleiben. Und ſollte die Welt, ſollte die Menſchheit geſchaffen worden ſeyn, um für immer in der Knospe verſchloſſen zu bleiben? Wenn aber nicht, ſo liegt das Entfalten, das Auseinanderbrechen, die Entwicklung der Menſchheit nicht in ihrem eignen Abfall, ſondern in der Abſicht der Gottheit. Iſt die blühende, lebendige Natur um uns her in einem ſündhaften Zuſtand, ſind die Entwicklungen des Naturlebens eine Erbſünde, weil es nicht mehr der öde, verſchloſſene Erdball iſt?

Der Menſch war nicht für die Unſchuld, ſondern für die Freiheit beſtimmt. Was zwiſchen jener Knospe

und dieſer Frucht liegt und vorgeht, mag immer ein unſeliger unerfreulicher Wechſel ſeyn; aber nothwendig und beabſichtigt iſt er gewiß. Die unſeligen Zuſtände, durch die wir hindurch müſſen, können für den Einzelnen allerdings ſündhaft werden; aber im Auge der Gottheit ſind ſie natürlich, und wir Alle würden im Schooße der Unſchuld keine Freiheit und kein Verdienſt gewonnen haben. Wenn die ewige Liebe, die den Menſchen auf dem Schooße hielt, ihn nun niederſetzt, und ſich weit, weit von ihm lächelnd kauert und ihm winkt, daß er ihr in die offnen Arme laufen möge: iſt es weniger die liebreiche Mutter? Wir wagen, wir wanken, wir fallen, wir weinen: aber wir lächeln auch wieder, wenn uns die herzende Liebe auffängt oder aufhebt. Dies iſt die Weltgeſchichte und das Leben des Einzelnen. Aber jenſeits werden wir auf eignen Füßen ſtehn und der ewigen Mutter Gottheit mit verklärter Stirne bis an's Herz hinan wachſen.

Das ganze Räthſel des Lebens iſt gelöſt, wenn wir eine Beſtimmung des Menſchen zur Freiheit und perſönlichen Selbſtändigkeit annehmen. Auch für den Sünder iſt eine Ewigkeit lang genug, ſeine Beſtimmung zu erreichen. Iſt das verworfenſte Erdendaſeyn denn mehr, als ein verlorner Tag des ewigen Lebens? Anders aber, wenn wir die Welt aus dem Standpunkt des Pantheismus anſehen. Da ſind die Dinge und die Seelen nichts, als die zerſplitterte Gottheit ſelber; alles ſtrömt aus der Gottheit und wieder in ſie zurück. O welcher Jammer, daß die ſtrebenden Geiſter ſich für etwas halten, und am Ende, in das Gottweſen zurück-

kehrend und vergehend, nichts gewesen sind, als wunderliche Mienen einer Gottheit, die, allein und einsam, sich die Ewigkeit damit vertreibt, daß sie ihr heiliges Antlitz verzieht und schaffend ein Spiel mit ihren Zügen und Mienen treibt. Unbegreifliches Räthsel des Lebens dann! Qualvolle Entwicklung, sündhaftes Daseyn und unnützes Vergehen!

Erlösung.

9. Nach einer uralten Mythe stand im Paradies ein Baum, in dessen Frucht der wunderbare Kern der Erkenntniß des Guten und Bösen eingekröbset war. An jenem Baum soll sich das Menschengeschlecht seine Erlösungsbedürftigkeit angegessen haben. Wir dürfen daher wohl am Baum anfangen, um die Erlösungswerke zu betrachten.

Der Baum, als Vertreter des gesammten Pflanzenreichs, ist das Bild der ersten Erlösung. In Selbstgenüge verschlossen, gab sich nämlich die Erde zum Erstenmal dem höhern Einfluß des Lichtes hin. Ein Sohn der Gottheit, der Sonnenstrahl, stieg herab, und als Zeichen der Versöhnung des Lichtes und der Erde wuchs in unbegreiflicher Fruchtbarkeit das Reich der Vegetation hervor. Die Erde zieht an den Wurzeln, die Sonne an den Aesten, hinab und hinauf streckt sich der Baum, und wie mit eingeschlungnen Versöhnungshänden fassen sich die Elemente an.

Noch war die Pflanze gleichsam in unbewußter Unschuld, schlug aber bald die Augen der Blüthen auf, erkannte sich als ein eigenthumliches Wesen, und suchte

im Samen, im Keim, ſich ſelbſt fortzupflanzen. Doch war dieſe Selbſucht mehr eine beſcheidne Sehnſucht, die erſt im Thier mit aller Heftigkeit des Triebs ausbrach. Wozu jene Unruhe, jene Haſt, jenes tauſendfältig zerſtückelte Treiben der Thiere? Sie ſuchen ihren Erlöſer.

Da tritt der Menſch als Hoherprieſter in die unruhige, lärmende Gemeinde der harrenden Erdgeſchöpfe. Durch die Perſönlichkeit des Menſchen erhält die Selbſucht des Thierreichs ihre höhere Bedeutung; es iſt die Sucht nach einem Selbſt, das endlich in der Selbſtändigkeit des Menſchen gefunden wird. Denn dadurch kommt jede Erlöſung zu Stand, daß ein blinder Trieb, ein rückſichtloſes Treiben, in ihrer höhern Bedeutung ſich erkennen und darin aufgehen.

Der Menſch war alſo der Schlußaccord der ſinnlichen Schöpfung und machte nun zugleich den Uebergang in die neue Tonart des geiſtigen Lebens. In welchem Verhältniß nun aber die überſinnliche Welt zur ſichtbaren ſtehen mag: immer kann der Geiſt nur an der Natur erwachen und ſich entwickeln. Daher hat nun der Menſch noch einmal geiſtiger Weiſe die Natur zu durchlaufen. Als Pflanze lebt er im Mutterſchooß, hängt als Polyp an der Mutterbruſt, und nun nimmt ſein erwachendes geiſtiges Leben den Wandel durch alle Wunderlichkeiten und Thorheiten perſönlicher Selbſucht, wie dieſelben nur immer durch die ſeltſamen Thiergeſtalten vorgebildet werden. Denn nicht blos die Phyſiognomieen der einzelnen Menſchen erinnern oft an Thiere, ſondern noch mehr die Bewegungen und Hand-

lungen derſelben an thieriſches Thun und Treiben. Dies iſt die wahre Seelenwanderung des Menſchengeiſtes, der den Thierkreis des ſelbſüchtigen Irrthums durchzieht, bis er, in der Religion ſeine höhere Natur und Beſtimmung erkennend, in heiligem Bewußtſeyn Menſch wird. Auch die menſchliche Selbſucht iſt nur ein Suchen nach dem in ſeinem Innerſten tiefverſchloſſenen Selbſt; denn nicht draußen, ſondern in ſich allein, kann er die Liebe finden, die alles Vereinzelte einigt, in der aller Widerſpruch aufgeht.

Doch, iſt es nicht ſeltſam! Nun hat auch erſt noch die Religion, die den Menſchen erlöſte, ſelbſt wieder alle Stufen des Naturlebens zu durchlaufen, und die Andacht wie der Glauben treten eine Seelenwanderung durch die oft ſo verzerrten Thiergeſtalten der religiöſen Verirrungen der Menſchheit an.

Noch iſt nämlich der Geiſt im Gefühl befangen, das in ſeiner Verwandtſchaft zum Naturleben ſich mit aller heißen, dunkeln Heftigkeit dem Dienſt der Natur als nächſter Gottheit ergibt. Auch die Religion wird ſelbſüchtig, und zwar nicht blos wenn ſie in einſeitiger Richtung, ſey es in ſinnlicher Andacht, oder in abgeſchloſſener Lehre, alles Heil verkündigt; ſondern ſelbſt dadurch, daß ſie den geiſtigen Menſchen dem Göttlichen unbedingt unterwerfen will. Doch Freiheit iſt dieſes perſönlichen Weſens höchſter Beruf und Werth, und nur aus freier Anerkennung ſoll er ſich der Gottheit unterwerfen.

Wir haben die Seelenwanderung der Religion durch die Thiergeſtalten des Irrthums von Weitem begleitet;

wir haben die Schwärmerei des Gefühls in der Andacht des Naturdienſtes, die Härte und Zerriſſenheit des Verſtandes in der Lehre des Moſaismus betrachtet, und im Vorübergehen auch das Ringen der Forſcher und Weiſen nach dem Wahren und Göttlichen mit angeſehen.

Es ſcheint, daß die Himmliſchen ſelbſt, wenn ſie erbarmend und hülfreich hernieder ſteigen, mitten im Tanz und Taumel der Erdgeſchöpfe von Schwindel ergriffen, und, an den nächſten Raſenden ſich faſſend, mit fortgeriſſen werden. So die Religion vom Taumel des Naturdienſtes. In unbefriedigter Sehnſucht nach dem Ueberſinnlichen wirft ſich das unruhige Herz allen Gelüſten in die Arme; alle Feſſeln, die da blinken, die da klingen, legt es ſich an, und hofft, gefeſſelt Ruhe zu finden. Bald aber ſchmerzen die Wunden, und wenn es der Arme vermag, ſtreift er noch einmal die wilden Ketten ab, und rennt blutend und weinend weiter. Er reibt ſich die Augen, jedem Quackſalber von Aberglauben vertraut er ſich an, und hofft, daß er ihm die Blindheit wegnehmen werde, um das zu erblicken, was ihm unnennbar fehlt, und von keinen Altären zu ihm herab ſteigen will. Ach! alle Quellen, die er aus der Sinnenwelt graben oder locken kann, alle Tropfen, die in ſeine heiße Wüſte herunter regnen, löſchen ſeinen Durſt nicht.

Advent.

10. Unter ſolchem Ringen nach dem Ewigen, in welchem die Menſchheit verzweifelte, unter ſolchem Taumel des Lebens, in welchem ſie immer tiefer ſank, lief

das erſte große Weltjahr zu Ende. Die einſt ſo herrlich grünenden Bäume der Mythen waren herbſtlich erſtorben, die bunten Feſte des Aberglaubens in Mißmuth verklungen, und Erd' und Himmel umwölkten ſich immer ſchwerer mit Wahn und Winter.

Die Weiſen waren zur Betrachtung über ſich und die Menſchheit gekommen, die Völker ſelbſt erkannten ihre ſinnlichen Verirrungen und blickten voll Schmerz und Angſt nach dem verhüllten Himmel auf. Es war im Großen eine wahre Adventszeit, wo man der Wiederkehr des Lichtes entgegen ſah, und eine Ahnung durchſchauerte alle Geſchlechter, daß ein Erlöſer kommen müſſe. Solche Ahnungen großer Ereigniſſe zeigen ſich öfter in der Geſchichte; es ſind die Geburtswehen der Menſchheit, die doch immer das Göttliche unter'm Herzen trägt, und oft ſelber deſto bleicher und entſtellter ausſieht, je mehr ſie in ihrem Hoffnungsſtande vorrückt.

Das Weltjahr der Natur lief ab; alle ihre Offenbarungen waren vernommen, das ganze Bilderbuch der Gottheit war von den Menſchenkindern durchblättert, und dieſe waren bis zum Verſtändniß des Ueberſinnlichen und zum Verlangen nach einem künftigen Leben geführt worden.

Die Gottheit war zuerſt Natur geworden; alle ihre Erſcheinungen waren jauchzend angebetet und anbetend beſchmutzt worden. Sie ſollte nun Menſch werden, die Sünden der Andacht vergeben und neue Offenbarungen bringen. Denn woher anders konnten dieſe kommen, als durch den menſchlichen Geiſt? da bis jetzt aller Mißverſtand aus der Natur gekommen war,

und im menſchlichen Geiſt die auseinander laufenden Strahlen des Göttlichen der Natur ſich verſammelten. Zumal hatten ja wirklich ſchon unter den Völkern göttliche Männer, die in ähnlichen Zeiten der Noth und des Sittenverfalls aufgetreten waren, nach dem Erlöſungsweg, nach der Richtung in's geiſtige Innere, hingewieſen. Jedesmal war durch ſie neue Kraft und ſittliche Erhebung, ein heiliger Geiſt der Verſöhnung, dem armen Geſchlecht zu Theil geworden. Konnte darum die immer wieder verirrte Menſchheit nicht auf's Neue mit Zuverſicht einem Erlöſer entgegen ſehen?

Dieſem Bedürfniß einer menſchlichen Gottheit waren längſt die Griechen in fröhlicher Sinnlichkeit entgegen gekommen. Sie hatten die tiefſinnigen, jedoch in bedeutungsvoller Mißgeſtalt oder auch nur in Naturbildern erſcheinenden Gottheits-Ideen menſchlich ausgebildet, aber auch vermehrt und in ihrem Weſen und Treiben vermenſchlicht. Dadurch war die Andacht in der Zerſplitterung ihres Gegenſtandes bald erlahmt und der Glauben mit der Ehrfurcht erloſchen. Die Sittlichkeit bildete ſich jedoch nicht nach dem Beiſpiel der Götter, ſondern nach den Foderungen des Staates durch ſorgfältige Erziehung aus. In früherer Zeit knüpfte ſich die ganze ſittliche Anſicht der Griechen an das Heldenthum, wie denn auch die Götter einſt Stammväter der Heldengeſchlechter, Beſchützer der Staaten, ja Wächter des Hauſes geweſen waren. Mit der Arbeitſamkeit und Mäßigkeit des Hauſes, mit dem Heldenmuth und der Freiheit des Staates ſanken die Sitten; die Bildung des Verſtandes eilte der des Herzens weit voraus. Durch

die Sophisten wurde der Glauben an die Götter immer wankender, die Verbindlichkeit des Sittengesetzes ward geläugnet, und vor der Unverschämtheit und Zügellosigkeit wendete das Heilige sein erbleichend Antlitz ab.

Vielleicht noch fester war im alten Rom Sitte und Religion an Haus und Staat geknüpft. Der Staat war dem Römer, was uns die Liebe, — jenes Höhere, Allgemeine, in welchem sich die Selbsucht des Einzelnen auflöst. Als aber der Staat selbst immer weiter umher die Länder und Völker verschlang, erwachte mit gleicher Gier die Habsucht in jeder Römerbrust, die Ueppigkeit griff um sich, und was eben an Haus und Staat geknüpft war, Sitte und Religion, rissen an allen Fäden ab.

11. In keinem Land aber hatte man lebhaftere, selbst durch Propheten gespannte Erwartungen, und war doch zugleich weiter entfernt von der wahren Idee des Erlösers, als wo derselbe gerade wirklich erscheinen sollte. Die Juden standen damals unter Schutzherrschaft der Römer. Erbittert durch die unerschwinglichen Abgaben, die ihnen auferlegt wurden, entrüstet über römische Sitten und Lebensart, selbst wo diese menschlicher und gebildeter waren, als die palästinischen, ergrimmt durch den Spott der Weltbeherrscher gegen jüdische Engherzigkeit, und endlich empört über Roms Eingriffe in ihre Regierungsangelegenheiten und über den Idumäer Herodes, der zu ihrem König gesetzt war, schloß die von aller Welt eigensinnig abgetrennte Nation sich immer enger an die Sekte der Pharisäer an, die das hierarchische System und die Strenge des Gesetzes gegen alle eindringende Macht und Bildung sogar auf Kosten

reinmenſchlicher Verhältniſſe aufrecht zu erhalten bemüht waren.

Die Phariſäer, dem hebräiſchen Worte nach — Sonderlinge, waren die mächtige, politiſche Parthei der Zeit, Führer des Volkes, Verfechter der Hierarchie, Vertheidiger der Tradition. Sie führten äußerlich ein ſtrenges, den Gebräuchen und Geſetzen angemeſſenes Leben. Durch äußere freiwillige Armuth, ſtrenges Halten am Moſaismus, kurz durch geſetzmäßiges aber geiſtloſes Leben theilten ſie mit dem Volke ein karges Daſeyn, und gewannen ſo allgemeinſten Anhang. Gegenüber den Phariſäern, wiewohl nicht ſo eng verbunden und einflußreich wie dieſe, ſtanden die Sadducäer, die Wohlhabenden und Reichen, die in Ungebundenheit und Freigeiſtigkeit das Irdiſche geltend zu machen und die Phariſäer zu verſpotten ſuchten.

Unter größten Verwirrungen und blutigen Unruhen hatte das engherzige Paläſtina ſeine ſchwärmeriſchen Erwartungen auf den nahen Erretter geſetzt. Aber kein Volk auf Erden erkannte weniger, als die rechtgläubigen Juden, ihre innerſte Verworfenheit und Nichtswürdigkeit. Dies gute Vertrauen ſcheint zu aller Zeit eine beſondere Gnade für diejenigen zu ſeyn, die ſich für allein rechtgläubig halten. Und ſo lag auch das Verlangen nach moraliſcher Herſtellung nirgends ſo fern, als dem Herzen des heuchleriſchen, mit ſich ſelbſt zufriedenen, hochmüthig-demüthigen Phariſäismus. Einen König erwarteten ſie, einen Rächer, der die grimmigen Hebräer triumphirend über die blutigen Nacken ihrer ungläubigen Feinde führen ſollte, einen Meſſias, der Jeruſalem zur

mächtigen Hauptstadt, das heilige Gesetz Mosis über alle Weisheit der Welt erheben sollte. Wie hätten sie ahnen können, daß die Erlösung nur durch Aufhebung des Gesetzes und Einführung der Liebe kommen sollte?

Gleich der Unruhe des Thierreichs in der Sehnsucht nach dem Menschen war zu jener Zeit in aller Welt eine höchst auffallende Bewegung: die Völker des Nordens wanderten, die südlichen griffen angstvoll nach allen Mysterien, als wollten sie das dunkle Gewand des verhüllten Heilands erfassen. Seltsame Naturzeichen galten der erschrockenen staunenden Welt für die Ankündigung einer Umwälzung der Zeit, und im römischen Senat wurde das Echo eines flüsternden Gerüchtes laut: — es schicke sich die Natur an, einen König der Welt hervor zu bringen.

Aber es war ein König der Wahrheit und der Liebe!

Jesus Christus.

12. Sey gegrüßt, heiliges Haupt, das die höchste Krone der Menschheit getragen hat! Sei gepriesen, hoher Name, mit welchem unser nachtwandelndes Geschlecht angerufen, zum ewigen Leben erwacht ist, und fortwährend erwacht. Ja, dieser Name ist das Wort, welches schaffend ein neues Weltjahr durchtönt und in ungezählten heiligen Thaten eines erlösten Geschlechtes Fleisch geworden ist, und wird.

Welche Seligkeit ist mit diesem Namen über die winterliche Erde gekommen! Wie ein heiliger Ganges strömte vom Himmelsgebirg dieser Name bei Haridwar

(Gottes Thor) in das Leben. Millionen wallfahrten dahin, und baden in ſeinen reinigenden Wellen; bei jedem Opfer eines andächtigen Gemüths wird das Weihwaſſer dieſes Namens geſprengt. An den Ufern dieſes heiligen Stromes iſt die herrliche Bildung der chriſtlichen Welt aufgeblüht: — die Palmen der Himmelsgedanken, die Oelbäume der Nächſtenliebe, die Sandelbäume der Andacht, die Narde des Mitleids, die Roſen der Liebe, die Lilien der Keuſchheit, die Trauben der Freude, die Waizenfelder der Humanität. Von dieſer Heilfluth quillt heimlich in jedem einſamen Herzen ein Brönnlein der Himmelshoffnung, aus dem die heimwehkranke Seele ihre erdenſpröde Lippe netzt, ihr verweintes Auge erfriſcht, und von einem zunickenden Engelskopf angelächelt wird. Ach! und wenn ſich dir aller Schmerz des nichtigen Lebens, alle Sünde des Erdenwandels alpdrückend auf der Bruſt häuft: in dieſen Strom verſenk' es, und verwimmert iſt Alles und vergeben!

O wie ſchmerzlich tönten einſt die Iſisklagen der Menſchheit, die unter dem Gluthauch des Typhon ſchmachtete! Aber da brauſete von den Felſen herab die Heilfluth eines herrlichen Namens, und Jubel verbreitete ſich durch das erlöſte Land. Nach allen Gauen werden die Kanäle aus dem Segensſtrom gezogen; denn Alles will ſelig werden durch den einen Namen!

13. Auch wir pflegen die Standbilder unſerer Heroen mit Kränzen zu ſchmücken; wie ſchnell aber verwelken die Blumen und Zweige! Weit beſſer verſtand es eine phantaſiereiche, ahnungsvolle Vorwelt, die nicht die Büſte, ſondern das ewig im Andenken lebende Bild

eines göttlichen Mannes mit unverwelklichen Mythen schmückte. Wir sind so verständig, so kahl und kalt geworden, daß wir jenen Schmuck nicht einmal mehr in seiner Bedeutung begreifen, sondern uns erst gebührend verwundern, und Alles dann für — Wunder hinnehmen. Daher lassen wir uns die christlichen Mythen als Glaubensartikel gefallen und verwerfen die heidnischen als Fabelwerke. Daß aber um jedes ausgezeichnete Haupt der Vorwelt sich ein Kranz wundervoller Ereignisse schlingt, sollte uns doch aufmerksam machen, daß hier so wenig von Betrug als von sogenannten Wundern die Rede seyn könne, sondern daß ein königlich Geschlecht seinen dankbaren Schmuck aus den ewigen Gärten der Phantasie genommen habe.

So entstanden denn unter den neugläubigen Anhängern des Propheten aus Nazareth ebenfalls frühe und schon vor Niederschrift der Evangelien manche Erzählungen von wundervoller Verkündigung, Empfängniß und Geburt Jesu, — Mythen, mit denen ein begeistertes Geschlecht auf seine Weise, gefühlvoll und phantasiereich, an den Tag zu legen suchte, wie bedeutsam und wichtig der hohe Mann und seine Erscheinung gewesen sey. Denn auch schon im Buche der Richter kündigt ein Engel der Mutter Simsons an: „Du wirst schwanger werden, und einen Sohn gebären, der wird ein Verlobter Gottes seyn von Mutterleib, und wird sein Volk erlösen aus der Hand der Philister.“ Es fanden also die frommen Israeliten in ihren heiligen Büchern gleichsam schon fertige Kränze vor, um Männer zu schmücken, auf die man ähnliche Erwartungen setzte.

Es ist eigentlich nicht zu beklagen, wenn wir von herrlichen und göttlichen Männern keine Bildnisse haben, die ihr wirkliches Aussehen geben: das anhängliche Herz prägt sich dann um so tiefer ein selbstgeschaffnes ein, das darum auch, weil es eben selbstgeschaffen ist, nichts Störendes für das persönlich eigenthümliche Gefühl hat. Ja das trägste Herz wird dadurch genöthigt, sich mit dem Allerbesten, was es vergraben in sich hat, bekannt zu machen, um seinen Abgott würdig auszumahlen.

Im Ganzen können wir uns Alle den heiligen Mann aus Nazareth nicht ohne männliche Schönheit denken, wenn wir in den Evangelien von dem gewaltigen Eindruck lesen, den er auf die Menge seiner Zuhörer gemacht hat. Ob ihm jedoch sehr charakteristische Gesichtszüge eigen waren, dürfte bezweifelt werden, da ihn bei seinem Wiedererscheinen aus dem Grabe auch seine ältesten Schüler nicht gleich wieder erkannten. Und wenn er auch in seiner dreijährigen öffentlichen Wirksamkeit stets in andauernder Gesundheit auftritt, so scheint aus manchen Andeutungen doch hervor zu gehen, daß er von zarter Constitution gewesen ist; denn Pilatus wundert sich bei der Nachricht von seinem Tode, daß er schon gestorben sey. Andere Gekreuzigte müssen mithin länger gelitten haben, ehe sie von Tod oder Ohnmacht betreten wurden.

Mehr noch als um sein Aeußeres haben Andere sich um die Schule bekümmert, in der Jesus seine Bildung erhalten habe. In seinem zwölften Jahre schon setzte er die Schriftgelehrten in Erstaunen, indem er, gewiß durch einfache, treffende Vernunft, die Wortweis-

heit der Gesetzeskundigen verwirrte. Auf die pharisäische Schule weist seine spätere Lehre nicht zurück; denn er drang auf Geist und verwarf alles Außenwerk und alle Engherzigkeit des Buchstabens. Der pharisäischen Schule stand aber die essäische entgegen, und man ist vielfach auf den Gedanken gekommen, Jesus habe Umgang mit Essäern gehabt. Geschichtlich nachweisen läßt sich dies freilich nicht, indeß erinnert doch vieles in seiner Lehre und in seinem Leben an das Essäische. Er drückt sich zum Beispiel gern in Gleichnißreden aus, sagt fast wörtlich-essäisch vom Eidschwur: Eure Rede sey ja, ja, nein, nein; so erinnern auch seine Ansichten von der Gleichheit der Menschen, seine Menschenliebe und Gelassenheit, seine Meinung vom Reichthum und so Vieles an jenen Bund. Die Ehe verwirft er nicht, empfiehlt sie aber auch nicht; so schrieb er zwar auch kein Fasten vor, übte es aber aus. Die Vorliebe nicht zu vergessen, die Jesus für Taufwaschung und gemeinschaftliche Mahlzeiten hatte, denen auch die Essäer eine fast mysteriöse Bedeutung beilegten, so wie seine Beschäftigung mit der Heilung sittlicher und körperlicher Krankheiten. In den wichtigsten und bedeutsamsten Momenten seines Lebens, wie bei der Verklärung auf dem Tabor, bei seinem Kampf auf dem Oelberg, bei seiner Erstehung aus dem Grabe, erscheinen geheimnißvolle Männer um ihn, denen in den Evangelien weiße, glänzende Gewänder und oft auch der Name Engel oder Boten (des Bundes) beigelegt werden. Ganz entschieden in essäischem Thun und Lassen tritt Johannes der Täufer, der Vorläufer und Verwandte Jesu, auf.

Dies Alles geben wir ohne alle Behauptung den freien Betrachtungen eines Jeden hin. Christus spricht so viel gegen Phariſäer und Sadducäer, erwähnt aber nirgends der Eſſäer, die er doch nicht ohne guten Grund überſehen konnte, da ſie zu Tauſenden im Lande lebten, geſchützt und geliebt vom König Herodes, dem einſt ein Eſſäer ſeine Thronbeſteigung vorausgeſagt hatte. Dem eſſäiſchen Bund würde es die Krone aufſetzen, wenn wir uns denken könnten, dieſe ſtillen Männer hätten den reifen und bedeutungsvollen Augenblick damaliger Zeit ergriffen, um ihre reine Lehre und edle Menſchenliebe auszubreiten und einen großen Plan zur geiſtigen Umgeſtaltung der Welt durch den Herrlichſten und Begeiſtertſten aus ihrer Mitte zu vollführen. So hätte denn das heimlich angeſchwollene Saatkorn jenes Bundes ſeine Hülſe geſprengt; aber indem es aufging, mußte freilich vieles abfallen, was an jenem Bund eben nur Hülſe war. In einer letzten Verwandlung konnte dann die Lehre Jeſu frei, ſelbſt von eſſäiſchem Beiwerk, in höchſter Geiſtigkeit erſcheinen. Oder noch beſſer ſtellen wir uns vor, Jeſus ſelbſt, geiſtig zu groß für das Beiwerk und Verſchloſſene des eſſäiſchen Bundes, ſey mit einem ſelbſtentworfenen Plan zum Heil der Welt herausgetreten, und habe nur an den Eſſäern Unterſtützung und erſten Anhang gefunden.

14. Man darf wohl ſagen, daß Chriſtus an einem zu großen Herzen geſtorben ſey. Es war ein Herz für die ganze Welt und doch nicht weit genug für das Judenthum. Wenn man des herrlichen Mannes Wandel und Worte prüft, kann man nicht zweifeln, daß die

Idee der Menschheit lebendig in seiner Seele war, wie in keines Andern, und daß er das ganze Geschlecht an seinem Herzen hielt, in welchem keine Verdammung, sondern lauter Liebe wohnte.

Indem nun sein weiter Blick auf das ganze Leben, seine große Absicht auf das Wohl aller Welt gerichtet war, gab er nur eine solche Heilslehre hinaus, die nichts von den hundert Engherzigkeiten und Aeußerlichkeiten an sich trug, in denen der Haß der Einzelnen wie der Völker gegen einander wurzelt. Darin bewies er eben seine ausserordentliche Liebe, daß er aus seiner Lehre alles entfernt hielt, was irgend die wechselseitige Liebe der Menschen auf heiligem Boden sperren könnte. Denn woran entzündet sich der widerwärtigste Haß des Lebens als gerade am religiösen Außenwerk. Was die Andacht entzünden soll, verzehrt gewöhnlich die Menschenliebe. Daher die einfache Geistigkeit seiner Lehre, in der ein Jeder sein innerstes Wesen erkennen, die er mit seinem eigenthümlichsten Bedürfniß umkleiden konnte. Gewiß hatte der hohe Mann auch seine Eigenthümlichkeiten; aber er erkannte sie auch dafür an. Er fastete, um Eines anzuführen, gebot aber nicht, zu fasten. So gab er — und welcher große Mann vor und nach ihm war gleich liebreich? — sein Herz nicht, wie es war, er gab es, so zu sagen, geschält hinaus, um es genießbarer zu machen für Alle.

Ein Reich Gottes auf Erden zu stiften — war die erhabene Idee, für die er lebte und starb. In dieser Bestimmung erkannte er seine Messiaswürde, aber auch seinen Untergang. Denn mit seiner Messias-Idee

trat er nicht nur der Erwartung des Volkes, sondern auch der Schrifterklärung der Prieſterſchaft entgegen, die beide auf einen irdiſchen Meſſias, auf einen Erlöſer-König gerichtet waren. Anſehen und Exiſtenz der Prieſter ſtand auf dem Spiel, wenn ſeine Erklärung der Meſſias-Verheißung Anerkennung fand, indem ja, wie allerwärts, die Prieſterſchaft allein die befugte Auslegerin der heiligen Schriften war. So konnte Chriſtus ſeinen Fall voraus bemeſſen, auch wenn er nicht das Schickſal aller Reformatoren gekannt hätte. Wäre nun in jener Zeit die jüdiſche Prieſterſchaft noch von weltlicher Gewalt unbeſchränkt geweſen: ſo würde vielleicht ſein Tod im Stillen und ohne Aufſehen erfolgt ſeyn. Der Römer Pilatus aber ergriff gern die Gelegenheit, ſein weltliches Anſehen gegen das herrſchſüchtige Phariſäerthum ein wenig geltend zu machen, und nahm ſich daher des verfolgten Mannes an. Wer weiß, ob er ihn nicht auch, den Juden zum Trotz, wirklich gerettet hätte, wenn Chriſtus in ſeinem erhabenen Beruf einer kleinlichen Schlauheit fähig geweſen wäre. So nun zwiſchen Prieſterhaß und Römerſtolz aufgerichtet, erregte das Kreuz des heiligen Mannes ein größeres Aufſehen. Und ſeitdem wird von den gebildeten Völkern der erſte Meridian aller Weisheit und Kultur durch Golgatha gezogen; der Kalvarienberg iſt fortan der Kibla*) für die betenden Jahrhunderte.

---

*) Kibla bedeutet die Richtung, die allerwärts der Muhamedaner nehmen muß, um unter dem Beten mit dem Angeſicht nach Mekka gekehrt zu ſeyn.

Wunder.

15. Aber die Thaten des erhabenen Mannes hatten ſchon vor ſeinem Tode das größte Aufſehen erregt, — ein mehrjähriges Wirken voll Segen und Liebe.

Das größte Gewicht legt ein kindiſches Geſchlecht auf Alles, worüber es ſich wundern muß und was es daher gleich ein Wunder nennt. Doch eben ſo kindiſch iſt es, alles und jedes Außerordentliche, was von Chriſtus erzählt wird, als etwas Natürliches nachweiſen zu wollen. Ich ſage Alles; denn förderlich bleibt es immer, Einzelnes aus erweiterter Naturkenntniß und ſonſtiger Einſicht einer helleren Zeit auf verſtändige Weiſe aufzulöſen. Aber gerade das, was die Wunder macht, macht ſie auch meiſt unerklärlich. Ein kurzſichtiges und gläubiges Volk faßt nämlich die auffallende That nur in ihrer engſten Umgebung ins Auge und überſieht die kleinen Beziehungen, an denen dieſelbe auf natürlichem Wege hervor gekommen iſt; darum gedenkt alsdann aber auch die Erzählung jener überſehenen Umſtände nicht, deren allergeringſter vielleicht, wenn er uns bekannt wäre, das Wunder zum Naturkind machen würde.

Manches Wunder läßt ſich zunächſt aus der Denk- und Sprechweiſe eines frühen oder fremden Volkes auflöſen. Wenn, zum Beiſpiel, bei der Taufe im Jordan ein plötzliches Gewitter herein bricht, der geflügelte Blitz nach dem Ufer herunter zückt, und der Donner, der im Morgenland die Stimme Gottes heißt, nachhallet: ſo mag der erzählende Orientale ſich darüber immer ausdrücken: „der Geiſt Gottes fuhr wie eine Taube herab;“ weil aber der Blitz nicht ſchädigte, konnte die „Stimme

Gottes“ nichts anders gesagt haben, als — „ich habe mein Wohlgefallen an ihm.“ Solch' eine Auslegung nennt der Orthodoxe freilich — mit Haaren herbeigezogen; jedoch blos darum, weil er am Verständniß orientalischer Sinnigkeit und Ausdrucksweise selber ganz kahlköpfig ist.

In der Regel dürfen die Wunder in einer allgemeinen Bedeutung genommen werden, als bildlicher Ausdruck nämlich, um die Erscheinung einer ungemeinen Geisteskraft anzuerkennen und zu behuldigen. Daher wird bei den ältern Völkern überhaupt jedem hervorragenden Menschen Wundergabe beigelegt, um recht nachdrücklich zu erkennen zu geben, daß jener Ausgezeichnete mehr vermocht hätte, als gewöhnliche Menschen. So war ja im Alterthum auch die Ansicht beliebt, — ein vorzüglich edler Mensch könne nicht aus gewöhnlicher Eheverbindung entspringen, er müsse aus höherer Empfängniß von einer reinen Jungfrau geboren werden.

Wenn wir indeß schalkslaunig die Bemerkung machen, daß die Wunder in ältesten Zeiten viel dreister gewesen seyen, und heutigen Tags, etwas zurück gezogen, ihren guten Ruf nicht mehr auf's Spiel setzen möchten: so dürfen wir doch, unserer bessern Einsicht zu Lieb, nicht unbedingt annehmen, es sey jener Zeit überhaupt mehr Wundersucht als Wunderkraft eigen gewesen. Vielmehr konnte die Vorwelt, die wahrscheinlich mehr in dem Allgemeinsinn des Ganglienſystems lebte, darum gewiß auch durch einfache und gesunde Wirksamkeit Vieles von den erstaunlichen Erscheinungen hervorbringen, die wir heutiges Tags in den kranken Zuständen des thie-

riſchen Magnetismus theils beſtaunen, theils bezweifeln, weil es uns zu beidem an Einſicht in das wahre Verhältniß der Sache fehlt. Wenn wir aber auch mit der einſeitigen Kraft unſerer zerſplitterten Sinne und Geiſtesvermögen das nicht hervorbringen können, was der Allgemeinſinn des niedern Nervenſyſtems in ſeinem Zuſammenhang mit der allgemeinen Grundlage der Welt vermag, ſo thut dieſes Allgemeinvermögen darum noch keine Wunder in dem Sinn, daß die Naturgeſetze aufgehoben würden; eben ſo wenig, als der Nachtwandler, der eben durch den Sinn des Ganglienſyſtems über Dächer und Giebel ſicher geführt wird, etwas Uebernatürliches thut, weil hundert Wache den Hals dabei verlieren würden. Der Wache fährt gleichſam nur auf dem Strom der Natur mit dem Zug ihrer Wellen, der Wunderwirkende aber eilt noch mit Ruderſchlag über den Stromfall vorwärts hinaus.

Wir aber, mit getheilten Sinnen an getheilte Naturprozeſſe gewöhnt, erſtaunen über die Gunſt, die einem vorzüglich kräftigen Mann verliehen iſt, die Natur in ihrer Ganzheit zu ergreifen.

Durch hinkende Willkür, tauſendfach zerriſſene Meinung, ſelbſüchtiges Trachten, zerſplitternde Verſtandesbildung haben wir daher, was auch für die Geiſtesentwicklung damit gewonnen worden ſey, doch jenen Seelenſinn für die Außenwelt und jene Seelenkraft über die Gemüther der Menſchen vielleicht ganz verloren, die ein Eigenthum der Vorwelt waren, und an deren Wundern wir jetzt, wie an den unverwüſtlichen Monumenten unſerer Vorfahren, vergebens zweifeln oder bröckeln mögen.

Selbſt Jeſus deutet auf die große Anſicht hin, daß in einem menſchlichen Gemüth Wahrheit und Güte in vollkommener Reinheit hervortreten und dadurch auch ein ſonſt ungewöhnliches Verhältniß zur Natur entſtehen könne, indem er ſagt: Ihr könntet Berge verſetzen, wenn ihr den Glauben hättet, — jenen Allſinn nämlich, der das Göttliche unmittelbar und ungetheilt ergreift.

Wie ſehr nun auch dieſe, der ausgezeichneten Perſönlichkeit Chriſti eigne magnetiſche und magiſche Kraft ſeine Perſon verherrlichen mag: für ſeine Sendung und Lehre können ſie doch nach obigen Anſichten kein Zeugniß ablegen, ſondern nur Aufmerkſamkeit erwecken. Und Jeſus ſelbſt legt eben ſo wenig Gewicht auf ſeine Wunder, als auf die Göttlichkeit derer, die ſolche verrichten können; ſondern ſagt ſelbſt: Es werden Viele an jenem Tage zu mir ſagen, — haben wir nicht in deinem Namen Wunder gethan? Alsdann werde ich ihnen frei heraus ſagen: Ich habe euch niemals gekannt, weicht Alle von mir, ihr Uebelthäter!

Lehre.

16. Wie man Kinder durch Wohlthaten für ſich einnimmt, gewann Chriſtus ſeine Zeit durch Wunderthaten für eine Lehre, die wir nun als Erwachſene in ihrem unabhängigen Werth zu begreifen vermögen. Uns iſt daher der Glauben an ſeine Wunder ganz entbehrlich. Aber auch als man die Lehre Chriſti ſchon in ihrer Göttlichkeit anerkannte, blieben die Jahrhunderte noch kindiſch genug, ihren Gewinn an den Fingern zu zählen, — die einzelnen Wahrheiten nämlich, die das Chriſtenthum

zuerſt enthüllt und mitgetheilt haben ſollte und in die man deſſen höchſten Werth legte. Doch welche einzelnen Wahrheiten des Chriſtenthums wären nicht ſchon der edlen Vorwelt bekannt geweſen? Es iſt wahr, ſo durchdrungen, wie die nachchriſtliche Zeit, finden wir das Alterthum nicht von jenen Wahrheiten, die hier und da wieder verloren gegangen, oder auch nur im ſtillen Beſitz einzelner Weiſen geblieben waren. Gehoben hatte jedoch die Menſchheit bereits jene Perlen aus dem Meere des Ueberſinnlichen, wenn ſie auch noch zu koſtbar waren, um zum täglichen Schmuck des Lebens zu dienen.

Wir ſind an den Haupttempeln des Alterthums vorüber gekommen und haben nicht blos die meiſten Wahrheiten und Anſichten des Chriſtenthums, ſondern ſogar Vorbilder von ſeines Stifters Geburt und Tod, z. B. an Xaka in Tibet, an Budda in Indien u. a. A. gefunden. Ohne hier zu einer vollſtändigen Abrechnung des Chriſtenthums mit der Vorwelt Raum zu nehmen, die ſich Jeder ſelbſt machen kann, erinnern wir nur an ein paar kleine Züge, die man ſo gern als dem Chriſtenthum eigenthümlich und characteriſtiſch angeſehen hat. So vernahmen wir den berühmten Spruch: was du nicht willſt, daß dir geſchehe, thue auch keinem Andern, — ſchon aus des Confucius Munde. Jene Lehre: — Sorget nicht für morgen, — iſt ſchon in der buddiſtiſchen Mythe verſinnlicht, da die erſten Menſchen ſo lang in Ueberfluß lebten, bis ein Habſüchtiger zuerſt eine Portion für den nächſten Tag ſammelte, wodurch Unfruchtbarkeit entſtand. Wie ſchimmert nicht ſchon in den früheſten Anſichten vom Unwerth äußerer An-

dacht, vom einzigen Werth ſittlicher Handlungen, ja ſelbſt in der Duldung religiöſer Meinungen, die wir bei Budda und Andern gefunden haben, das göttliche Antlitz unſeres hohen Meiſters durch, wie ein Gemälde durch übergelegtes Seidenpapier!

Den Einwand kennen wir ſchon, daß Budda oder auch noch mancher andere der älteſten Reformatoren vielleicht gar nicht gelebt habe, ſondern nur als Repräſentant einer gewiſſen Prieſterſchule gelten könne. Aber dies auch angenommen, was eben ſo wenig erwieſen iſt, ſo ſind doch immer die Ideen und Wahrheiten wirklich ſchon da geweſen, die man nur einer ideellen Perſon in den Mund gelegt hat, vielleicht um ihnen vor der blödſichtigen Menge eine höhere Geltung zu verſchaffen. Das gehört nun einmal von jeher zu den Schwachheiten der Menſchen, — ſie verlangen, wenn ihrem Faſſungsvermögen eine überſinnliche Wahrheit zu hoch liegt, das höchſte Weſen ſelbſt herab, um ſolche zu beſtätigen.

Der ſinnliche, ſtets nach Außen gerichtete Menſch erkennt leichter in einem ausgezeichneten Manne die ganze Gottheit an, als er in ſeinem eigenen Innern das Göttliche findet; dennoch hat jener Begünſtigte nicht mehr voraus, als daß in ſeiner Vernunft das Göttliche bereits quillt, das in der Vernunft des Gläubigen noch verſchüttet liegt.

Hiermit iſt einem weitern Einwurf voraus begegnet, daß nämlich die hohen Wahrheiten von der Einheit Gottes, von der Vorſehung, von der Unſterblichkeit, wenn ſie auch vor Chriſtus bekannt geweſen, doch nicht die chriſtliche Gewißheit gehabt hätten. Aber nicht jene

Wahrheiten sind gewisser, sondern nur die Zuversicht der Gläubigen ist größer geworden, weil sie jene Lehren von der Gottheit selbst empfangen zu haben glaubten. Denn jene Wahrheiten ruhen auf dem innersten Wissen unseres Geistes, die Ansicht von der Person Christi aber auf einem äußern Glauben. Doch es muß nun einmal, wie es scheint, der höhere, wahre Werth des Edelsteines eine künstliche Fassung erhalten, damit er eben von grober Hand gefaßt werden könne.

So stehen wir denn unvermuthet vor der Sphinx, die uns das Räthsel von der

Offenbarung

vorlegt.

17. Ein unbeschränkter König sendet seinen Sohn in die fernsten Provinzen seines Reiches. Ungekannt, sich selber nicht genau kennend, soll er hier eine unbestimmte Zeit zubringen. Aber das Nothwendigste, seine Bestimmung daselbst zu erreichen, fehlt ihm; er entbehrt es oft schmerzlich, und ist noch elender, wenn er es, in die größten Verirrungen versunken, nicht mehr entbehrt. Es ist ihm auch gar nicht zu helfen, wie es scheint, bis der große Monarch, dem Alles gehorcht, unvermuthet in Person erscheint, und dem Sohn die Nothdurft selbst in die Tasche steckt. Für die Verirrungen der Zeit aber, wo der Sohn sich gar nicht zu helfen wußte, wird er gezüchtigt.

Welch' ein Unverstand des Vaters, rufen wir aus, welche Ungerechtigkeit! Und doch ist dies nur das entfernteste Bild vom Zustande der Menschheit, die ja —

nach dem Supernaturalismus der Rechtgläubigen — nur dadurch ihre Bestimmung erreicht, daß sich die Gottheit in Person offenbarte; dies aber doch erst nachdem die Menschheit schon Jahrtausende lang sündhaft und schuldig gewesen war, und es auch außer dem Christenthum noch blieb.

Kinder mögen vielleicht nicht begreifen, wie ein Apfel aus dem dünnen Stiel hervorgewachsen seyn könne, und mögen daher glauben, die Aepfel seyen an die Zweige angesteckt. Was soll man aber von den alten Kindern des Supernaturalismus denken, die das Göttliche auch nur als von Außen gekommen begreifen können? Wahrlich! man muß keinen Begriff von der innern Entwicklung des Menschen, aber die gröbsten Begriffe von dem höchsten Wesen haben, um kirchlich rechtgläubig über Offenbarung zu denken

So lange die menschliche Vernunft noch unmündig ist, sind die sogenannten Offenbarungen zahlreich. Keine Nation der Erde, die sich nicht besonderer Mittheilungen der Gottheit rühmte, oder gerühmt hätte. Alle diese Verkündigungen fallen indeß in die Morgendämmerung des Werketags jener Völker zurück. Es gibt aber nur eine Offenbarung der Gottheit, — die Schöpfung, und alle Erzeugnisse der Natur, alle Erkenntnisse des Geistes sind nur die ununterbrochene Entfaltung jener tausendblätterigen, duftigen Rose der Offenbarung.

Zuerst finden wir den Menschen an die Natur gewiesen; er ist von einer warm-athmenden Mutter umfangen. Alles lebt um ihn, selbst der Stein ist nicht todt. Aber die Natur ist eine stumme Mutter: nur

aus einem seelentiefen Auge und mit lebhaften Geberden spricht sie zu ihren Kindern. Da entsteht im kindlichen Menschengeschlecht die Ahnung und der Glauben, daß ein tiefer Sinn in den Naturzeichen liege, und daß es die Gottheit sey, die sich in Bildern offenbare. Deutend und auslegend treten die Priester hinzu und benamsen das Namenlose. Wie aber die Zeichen der Natur nicht blos in der Zeitfolge eine fortströmende Rede bilden, sondern auch räumlich in tausendfacher Richtung neben einander liegen: so wird auch der Redende vielpersönlich gedacht, und die Gottheit erscheint mit hundert Göttersnamen begrüßt.

Jenes Blicken und Forschen der frühesten Menschheit nach dem Sinn der Naturbilder ist aber nichts anders, als ein Aufbrechen der Blüthen am Baum der Schöpfung. In der Blüthe legt sich das innerste Wesen, die tiefste Kraft, des Baumes an den Tag, und so bringt auch der Geist des Menschen, der sich an der Natur entwickelt, höhere Offenbarungen. Diese jedoch sind, wie die Entwicklungen der Natur, stetig und fortschreitend in allen zum Bewußtseyn kommenden Wahrheiten, besonders auch der religiösen, als der höchsten. Daher ist der namenreiche Gott der Heiden, der Jehovah der Juden, und der Allvater der Christen nur eine und dieselbe Idee von der Gottheit, die sich in sich selbst fortbildet, und nach Maßgabe des sittlichen und religiösen Zustandes einer Zeit, wie ein Obst nach Boden und Himmelsstrich, herber oder süßer reift.

Wie nun aber der Baum nicht ganz Blüthe ist, sondern nur an äußersten Zweiglein Blüthe treibt: so

brechen nicht am ganzen Stamm der Menschheit, sondern nur in einzelnen Geistern die Offenbarungen verschlossener Wahrheiten aus; während bei den meisten Menschen das Göttliche in ihrer Vernunft gleichsam überrindet bleibt. An Einzelnen dagegen tritt unter günstigen Umständen und gewiß nicht durch Zufall, sondern durch Leitung der Vorsehung, die menschliche Vernunft in ursprünglicher Kraft und Reinheit hervor, bewältigt die Sinnlichkeit und beherrscht den zersplitternden Verstand. Hoch hinauf reicht die Einsicht, tief ins Leben greift die Willenskraft solcher göttlichen Menschen. An ihrem Wort, an ihrem Werk erkennt das verarmte Geschlecht, wenn es nicht ganz versunken ist, das Göttliche wie durch Instinkt des Gefühls an. Jene göttlichen Männer sind nur die früher aufgebrochenen Blüthen, und was sie offenbaren liegt bei der Menge nur noch in der Knospe des Gefühls verschlossen. Dem Volke kömmt nun die Offenbarung von Außen als eine Thatsache zu, und wie das Göttliche bei seiner Erscheinung in der Natur mit vielen Götternamen bezeichnet wurde, weil der beschränkte, fühlende Mensch im Einzelnen das Ganze ergreift: so werden nun auch bei der Erscheinung des Göttlichen durch den Menschengeist, die sogenannten Menschwerdungen Gottes vervielfältigt.

Hierin liegt das Ansehen der positiven Religionen. Was der erleuchtete Einzelne von Innen selbständig erfaßt, wird der dumpfen Menge von Außen zur Anerkennung geboten. Läg' es nicht schon in jedes Einzelnen Brust, Keiner würde es anerkennen; aber nur von Außen, als ein Gegebenes, Positives, vermag er

es zu begreifen. Und sey es nun Schwachheit, sey es Dankbarkeit oder Entzücken: er nimmt das Geoffenbarte nicht eher für göttlich an, bis er den Offenbarenden selbst erst für einen Gott anerkannt hat. Denn die Menge, die in ihrer Versunkenheit über das Göttliche nicht klar werden kann, ist auch selbsüchtig genug, keinem ihres Geschlechts ein höheres Vermögen beizumessen, sondern eher zu gläuben, daß es nur von der Gottheit in Person mitgetheilt werden könne.

Auf dieser Stelle sollte Rationalismus und Supernaturalismus sich versöhnend die Hände reichen; indem Letzterer anerkennte, daß die Gottheit für ihre Offenbarungen den Weg der menschlichen Vernunft wähle, der Rationalismus aber sich bereit erklärte, in der Erkenntniß der Vernunft das Göttliche selbst zu finden, und eine Anordnung der Vorsehung darin zu erkennen, daß das Ewige als Begebenheit in die Zeit eintrete, das in der Tiefe der Vernunft liegende Allgemeine besonders bestimmt oder positiv hervor trete, und die höhere Natur des Menschen in ihrer Uebernatürlichkeit erscheine.

In den positiven Religionen erblicken wir die Hand der ewigen Liebe, die ihre unmündigen Kinder von Außen führt, um sie gehen zu lehren. Gern aber und allerwärts hat sich die Priesterschaft zur Führerin eingefunden, und ist durch lange und schlau verlängerte Unmündigkeit ihrer Pfleglinge zu schmeichelhaftem Ansehn und zu behaglichen Vortheilen gelangt. Sie hauptsächlich hat den alten Irrthum des Menschengeschlechts, — Alles nämlich von Außen zu erwarten, anstatt das Göttliche in sich selbst zu erwecken, festgehalten und verewigt.

Heidnisch und Christlich.

18. Dies Halten am Aeußern, dies Halten auf's Aeußere deutet stets die heidnische Richtung des geistigen Lebens an: es ist die fesselnde Schwere, der sich nichts Erdgebornes ganz entziehen kann, und mit der überall das freimachende Licht, die christliche Richtung, im Kampfe liegt.

Schon das Gefühl ist im Gegensatz mit der Vernunft bestrickend. Es übt eine Gewalt, die uns zu beherrschen sucht, selbst wenn sie von höherm Adel ist, völlig aber tyrannisirt, wenn sie ausartet, und zu allen Thorheiten hinreißt. Wir haben in der heidnischen Welt gesehen, wohin der Schwung der Andacht führen kann; aber wenn sogar die christliche Pflichterfüllung zur Wonne wird, sind wir nicht mehr frei, und thun das Gute nicht mehr, sondern müssen es thun, weil uns das Wohlgefühl am Guten beherrscht. Durch die Gefühle schleicht sich das Heidnische bis in die Entzückungen des Mönchs und der Nonne, bis in die Lehren des s. g. Rechtgläubigen, der die innere Erleuchtung der Vernunft verwirft, und draußen eine von ewiger Nacht umgebene Offenbarung annimmt.

So greift die heidnische Richtung überall durch: es ist die Richtung auf die Schöpfung. Nicht darin liegt das Heidenthum, daß man Götter anbetet: auch die Art, wie man den Einen, den Allerhöchsten, verehrt, kann heidnisch werden. Darum ist alles Außenwerk, das die Gesinnung vertreten soll, etwas Heidnisches, seyen es Worte, seyen es Geberden. Und so ist uns

mitten im Christenthum das eingedrungne Heidnische nicht fern. Die Gedanken müssen leuchten, nicht die Kerzen; nicht Kälber sollen geschlachtet, sondern Neigungen geopfert werden; das Göttliche soll aus tiefem Geheimniß unserer Seele in das Leben treten, nicht aber ein blinder Autoritätsglauben das Gebiet der Unvernunft mit seiner Sippschaft bevölkern.

Es muß uns vor Allem klar werden, daß Heidnisches sowohl als Christliches nicht in einem bestimmten Inhalt, sondern in einer Richtung bestehen. Darum kann das Heidnische sich in das Allerheiligste eindrängen, und festsetzen, aber das Christliche auch in das Sinnliche herabsteigen und es heiligen. Und wie das Gefühl uns zu bewältigen, der Glauben, als äußere Vorschrift, uns zu bethören pflegt: so kleidet sich auch wieder die freieste Einsicht des Christen in Gefühl und Glauben, um darin lebendiger zu werden. Denn das Christenthum ist eine Thatsache des ganzen Menschen, es ist Vernunft und Glauben, Geist und Gefühl, und nimmt den ganzen Menschen, aber immer nur den freien in Anspruch. Dies Zusammenwirken aller Seelenvermögen macht die christliche Gerechtigkeit aus, wie die platonische in einer Eintracht der drei Seelentheile bestand.

19. Das Heidnische wird, wie gesagt, durch die Richtung auf die Schöpfung, auf das äußerlich Hervortretende, bezeichnet. Dieser Zug ist mächtig, und die Religion war tief im Naturdienst befangen, die menschliche Freiheit wird fortwährend vom Sinnlichen bestrickt. Daher mußte und muß das Christliche in seiner Richtung

aus der Schöpfung vor Allem mit Erlösung aus jener Gewalt beginnen.

Erlösen heißt frei machen. Diese Freiheit besteht darin, daß wir jede Wahrheit, wenn auch mit Hülfe von Außen, doch in uns selbst erwecken, und jede Handlung aus uns selbst bestimmen. Gott als einen Geist zu erkennen, und uns selbst zu vergeistigen, um ihn zu verehren, darin liegt eben die Religion der Freiheit und die Freiheit der Religion. Das ist die Grundansicht des Christenthums von Gott, dem man nur durch Reinheit der Gesinnung und Heiligkeit des Lebens gefallen, dem man aber keinen Dienst, keine Verehrung, keinen Dank erweisen könne, als durch Streben, das Gute als seinen Willen zu thun.

Hier stimmt die Lehre Christi mit der platonischen Ansicht vom Gottähnlichwerden überein. Nur verlangt Platon, daß man die Ideen um ihrer selbst willen liebe, Christus aber, daß man das Gute als den Willen der Gottheit thue. Daher ist bei Platon auch das Moment der Einsicht hervor gehoben, von Christus aber alles Gewicht auf den Willen gelegt. Jenes ist erhabener, dieses lebendiger, jenes eine Foderung für Weise, dieses für die Welt. Auch beginnt nach Platon die Seligkeit erst jenseits, weil dort erst die wahre Einsicht gewonnen werde, nach Christus aber schon diesseits und sobald man das Gute ernstlich wolle.

Die zwei Hauptrichtungen des Lebens, nach Außen und Zurück, sind schon im Indischen angedeutet und religiös ausgebildet, namentlich in der Emanation und der Seelenwanderung, oder Heimkehr der Geister.

Die Reformatoren, Propheten und Weisen haben diesen Heimweg schon früh angedeutet; aber erst Christus hat ihn eingeschlagen, und als Herzog der Erlösung und Seligkeit voraus betreten.

Gewöhnlich wird das eigentliche Werk der Erlösung nicht in die Lehre, sondern in den Tod Christi gelegt. Wir waren, heißt es gewöhnlich, durch Sündhaftigkeit in einen Zustand des Verderbens gerathen, aus dem wir nur dadurch erlöst werden konnten, daß Gott selbst, um uns zu versöhnen, leiden und sterben mußte.

Diese Nothwendigkeit läßt sich eben nicht begreifen; auch ist es schwer, darüber klar zu werden, worin sich denn eigentlich die Versöhnung bethätige? Gott, heißt es zwar weiter, sieht die Menschheit durch seinen Sohn als geheiligt und zum ewigen Leben geschickt gemacht an. Es fragt sich aber, ob denn etwa die Sündhaftigkeit, d. h. die Neigung zu sündigen, nach Christus geringer sey? Wir wollen die Lasterhaftigkeit manches Zeitalters, die frühe und öftere Versunkenheit selbst des christlichen Priesterstandes, nicht zur Zeugenschaft auffodern, sondern gleich einräumen, daß ein kämpfendes Menschenherz im Christenthum allerdings mehr Beistand als in allen frühern Religionen finde. Dieser Beistand kommt dann aber doch wohl aus den herrlichen Ansichten und Lehren des Christenthums, nicht aus einem bloßen Versöhnungstod. Oder brauchen wir etwa nach Christi Tod weniger Selbstthat im Guten? Davon wissen wir aus dem Munde des Meisters nichts, auch wird es kein Orthodoxer zugeben wollen. So war denn vielleicht die moralische That in vorchristlicher Zeit ohne den Firniß

des Erlösungsblutes weniger werth? War sie soviel werth, als die christliche Tugend, worin besteht für uns das Verdienst des Versöhnungstodes? Wäre sie aber nicht so viel werth gewesen, hätte dann der vorchristlichen Menschheit vor einem gerechten Gott keine Beschwerde darüber zugestanden, daß nicht eignes, sondern fremdes Verdienst den sittlichen Werth bestimmen sollte?

Wir könnten noch manche Frage thun, werden aber gleich damit zurückgewiesen, daß hier von einem erhabenen Geheimniß die Rede sey. Ach! so erpicht sind die Menschen darauf, Geheimnisse zu haben, daß sie um eines einzigen willen sich hundert unauflösliche Räthsel gefallen lassen. Das Erlösungswerk ist ganz und gar zu begreifen, wenn man es nicht in den Tod, sondern in die lebendige und belebende Lehre Christi und in die Richtung setzt, die er der geistigen Welt gegeben hat. Christus starb nicht, um uns durch Blut zu erlösen, sondern weil er uns zu erlösen suchte, hat man ihn getödtet. Von jeher und überall haben die Priester sich jedweder Erlösung mit Gift, Dolch, Kreuz und Feuer widersetzt, und geben höchstens eine Erlösung durch ein Geheimniß zu, das eben Niemand begreifen kann, und das sie selbst zu verwalten haben.

Christus war aber kein Geheimnißmacher, sondern foderte zur Erlösung von Sünde nur Sinnesänderung, bei welcher dem ernstlich Wollenden ein liebreicher Vater beistände. Auch rührt die Ansicht und Lehre vom Versöhnungstode nicht von ihm, sondern vom Apostel Paulus her, einem Manne, der den göttlichen Meister selbst nicht gehört, wohl aber den Kopf voll Gelehr-

ſamkeit hatte, und mithin manche ſinnlich anſprechende Idee der alten Welt leicht herüber bringen konnte. Denn die Anſicht von Verſöhnung durch einen leidenden Gott haben wir in mehreren vorchriſtlichen Tempeln und ſchon ganz früh in Indien vernommen. Alles Gelehrte und Unbegreifliche hat aber von jeher die wärmſten Anhänger gefunden; denn das Trübe hat immer das Anſehen des Tiefen, und, ſeltſam genug! hält man ſich am liebſten an dem feſt, was man eben nicht begreifen kann, wenn es nur immerhin etwas Aeußeres iſt. Wie denn aber! Stoßen wir hier nicht wieder auf heidniſche Fußtritte? Wahrlich! wie ein verwegner Dieb ſelbſt unter dem Richtplatz eines Gauners ſtiehlt, ſchleicht ſich die heidniſche Richtung ſelbſt in den Glauben vom Erlöſungswerk, das doch eben allem Heidniſchen den Garaus machen ſollte. Nicht darin, daß wir von Chriſtus auf den Standpunkt geführt worden ſeyen, uns durch Selbſtthat von Sünde und Irrthum zu erlöſen und mit dem Göttlichen zu verſöhnen, erkennen die ſ. g. Rechtgläubigen das große Werk Chriſti; ſondern ſie laſſen ſich durch den Tod eines göttlichen Mannes, alſo durch etwas Fremdes, Aeußeres, verſöhnen. Sie wollen nicht heilig werden, ſondern ſich heilig machen laſſen. Siehe da den alten Heiden!

Die Jünger und Anhänger des göttlichen Meiſters faßten natürlich zuerſt mit dem Gefühl das große Erlöſungswerk auf, und trugen, wie es dem Gefühl eigen iſt, einen unausſprechlichen Inhalt auf den bedeutſamſten äußern Gegenſtand über. Dieſer war der erſchütternde Tod ihres Meiſters. Opferblut hatte für Juden

und Heiden alt-ehrwürdige Schauer, und so fühlten sie sie gerade beim Blut des heiligen Mannes, bei diesem Siegel der Lehre und des Lebens, bei diesem Vorbild aller Selbstverläugnung, am lebhaftesten ihre Erlösung und Freiheit.

Diesem Gefühl nun ließ die Kirche keine Zeit, über sich selbst klar zu werden; sie suchte vielmehr den äußern Gegenstand, an den sich etwas innerlich Unerschöpfliches knüpfte, als die Quelle dieses Unergründlichen darzustellen, und was im engen Begriff des Dogma vom Versöhnungstod nicht zu erklären war, mußte nun selbst für ein Geheimniß erklärt werden. Von solcher Abkunft und Natur sind die s. g. Geheimnisse! Das Gefühl nämlich, nach himmlischer Empfängniß voll Hoffnung, aber reizbar, versieht sich am irdisch mißgestalteten Verstand und gebärt nun, betrübt genug — einen Mißverstand.

20. Möchten wir dadurch, daß wir den Geist des Heidnischen zuletzt noch in der hohen Region der Erlösung selbst aufgespürt haben, vollends klar über das Wesen des Heidnischen seyn! Dann haben wir auch den Geist des Christenthums richtig gefaßt: es ist der Geist der Freiheit mit dem Herzen der Liebe.

Wenn wir daher nicht den aufzählbaren Inhalt des Christenthums, die Lehren nämlich von der Einheit Gottes, von der Vorsehung, von der Freiheit und Unsterblichkeit der Seele u. s. w. für neu und eigenthümlich ansehen können: so soll darum das Christenthum nicht etwa blos für den Brennpunkt aller in der Vorwelt zerstreuten höchsten religiösen Ideen erklärt werden;

obgleich daſſelbe auch dadurch ſchon ein hohes Verdienſt gewonnen und mit ſeinen concentrirten Strahlen das Irdiſche zu einem Opfer des Ewigen entzündet haben würde. Aber der Standpunkt, auf den Chriſtus die Menſchheit geführt hat, macht das Neue, Eigenthümliche und Außerordentliche des Chriſtenthums aus.

Nach allen Richtungen ging die Vorwelt aus einander. Der menſchliche Geiſt folgte anbetend und andächtig der Schöpfung und dem Leben, die ſich in's Unendliche ausbreiten. Zwar ahneten ſchon die großen Reformatoren Budda, Confucius und Andere den Rückweg in's Geiſtige, und drangen auf moraliſches Handeln und auf die Geſinnung, als die Seele des Handelns. Doch indem ſie dadurch den Menſchen von der Natur frei zu machen arbeiteten, ſetzten ſie ihn immer noch nicht für menſchliches Thun und Treiben und noch weniger in ſeinem Verhältniß zu Gott in Freiheit. Bald ſchlugen ſie, wie die Weiſen Indiens, um zu Gott zu gelangen, den Weg der Beſchaulichkeit ein, ſtanden für das Leben ſtill, und hörten auf, Menſchen zu ſeyn, indem ſie beſchauliche Geiſter zu werden ſuchten; bald ſchrieben ſie einſeitige Wege für das Handeln und die Bildung, als die ausſchließend rechten und wahren, vor. So erſcheint Zoroaſters Religion als eine Richtung der Weltweisheit, des Moſes Geſetz als Staatsweisheit, die griechiſche Religion als Kunſtbildung.

Chriſtus aber führte die Menſchheit auf einen Standpunkt, wo ſie ſich über das Irdiſche und deſſen Lage zum Ewigen vollſtändig orientiren konnte, um dann den Weg der Heimkehr, der Erlöſung, mit freudiger Zuver-

ſicht einzuſchlagen. Dabei galt es ihm aber weder um Stillſtand, noch um eine einſeitige Richtung des Lebens; ſondern mitten durch das volle, reiche Leben der Menſchenwelt führte er ſeinen Erlöſungsweg. Nur ſollte das tauſendfältige Leben nach Innen gewendet und aus ſeinem Urſprung begriffen, zu ſeiner Beſtimmung behandelt werden. Daher weiſt Chriſtus nach keiner einſeitigen Richtung hin, zwängt das Leben in keine ausſchließend giltige oder heilige Form, ſetzt nicht einmal eine Rangordnung der Stände, etwa zu Gunſten einer Prieſterſchaft, feſt; ſondern gibt nur für alle Richtungen des Treibens und des Trachtens die Seele oder den Lebensfunken, nämlich die Liebe. Freiheit mit dem Herzen der Liebe!

Herz des Chriſtenthums.

21. Das Einzelleben der Perſonen und der Geiſtesrichtungen iſt ſelbſüchtig; aber die Liebe führt es auf ſeine allgemeine Grundlage zurück, wodurch es geheiligt wird. Alle Beſtrebungen des äußern Lebens, alle Anlagen des innern, das Sinnliche und Ueberſinnliche, das Thieriſche und Menſchliche, das Irdiſche und Himmliſche, ſollen ſich durchdringen, und, von einem Geiſte beſeelt, von einem Herzblut genährt, ſich einander beleben und ergänzen.

Was auch der Geiſt des Menſchen in Wiſſenſchaft und Kunſt Herrliches und Erſtaunliches hervor bringen möge: das eigentlich Göttliche, das Heilige, kann doch immer nur durch den Willen errungen werden, der ſich mit dem Gefühl der Freiheit ankündigt. Im Wil-

len ſchlägt das Herz des Lebens und des Chriſtenthums. Und wie hauptſächlich das Herz die Individualität des Menſchen beſtimmt, liegt auch hier die tiefſte Bedeutung und Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums. Es bildet nämlich die Perſönlichkeit aus und macht ſie über Alles geltend.

In Rom und ſelbſt im freien Griechenland ging der Einzelne in der Bedeutung des Staates auf; in Paläſtina war der Gläubige dem Landesgott Jehova unbedingt dienſtbar; in den übrigen aſiatiſchen Ländern hatte der Menſch ohnehin unter despotiſchen Herrſchern und Prieſtern, ja im Dienſt der Naturreligion, alle Bedeutung verloren. Erlöſt aus allen dieſen Jochen ſtellt das Chriſtenthum die freie, gekrönte Perſon des Menſchen in die Mitte des Lebens; durch ſie ſoll die Natur ſich verklären, in ihr das Göttliche ſich geſtalten; und nicht nur der Staat ſoll um der Perſon des Menſchen willen da ſeyn, (weshalb alle Sklaverei unchriſtlich iſt) ſondern ſelbſt die Gottheit will nur aus freier Selbſtbeſtimmung des Menſchen anerkannt und angebetet werden.

In zwei Punkten legt ſich noch das große Verdienſt des Chriſtenthums heraus. Geiſt und Einſicht werden nur wenigen Glücklichen zu Theil, nur in ſehr günſtigen Verhältniſſen gebildet und errungen: den Willen aber kann der Geringſte im engen Lebenskreis bethätigen, ja ſein ganzes Daſeyn iſt nur durch dieſen Herzſchlag lebendig. Daher iſt das Chriſtenthum eine Religion für alle Menſchen. Dann iſt es aber auch der edle Willen, in dem alle Zufriedenheit, alle Glückſeligkeit liegt; freies Handeln iſt das Herzblut des Lebens, freie Selbſt-

bestimmung der Schlag des Herzens. Geist und Einsicht beglücken nicht durch sich selbst; der Geist zieht den Umkreis des Lebens; jeder Punkt dieser Peripherie ist aber unrichtig, sobald nicht der Willen den Mittelpunkt macht. Alle Sünde, alle Unseligkeit des Lebens liegen im Mißverhältniß zwischen Geist und Willen, Sinn und Trieb, und nur vom Mittelpunkt des Willens aus wird der Umkreis des Geistes richtig gezogen.

Freilich kommt der Wille nicht ohne Einsicht fort, weil nur die Erkenntniß der Gründe des Handelns den Willen frei macht. Darum beruft sich auch Christus auf die Wahrheit, die da frei mache. Diese Einsicht aber, so weit sie dem Willen dient, liegt in jedem Menschen als Sinn des Glaubens. Christlicher Glauben ist jedoch keine Hingebung an fremde Autotorität, kein Kinderspiel mit den Marken eines kirchlichen Symbolum, oder Markenkästchens der Glaubensartikel, mit denen äußerlich die ganze Ewigkeit gewonnen oder verspielt werde; Glauben ist kein Verzichten auf eigne geistige Thätigkeit: sondern gerade ein Festhalten an der eignen, innern Autorität unserer erwachten Vernunft, die des Göttlichen theilhaftig ist, und für das Leben die niemals abweichende Magnetnadel des Gewissens hat. Mit dieser eignen Autorität des Glaubens hängt die Selbstbestimmung des Willens innigst zusammen. Beide müssen aus der Tiefe der menschlichen Seele selbst hervor kommen. Wer aber das dürre Futter des Glaubens außer sich sucht, wird finden, daß an der Kirchenkrippe immer auch der Priesterzaum hängt.

Hier aber, wo die Selbſtbeſtimmung aufhört, hört die Perſönlichkeit und mithin das Chriſtenthum auf.

Wie alſo im menſchlichen Weſen Sinn und Trieb aus dem Gefühl hervor gehen, und als Geiſt und Willen ſich im Gefühl wieder verbinden: ſo liegt das Weſen des Chriſtenthums in der Einſicht der Wahrheit und in der Freiheit des Willens, die ſich in der Liebe verſchwiſtern.

22. Die mit uns nach den Tempeln der Vorwelt pilgerte, Maja, erhebt ſich von den Füßen des Herrn, an denen ſie geſeſſen. Sie lächelt mit thränendem Auge, ſie ſchlägt ihr üppig Haar zurück. Wunderbar verwandelt erſcheint ſie und die bekannten Züge ſpiegeln eine neue Verklärung ab. Sorgfältig und voll Eifers zeigt ſie ſich, die weißen, reinen Säulen des Saales zu ſchmücken und über die Stufen eines Altars den ſelbſtgewebten Teppich auszubreiten, auf den ein bräutliches Paar treten ſoll.

Das Paradies im Rücken hat der Menſch eine lange Wanderſchaft durch das Naturleben vollendet. Bald freundlich und gefällig, bald zänkiſch und abhold, hat die Handwerksmutter Natur den Geſellen geſchickt und manierlich erzogen. Nun iſt er durch das Chriſtenthum Meiſter geworden, und feiert ſeine Vermählung.

Die Ehe iſt ein ſchönes Sinnbild echtchriſtlichen Lebens, wo Sinnliches und Geiſtiges ſich innigſt vermählen, jenes geheiligt, dieſes lebendig wird; wo die Perſönlichkeit in ihrem ſchönſten Schmuck erſcheint, und ihre halbe Freiheit abgibt, um die ganze Liebe zu gewinnen. Die natürliche Liebe fing bei der Geſchlechts-

liebe an, durch welche ſich der körperliche Gegenſatz zweier Perſonen löſte; nun beginnt die chriſtliche Liebe mit der Ehe, in welcher ſich jener ſinnliche Gegenſatz dadurch löſt, daß er in der Verſöhnung des höhern Gegenſatzes zwiſchen Natur und Geiſt mit aufgeht.

Der Mann iſt die thätige, ſchaffende Hälfte der Ehe; er darf daher den Geſchlechtstrieb eingeſtehen und freien. Beides ziemt der Frau nicht, die urſprünglich mit Schamhaftigkeit umgürtelt iſt. Aber ſie darf ſich, wenn auch nicht zu ihrer eignen Befriedigung, doch zu der des Mannes hingeben, und ſo entſpringt durch Aufopferung aus Trieb des Herzens die Liebe. Der Frau iſt Liebe eingeboren, vom Manne wird ſie erſt angeeignet. In der Liebe liegt auch die ganze Würde der Frau; ihre Hingebung an den Mann kann nur aus Liebe geſchehen, wenn die Frau ſich nicht ſelber verächtlich erſcheinen ſoll, und kann nur in der Vorausſetzung geſchehen, daß es für immer ſey. Denn wie könnte ſie ihren ganzen Werth hingeben mit dem Gedanken, daß er je einmal verloren ſeyn werde? Ferner verlangt ihre Würde, daß ſie ſich ohne Vorbehalt ergebe; ſie ſchlüge ja ſonſt jedes Vorbehaltne höher an, als ihre eigne Perſon. Daher bringt ſie mit dieſer auch ihr Vermögen, ihren Rang, ihre Rechte zum Opfer, und nimmt den Namen deſſen an, in welchem all' ihr Thun und Trachten, als ein Theil ſeines eignen Lebens, aufgeht.

Der Mann aber, der ſich den ſinnlichen Trieb eingeſtehen darf, überſchaut auch das ſittliche Verhältniß der Frau, und wird inne, wie ſie ihr Alles, ſelbſt ihre

Unschuld und Würde, mit unbedingtem Vertrauen auf seinen Werth setzt. Da erwacht die Großmuth, die ihm von Natur, wie der Frau die Liebe, eingeboren ist. Seine Ehre fodert ihn auf, über alles achtungswürdig und liebenswerth zu seyn, da hiervon das ganze Glück eines Wesens abhängt, das aus Liebe sich ihm unterwirft. Muth und Character dürfen ihm nicht fehlen, nicht weil er die Frau zu schützen hat, sondern weil er ihr die Beschämung ersparen muß, daß sie einem Schwachen unterworfen sey. Und nun flicht aus Hingebung und Großmuth sich ein zärtliches Band für ungemeßne Tage. Da die Frau nur seinen Willen sucht, fühlt der Mann sich getrieben, ihren Willen zu dem seinigen zu machen, damit sie das thun könne, was sie am liebsten thäte. Sie aber findet nur in Opfern ihres Herzens Befriedigung, und späht nun desto mehr nach seinen höhern Wünschen. Und indem nun also wetteifernd, jeder Theil seine Persönlichkeit halbirt, um sie durch die des andern zu verdoppeln, lernt der Mann von der Frau die Liebe, sie vom Manne, mit Bewußtseyn das zu thun, was sie früher aus Trieb des Herzens gethan.

So kommt die schöne Erscheinung zu Stand, in welcher Natürliches und Vernünftiges als Eines erscheint, und diese Einigung ist eben die Liebe.

Göttlichkeit Christi.

23. Mit der Betrachtung über die Ehe haben wir ein schönes Vorbild für das gesammte christliche Leben gewonnen. Man hat dem Christenthum den Vorwurf

gemacht, es biete keine äſthetiſche Seite. Hätte man aber das Chriſtenthum recht begriffen, ſo würde man inne geworden ſeyn, daß es eben gar keine Seite bietet, ſondern nur Seele für alle Seiten des menſchlichen Lebens. Es läßt der Forſchung alle Wege offen, gibt der Kunſtbildung alle Stoffe frei, legt der Staatsentwicklung keinen Zwang auf, ſchreibt dem bürgerlichen Leben keine Gleiſe vor, ja feſſelt ſelbſt die Luſtbarkeiten des Lebens mit keinen aſiatiſchen Sperrhölzern.

Findet nun aber der von Liebe beſeelte Sinn des Chriſten in den Geſtalten des Irdiſchen nur die Unendlichkeit Gottes verherrlicht: ſo wird auch ſein liebevoller Trieb nur darauf gerichtet ſeyn, in ſeinem eignen Leben wenigſtens einen Strahl jener Unendlichkeit zu geſtalten und lebendig zu machen. Für ſein eignes Daſeyn, an ſeinem eignen Wandel, iſt Jedweder ein Künſtler, und bildet an ſeiner Perſon eine Säule oder ein Säulchen zum großen Dom des chriſtlichen Lebens aus. Wie nun und in welchem Maaß ein Jeder das Unendliche in einer beſondern Idee auffaßt und von Innen heraus geſtaltet, wird eine unerſchöpfliche Fülle von Kunſtwerken lebendig werden. Und ſo wird Chriſtus ſelbſt für das fromme Gefühl zu einem ewigen Symbol der Menſchwerdung Gottes.

Wir weiſen hiermit auf die Göttlichkeit Chriſti hin. Die ſpätere Lehre von der Gottheit Chriſti läßt uns unangefochten: jede Lehre iſt als ſolche ein Machwerk des Verſtandes, der, wie wir ſchon angedeutet, ein urſprüngliches Gefühl mit ſeiner ganzen Ueberſchwenglichkeit in den engen Rahmen eines Dogma zu bringen ſucht und damit einen Mißverſtand erzeugt.

Unter der Göttlichkeit Christi begreifen wir aber nicht blos, daß Christus als Bild der höchsten geistigen Erhabenheit und Schönheit die wahrhaft göttliche Natur des Menschen auf individuelle Weise, wie jedes Kunstwerk eine ewige Idee, darstelle; auch nicht jene Einheit mit Gott, in die sich der Mensch Jesus durch edelste Gesinnung, durch reinste Sittlichkeit, durch wohlthätigen, unsträflichen Wandel, und durch unermüdliche Kraft für alles Heilige und Gute gesetzt hatte, so daß er selbst von sich sagen konnte, er und der Vater seyen Eins, — und der Apostel ausrufen durfte: „In ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig!"

Sondern selbst schon die Idee der Erlösung, als der Sonnenwende der Schöpfung, ist eine welterhaltende, göttliche Idee, ist gewissermaßen nächst der Schöpfung die zweite Idee der Gottheit, ist gleichsam ein Weltgrundgesetz.

Schon die Pflanze, die ihre Fülle aus einander breitet, gelangt auf einen Punkt, wo sich die ganze zerstreuende Kraft im Samenkorn zu einer neuen Bildung sammelt. Und so ist die Lehre Jesu das Samenkorn, das Christkorn, am Baum des menschlichen Geistes, der Kern, in welchem sich das selbsüchtige Leben zu einer neuen Gestalt der Liebe gesammelt hat. Christus ist das Echo des schaffenden Wortes, und in sofern läßt sich sagen, daß in ihm das Wort, das bei Gott und Gott selbst war, sich verkörpert habe. Ja das Christenthum, als reingeistiges Begreifen der Welt, ist selbst das ewige Wort, Logos.

In dieser Idee der Erlösung, die durch unbegreif-

liche Fügung des Himmels zu bestimmter Zeit in's Leben trat, liegt die Göttlichkeit des Menschen Jesus. Diese große Bedeutung seiner Person in ihrer Unendlichkeit zu fassen, ist Sache frommen Gefühls, und jedem begeisterten Herzen muß es überlassen bleiben, für eignes, individuelles Bedürfniß die Idee und die menschliche Erscheinung Christi zu einer Persönlichkeit zu verschmelzen, um sie zu verehren. Auch der Lehrverstand hat hier, wie gewöhnlich, das Seinige gethan, um in Spitzfindigkeiten der Schule und Kirche über eine geheimnißvolle Vermischung göttlicher und menschlicher Natur in der Person Christi jenes heilige Gefühl zu entweihen.

Man beruft sich freilich darauf, daß Christus sich selbst einen Sohn Gottes genannt habe. Er macht jedoch nur, um sich und seinen Lehrberuf zu rechtfertigen, diesen in jüdischen Schriften üblichen Ausdruck für sich geltend. Wenn nämlich schon die Obrigkeiten, meint er, die an Gottes Statt Recht sprächen, so benannt würden, wie viel mehr dürfe dann er, als von Gott geheiligt und in die Welt gesandt, sich einen Sohn der Gottheit nennen. Anderswo sagt er indeß auch wieder, der Vater, der in mir wohnt, thut die Werke, und dieser Vater ist größer als ich. Ueberhaupt geht aus verschiednen Reden Jesu in den Evangelien eine ihm eigne große Ansicht vom Menschen hervor, auf die seine Menschenliebe gegründet ist. Er unterscheidet nämlich zwischen der äußern Person und der innern Bedeutung des Menschen. Die Person gilt ihm nur für ein Gefäß der Gottheit, in das sie ihr Wesen ergossen hat. So sagt er zu seinen Jüngern: Ihr seyd

es nicht, die da reden, sondern Gottes, eures Vaters, Geist ist es, der durch euch redet.

Christus ist mithin Gottes Sohn, insofern er der Sohn des wahrhaft mit Gott einigen Menschen ist. Und da in seiner Persönlichkeit am herrlichsten hervorleuchtet, wie sich das Wesen Gottes mit dem Menschen verbindet; da mithin in Christus die Idee der Menschheit am vollständigsten persönlich erscheint: so heißt er darum mit Recht der erstgeborne Sohn, nicht der Zeit, sondern der ewigen Bedeutung nach. Eben in dieser Bedeutung faßt auch der schwärmerische, mystische Johannes, der Lieblingsjünger, seinen Freund und Meister auf, indem er in ihm den Logos, die ewige Weisheit Gottes, persönlich erblickt. So möchte ein Freund etwa von einem hingeschiednen, ausgezeichneten Dichter warm und bildlich sagen, die ewige Poesie sey in ihm Fleisch geworden.

Das Evangelium dieses Johannes und die Briefe des Apostels Paulus sind offenbar unter dem Einfluß gelehrter Ansichten und wissenschaftlicher Bildung geschrieben worden, während die ihnen voraus gegangnen Mittheilungen ungelehrter Jünger oder Apostel den göttlichen Meister mehr als geschichtliche Person in seinem äußern Leben und Wirken darstellen. Und so hat sich denn die Freiheit und Liebe der neuen Weltlehre zuerst in den Ansichten ihrer Bekenner von der Person des geliebten Lehrers selbst bethätiget.

Wurzel und Krone.

24. Der Geist des Christenthums war freilich

eben — Geiſt; dieſer ſollte jedoch im Leben erſcheinen. Der Chriſtkern der Freiheit und Liebe, der am hundertfach verzweigten Watabaum der menſchlichen Erkenntniß im Spätherbſt des erſten Weltjahres gereift war, ſollte doch im Boden des Lebens mit dem Frühling eines zweiten Weltjahres anwurzeln. Daher ſetzte ſchon Jeſus ſelber ſeine Lehre mit zarten Wurzelfaſern ein.

In zwei einfachen Naturbildern drückte Chriſtus die erhabne Bedeutung ſeiner Heilslehre aus. Sie ſind das einzige Außenwerk, das er als Andeutung der höchſten Ideen gibt. Es iſt das Waſſer, als Sinnbild der Sinnesänderung, und das Brot, als das Nährenderhaltende des geiſtigen Lebens, das in ſeiner Lehre liegt. In Bezug auf dieſe nennt er ſich ſelbſt ja — Brot des Lebens.

Beide Sinnbilder ſind nicht von Chriſtus erfunden, ſondern ſtanden bei der Vorwelt ſchon in hohem Anſehen. Reinigungen kamen in allen Religionen und Myſterien als Vorbereitung zu jeder höhern That vor. Es leuchtet beſonders unter aſiatiſchem Himmel ein, daß durch Hingebung des Körpers an die befleckenden Elemente der Natur, durch Unreinlichkeit, auch die höhere ſittliche Reinheit verkümmere. Wenn indeß aber auch das Sinnliche unter Umſtänden einen faſt magiſchen Einfluß auf das Sittliche auszuüben ſcheint: ſo iſt es doch den überall vom Geiſt ausgehenden Anſichten Chriſti nicht gemäß, durch Waſſer die Sittlichkeit oder Schuldloſigkeit ohne Weiteres erzeugen zu wollen; ſondern er ordnete die Taufe nur an, um ſeine Foderung der Sinnesänderung ſinnlich auszudrücken und ein-

zuprägen. In ſolcher Andeutung wuſch ja ſchon jener Unglückliche, als er ein Budda-Pilger werden wollte, ſein ſchmutzig Kleid. Darum iſt die Taufe, ſtatt der im Alterthum wiederkehrenden Waſchungen, nur an den Anfang des chriſtlichen Lebens als Symbol für die ganze Folgezeit geſetzt.

So einfach, großartig und treffend, wie dieſe Symbole, ſind auch die wenigen Lehren und Vorſchriften Chriſti. Sie wurzeln in der eſſäiſchen Doppelfoderung: Liebe Gott, liebe die Menſchen. Und es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß Chriſtus mehr Verheißungen, als Lehren gegeben hat.

Die Summe ſeiner Verheißungen aber liegt in den beiden Zuſagen des Paraklet und der Seligkeit.

Der Paraklet, Tröſter oder heilige Geiſt, ſoll über alle kommen, welche die Lehre Chriſti annehmen würden. Schon Platon hatte die Meinung, wer das Schöngute, das Göttliche, erkenne, müſſe es lieben. Schlummert denn nicht das Göttliche in unſerm Gemüth, und wird durch den Zug der Wahrheit nur geweckt und entflammt? So durfte Chriſtus mit Zuverſicht verſprechen, daß bei Keinem, der die ewige Wahrheit ſeiner Lehre anerkennen würde, jene Erleuchtung und Begeiſterung ausbleiben könne, die den Menſchen zu jeder großen That ſtärkt, und über alle Schmerzen der Erde aufrichtet. Dieſer Tröſter, dieſer heilige Geiſt, mag denn auch für die Gottheit ſelbſt angeſehen werden, die ja in jeder Wahrheit ihr Weſen offenbart, und in den Ideen, wie in Lüften des Himmels, unſere Seele anweht.

Die Seligkeit aber umfaßt die beruhigende Ueber-

zeugung von der Unsterblichkeit, nimmt indeß nicht erst da ihren Anfang, wo man die Unsterblichkeit anzuknüpfen pflegt, — jenseits des Grabes. Pfänder und Proben der Seligkeit sind uns vielmehr schon hienieden gegeben, wenn wir es verstehen, in unserm Innersten eine Quelle des Göttlichen zu graben, auf welchem alles Daseyn ruht. Unsere höheren Anlagen sind göttlichen Wesens und machen die Grundlage der Seligkeit aus. Ueber wen ist nicht einmal der Frieden eines heitern Frühlingsmorgens gekommen, wenn ein unbegreifliches Regen und Leben aus tiefer heiliger Ruhe steigt? Wer hat nicht wenigstens einmal in Fülle körperlichen Wohlseyns, wenn seine höhern Bedürfnisse befriedigt, seine gemeinen Triebe beschwichtigt waren, wenn hinter ihm keine Furcht, vor ihm keine Begier, in ihm kein Vorwurf sich regte, ein unbeschreibliches, übernatürliches Wohlseyn empfunden?

Seligkeit ist nicht die Summe äußerer, berauschender Zustände, sondern der freie, heilige Schwung unserer höhern Natur, ist das Leben, das schon hier aus dem Keim unseres göttlichen Wesens, aber nur im wohlangebauten Boden der Sinnenwelt treibt.

Darin liegt der Vorzug des Christenthums und seine weltgewinnende Gewalt, daß nicht ein Wust von Lehren, keine bittre, beschwerliche Arznei zur Genesung für Jenseits aufgedrungen, sondern in einfachem Pokal des Glaubens der echte Lebensgeist und die Tropfen der Seligkeit dargereicht werden.

Und so ziehen wir die Summe, indem wir zum Schluß darauf hindeuten, wie das Christenthum, faßlich für das Kind und unerschöpflich für den Forscher, nicht

in Grübeleien ſich verläuft, nicht in Beſchaulichkeit für das Leben abſtändig wird, ſondern warm und lebendig macht für den geſchäftigen Wintertag des Daſeyns, alle Seelenkräfte anregt, alle Triebe beſchäftigt, alle Lebenswege eröffnet, Aufſchluß über unſere Natur gibt, den ganzen Betrag unſerer Erwartungen und Wünſche zuzählt, und die Pforten der Ewigkeit von Weitem aufſchließt, daß ihre heiligen Strahlen ſchon auf die dunkle Schwelle des Grabes herein fallen.

Buch des Misverstands.

Beſcherung.

1. Der heilige Chriſtbaum ſteht noch mit den ſchimmernden Gaben behängt und umlegt. Durch die Fenſter hinaus leuchtet er immer weiter in die Nebel, die vor ſeinen Kerzen zu weichen ſcheinen; der Jubel der Beſchenkten wird in öder Winternacht immer ferner hin vernommen.

Aber noch ſind die himmliſchen Gaben nicht angerührt; mit gefalteten Händen, ſtaunend und entzückt, ſtehen die Kinder des Hauſes, und ſehen mit andächtigen Augen ihren Reichthum an. Den Nachbarn, den Herbeikommenden deuten ſie mit frommen Fingern, mit lächelndem Mund, mit leuchtenden Augen, auf die Beſcherung und erzählen von dem himmliſchen Geiſte, der ſie ihnen herunter gebracht. Der aber hatte geboten, die reichen Geſchenke zu verbreiten, und das eigne beglückte Herz war zum Mittheilen geſtimmt. So werden die Gaben nun fromm berührt und in andächtigem Drang eifrig umhergereicht.

Wie nun die Einen austheilen, die Andern annehmen, entſteht über den Geſchenken ſelbſt ein kindiſcher Streit. Zwiſchen der erſten und den weitern Mittheilungen iſt ein immer wachſender Unterſchied; die Prü-

fung erscheint, die Mutter des Haders. Schon fassen die Eifernden mit weniger Andacht; bald wird man an den heiligen Christgeschenken fingern, zerren und krümmen.

O welche Wehmuth durchrieselt mich, indem ich erzählen soll, wie die Kinder am heiligen Christmorgen die Geschenke vom grünen Baume lösen, wie sie des Mittags hadern, des Abends schon Einiges zerbrechen, und wie nach wenig Wochen die schimmernde Bescherung befleckt worden und entstellt ist! O der Menschenkinder! Aber gewiß halten sie dann auch am sorgfältigsten über den Christgaben, wenn diese nur erst den Schmutz der Spielerei an sich tragen.

2. Indem wir nun die Ausbreitung des Christenthums zu betrachten haben, müssen wir uns nach dem Grund und Boden umsehen, in welchem es als Lehre Wurzel gefaßt, als Kirche sein Fundament gelegt hat.

Das römische Reich umfaßte zur Zeit der Geburt Christi die schönsten Länder und die gebildetsten Nationen. Spanien mit Portugal, das westlichste Land der alten Welt; Gallien mit Inbegriff Savoiens, der Schweiz und des schönen Länderstrichs am linken Rheinufer; Italien, die blühende Hausflur der weltgebietenden Roma; die weiten Länder, die sich von den Alpen hinab an die Donau unter dem Namen Rhätien, sodann zwischen dem Inn, der Donau und der Sau unter dem Namen Noricum und Pannonien erstreckten, mithin das heutige Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Nieder-Ungarn und Slavonien; das Küstenland Dalmatien am adriatischen Meer; Thracien, Macedonien, Griechenland; weiter nach

Asien hinüber — die blühenden Provinzen westlich vom tauriſchen Gebirg und dem Fluſſe Halys, die unter dem Namen Kleinasien begriffen wurden, Phönicien, Syrien, Paläſtina; über die Landenge von Suez — Aegypten und die Küſtenländer, die ſchmal zwiſchen dem Mittelmeer und der Wüſte hinziehen, jene räuberiſchen Republiken, die damals unter dem Namen Karthago und Numidien beherrſcht wurden. Alle dieſe Länder gehörten zur großen Erbſchaft, welche Auguſtus durch ein im Senat verleſenes Teſtament ſeinen Nachfolgern hinterließ, und die vom atlantiſchen Ocean, dem Rhein und der Donau, vom Euphrat und den ſandigen Wüſten Arabiens und Afrikas begrenzt wurden. Das Mittelmeer mit ſeinen fruchtbaren Inſeln lag wie ein lachender See innerhalb dieſes unermeßlichen Kaiſerthums, in welches nach der Zeit ſo viele übermüthigen Könige ſich getheilt haben. Mit dieſer ſo ſchön begrenzten Welt ſich zu begnügen, war des ſterbenden, ſtaatsklugen Auguſtus Ermahnung. Aber Brittanien lag den Küſten Galliens zu nah, als daß Rom nicht hätte hinüber reichen ſollen. Auch dieſe Inſel, ſo weit ſie durch Waffen und Wälle gegen die kriegeriſchen Kaledonier behauptet werden konnte, wurde zum römiſchen Reiche gebracht.

Aber die Römer hatten dieſe weiten und ſchönen Länder nicht blos erobert, ſondern auch zu einem Ganzen verbunden. Die Idee einer Weltherrſchaft war mit großem Bewußtſeyn gefaßt, mit erſtaunlicher Kraft ausgeführt und mit hundert Triumphzügen gefeiert worden. Dennoch war es eine blos äußere, körperliche Einheit, ſoweit ſie mit dem Verſtande durch Unterdrückung natio-

naler Eigenthümlichkeit und freier Entwicklung der Völker in Sprache, Sitte, Gewohnheit, Recht, Verfassung u. s. w. erreicht werden kann. Ein Riesenkörper mit dem Haupte eines erlauchten Senats, mit einem unbeschränkten Kaiserwillen in der Brust und mit starken Muskeln siegreicher Legionen ausgerüstet.

Der milde, aber nachdrückliche Einfluß der Verfassung und Sitten hatte langsam alle die verschiednen Provinzen zu einem Ganzen verschmolzen, und die kluge Macht der Römer unterließ nichts, was dieses Ganze äußerlich befestigen konnte. Unter dem Schutz einer verständigen und gesetzmäßigen Herrschaft wurden die Erzeugnisse fruchtbarer Länderstriche und civilisirter Nationen in die rauhen und rohen Gegenden des Abendlandes eingeführt. Ein freier Verkehr begünstigte den Erwerb, wie den Genuß. Zu Gunsten beider waren die mächtigen Städte des Reiches vom westlichen York, dem Sitz der brittischen Regierung, an, über Trier, Rom, Capua, Corinth, Smyrna, Antiochien, Alexandrien bis nach Carthago durch Landstraßen und Schifffahrt verbunden.

Kein Hinderniß der Natur, kein Einspruch des Grundeigenthums hemmte oder krümmte die Hochstraßen, die von dem Forum in Rom aus in geraden Linien und mit Meilensteinen bezeichnet von einer zur andern Stadt zogen. Berge wurden durchgraben und Brücken warfen ihre kühnen Bögen über die reißendsten Ströme hin. Beinah zwei Jahrtausende haben das zerrißne Kaiserthum durchstürmt, aber noch nicht alle Spuren jener breiten Steine vertilgt, die auf Sand, Kies und Mörtel angewachsen sind. Diese Straßen, ursprünglich für die

Schnellzüge der Legionen gegründet, gereichten zum Vortheil Aller. Die neueste Kunde aus den entferntesten Provinzen nach Rom zu bringen, die Befehle des Herrschers nach allen Seiten zu beflügeln, waren Posten eingerichtet; von fünf zu fünf Meilen standen in besondern Häusern stets vierzig Pferde bereit. Zwei Flotten, eine zu Ravenna, die andere im Meerbusen von Neapel lagen zum Dienste nach Ost und West des Mittelmeeres segelfertig. Vierzig Schiffe hüteten das schwarze Meer und eine ansehnliche Macht lag zu Frejus am Gestade der Provence. Andere Fahrzeuge dienten zur Verbindung Galliens mit Britannien, andere auf dem Rhein und der Donau gegen die Ueberfälle der wilden Nachbarn.

3. Wir fragen, wozu es der Menschheit gefrommt, daß Rom mit soviel Verstand und Macht die unterschiedensten Völker zu dieser erstaunlichen Einheit zusammengebracht und verbunden habe? Wofür sind denn nur diese Weltstraßen gebahnt, diese leichten Fregatten beflügelt worden?

Vielleicht um die Ausbeute der Perlenfischerei an Britanniens Küste nach Rom zu bringen? Denn auch jene trüben, schwarzgelben Perlen wurden nicht verschmäht, weil es der Natur, wie der Geschichtschreiber Tacitus sagt, eher an Perlen, als Rom an Habsucht fehlen werde. Oder um aus den scythischen Wäldern kostbares Pelzwerk, vom baltischen Meere den Bernstein, und Teppiche aus Babylon herbeizuschaffen? Mit dem Passatwinde sind die jährlichen hundert zwanzig Schiffe von der Küste von Malabar, von der Insel Taprobana im rothen Meer eingelaufen. Die Kameele eilen mit der

reichen Ladung nach dem Nil und das üppige Rom sieht der theuren Seide, den Edelsteinen und Specereien, die Tempel sehen dem köstlichen Räucherwerk entgegen. Oder sind diese Straßen für die Eilboten da, die der siegreiche Trajan aus seinem Feldzuge gegen die Parther täglich an den römischen Senat sendet, um die Siege über noch unbekannte Völkerstämme, die Namen der neueroberten Provinzen zu verkündigen, indeß der stolze Kaiser auf dem Flusse Tigris von Armenien hinab in den persischen Meerbusen fährt, der erste und letzte Römer, der dies entfernte Meer beschifft? Oder für die wilden Thiere, den Strauß, den Panther und Löwen, die aus Afrika kommen, damit Kaiser Commodus, um den Namen des römischen Herkules zu verdienen, im Amphitheater vor seinem versammelten Volk an einem Tage hundert Löwen, wie sie wüthend die Arena durchrennen, mit hundert sichern Lanzen niederstrecke?

Freilich war die Einheit des römischen Reiches umfassend genug, daß Jedweder darin seine Absichten, seine Kräfte und Vortheile bethätigen konnte. Aber aus Instinkt, wie der Vogel sein Nest, baut der Mensch die Weltgeschichte. Mit Bewußtseyn und Ueberlegung arbeitet der Einzelne, sey er ein Gehorchender oder herrschgewaltig, und wenn er seine Zufriedenheit erringt, glaubt er sein Werk gethan zu haben. Befriedigt denn aber der Vogel, indem er nistet, nicht auch seinen heißesten Trieb? Und doch ist das Nest nicht um des Nestes willen, sondern für die Brut da, die in demselben flügge werden soll, und wie jener der Natur, dient der Mensch der Vorsehung. So laßt mich denn behaupten, daß

jene Straßen für die Apoſtel gebaut, jene Fregatten beſegelt worden ſind, um die himmliſche Beſcherung vom Chriſtbaum des Lebens nach den weiteſten Küſten zu tragen.

Wenigſtens muß doch, wer ſich auch dieſer Anſicht nicht befreunden könnte, anerkennen, daß eine ſolche äußere Einheit der verſchiedenſten Völker ganz geeignet war, die geiſtige Einheit des Chriſtenthums ſchneller aufzunehmen und zu verbreiten. Alle Hinderniſſe der Grenzen, der Sprachen, der Sitten und Geſetze, der Regierungsanſichten und Fürſtengrillen, der Verfaſſungen, der Cultur des Bodens und der Bewohner waren gehoben, und dem durch die Welt ſchreitenden Chriſtus war an der römiſchen Monarchie ein Johannes mit dem Rufe vorgeeilt: Tragt die Berge ab, und füllet die Thäler aus, macht eben, was ungleich iſt.

4. Und ſo wanderte nun auf dieſen Wegen mit ſeinem Palmenzweige der neue Glauben aus. Um den Euphrat und in Syrien ſtiftete er Gemeinden; Edeſſa hatte wohl am früheſten einen chriſtlichen Fürſten.

So beſucht und offen auch die Handelswege aus dem tiefern Orient herein zogen, konnte doch die neue Lehre keinen rechten Zugang dahin gewinnen. Die Prieſterſchaft in Perſien und Indien war zu mächtig, und hielt die Völker gern in Unmündigkeit; auch war die Lehre ſelbſt zu geiſtig für das niedergehaltene Volk und zu bedrohlich für das Anſehen der Prieſter, als daß ſie ſo leicht Aufnahme hätte finden können. Daher wendete ſich der Glaube mehr nach dem Abendlande hin.

Doch an Alexandrien, der handelsthätigen Haupt-

ſtadt Aegyptens, ging die Lehre nicht ohne ſchnellen Abſatz vorüber. Die zahlreichen Eſſäer, die hier lebten, nahmen mit Freude das verwandte Chriſtenthum auf. Ja in dieſer Stadt der Wiſſenſchaften, des Zuſammenfluſſes der Gelehrten, an dem großen Muſeum des Ptolemäus Philadelphus, ſoll daſſelbe zuerſt eine wiſſenſchaftliche Geſtalt angenommen haben.

Von da zog es ſich am Ufer des Mittelmeeres hinab. Die afrikaniſche Kirche war in früheſter Zeit ſehr glänzend, und wie mächtige Leuchtthürme ragten die großen Kirchenväter Tertullian, Cyprian, Lactantius und Auguſtinus hervor.

Von den frühen chriſtlichen Geſellſchaften in Antiochien, Aleppo, Damaskus zogen Apoſtel und Jünger über die Inſeln Cypern und Kreta nach Thracien, Macedonien. In den berühmten Städten Korinth, Sparta und Athen, mitten unter griechiſcher Pracht und Bildung, ſiedelten ſich ſtille Gemeinden an. Und dies überall ſo ſchnell, daß der Proconſul Plinius kaum 80 Jahre nach Chriſti Tod in ſeinen Berichten klagt, wie unvertilgbar „das neue Uebel" um ſich greife, ſo daß in Städten und auf dem Lande das Opferfleiſch der heidniſchen Altäre keine Käufer mehr finde.

Mit dem gewaltigen Menſchenſtrome, der aus den Provinzen nach dem Herzen des Reichs allen Jubel und Schmerz des Lebens, Ueppigkeit und Bettel, Liſt und Hoffnung, Wahn und Weisheit brachte, war früher auch ſchon das Chriſtenthum nach der ungeheuern Stadt Rom gekommen. Im Gewühl der Neugierigen, der Verzweifelnden, der Abergläubigen hatte es ſeine

nächtlichen Liebesmahle eröffnet und theilte den Segen des Himmels aus. Schon um das Jahr 64 nach Christo nennt der Geschichtschreiber Tacitus die Gläubigen — „eine ungeheure Menge.“ Und so war denn früh und tief der Grund gelegt, auf dem sich der heilige Stuhl der Christenheit erheben sollte.

Langsamer verbreitete sich in Gallien die neue Lehre, und auch in Spanien ließ der matte Schein, der von Gallien hinüber schimmerte, noch nicht so schnell jene fanatische Glut erwarten, an der sich bald genug die Scheiterhaufen für die Ketzer entzünden konnten. Doch wollte man auch hier, wie allerwärts, die Lehre des Heils von einem der Apostel Christi selbst erhalten haben. Die Legende, eine Blendlaterne der spätern Mönche, wirft aus den düstern Klostergängen ein wunderliches Licht in die früheste Zeit zurück. Da hatte denn der heilige Apostel Jakobus, jener schlichte Fischer vom See Genesareth, sein Ruder in ein kühnes Schwert verwandelt und an der Spitze einer tapfern Ritterschaar gegen die — Mauren gekämpft. Und zu Compostella ruhten die wunderthätigen Gebeine des Heiligen.

Ja sogar im entfernten Britannien dämmerte schon um das Jahr 60 das Christenthum, damals nämlich, als der Krieg der Römer mit der brittischen Königin Boadicea so unglücklich für diese ausschlug. Dies behauptet wenigstens der alte brittische Geschichtschreiber Gildas, und nur darüber wird von Kirchenvätern gestritten, von welchem Apostel in Person die neue Lehre dorthin gebracht worden sey.

5. Denn als der göttliche Freund und Meister

mit seinen Jüngern nach Bethanien hinaus gewandelt, dort segnend von ihnen über den Berg geschieden und nicht wieder zurückgekehrt war, hatten Jünger und Anhänger desselben, — auf Rabbi Gamaliels Gutachten vom hohen Rathe geduldet — zu Jerusalem in stiller Gemeinde zusammen gehalten. Unter Juden aber blieb der Verfolgungsgeist doch nicht aus. So kam es dahin, daß die verfolgten Jünger die neue Lehre, auf deren Ausrottung es abgesehen war, nur desto früher verbreiteten, — zuerst im jüdischen Lande, bald aber auch im nahen Samaritischen, in Phönicien, Cypern, Syrien, doch überall nur unter Juden. Einer der Verfolgenden, Gamaliels unduldsamer Schüler Saulus, kam aber plötzlich zur Einsicht über den Werth der neuen Lehre, und seine Verfolgungswuth verwandelte sich in Aposteleifer. Er selbst schriftgelehrt und ein römischer Bürger, frei im Denken, klug im Umgang, geschickt im Unterweisen, wendete sich zuerst mit seiner glühenden Ueberzeugung an die Heiden, bildete Schüler in seinem Sinn, und that für die Ausbreitung des Christenthums allein mehr, als die übrigen Apostel zusammen. Wie Jerusalem für die Juden, wird Antiochien für die Heiden eine Muttergemeinde, und gibt den neuen Bekennern zuerst den Namen Christianer. Und so sahen wir einen Anflug der neuen Lehre schon kurz nach der Mitte des ersten Jahrhunderts jenseit des Canals in Britannien aufgehen. Wie streichende und wandernde Vögel die Samen der Gewächse verbreiten, brachten die römischen Legionen, unter denen bald einzelne Christen waren, die herrliche Frucht vom Christbaum des Lebens in die ent-

fernteſten Provinzen. Förderlich hierzu war der Umſtand, daß alle öffentlichen Verhandlungen durch das ganze Reich in römiſcher Sprache geſchahen. Daneben aber diente, beſonders in den ſüdlichen Provinzen, ein gemeines Griechiſch zum öffentlichen Verkehr, ſo daß die Apoſtel und Jünger ſich in dieſer Mundart, an die ſie von Jugend auf gewöhnt waren, weit und breit verſtändlich machen konnten.

6. Am Kürzeſten findet man ſich mit der Frage nach den Urſachen einer ſo raſchen Ausbreitung des Chriſtenthums ab, wenn man die Antwort aus der Wunderkraft der ausgeſandten Prediger ertheilt.

Freilich hätte die Wundergabe, in fremden Sprachen zu reden, die den heiligen Predigern unbedingt beigelegt wird, zur Verbreitung der neuen Lehre das Allerbeſte thun können. Gerade dieſe Art von Wundern aber ließ ſich eben nicht ſo leicht wie andere durch Kunſt aufrecht halten, und wurde darum auch am früheſten aufgegeben. Der heilige Irenäus, der am Schluſſe des zweiten Jahrhunderts vielen ſeiner Zeitgenoſſen dieſe Wundergabe noch beilegt, hatte ſelber ſeine liebe Noth, ſich den Einwohnern von Gallien verſtändlich zu machen.

Mit einem andern Wundergeſchenk war man in den erſten Jahrhunderten noch freigebiger, indem den Gläubigen durch die Bank — Eltern und Kindern, Weibern und Biſchöfen — die Gabe der Weiſſagung zugeſtanden wird. Nach ſtrengem Faſten und Nachtwachen unter brünſtigem Gebet ſtellte ſich ein Zuſtand der Verzückung ein, während deſſen, wie man annahm, der heilige Geiſt aus den Gläubigen ſprach.

Aehnliche Erscheinungen haben sich indeß auch in späterer Zeit selbst an den sogenannten Ketzern gezeigt. Diese dürfte man vielleicht eher, als die frühern Heiligen, einer Untersuchung unterwerfen: wieweit nämlich ein hoher Grad von Begeisterung unter Mitwirkung krankhafter Körperzustände die menschliche Seele zu steigern und aufzuschwingen vermöchte. Es scheint hierbei nicht auf den Gegenstand des Glaubens, sondern auf den Enthusiasmus des Gläubigen anzukommen. In solcher Stimmung finden wir nach Aufhebung des Edicts von Nantes verfolgte und verwilderte Haufen von Protestanten in dem volkreichen Gebirge der Cevennen. Unter diesen durch Leiden und Eifer erhitzten Camisarden treten Propheten und Wunderthäter auf; Hirtenweiber und schmutzige Kinder fallen in Entzückungen zu Boden, predigen und weissagen. Ein fast zwanzigjähriges Blutbad war nicht Aderlasses genug, die Prophetengabe abzuzapfen. Die Weissagenden wanderten dann, vornehmlich nach England, aus, und so ansteckend war ihre Wundergabe, daß sogar vornehme und gelehrte Leute beim Anblick dieser in Fiebern und Ohnmachten zitternden und schäumenden Propheten von ähnlichen Krämpfen befallen und zu gleicher Weissagung hingerissen wurden. Ja selbst vor der christlichen Zeit und zwar in der Heidenwelt war solche Weissagensgabe so wenig unbekannt, daß Cicero in seinem Buche von der Weissagung eben kein besonderes Gewicht auf diese zweideutige Gabe legt.

Zu jenen Wunderthaten der frühesten christlichen Jahrhunderte gehörte noch die Austreibung böser Geister. Die ersten Christen wanderten überall auf geheimniß-

vollem Boden, und hatten unaufhörlich mit böſen Geiſtern zu ſtreiten. Ihr jugendlich-ausſchweifender Glaube in ewigen Dingen hatte für die Erſcheinungen der Welt die Leichtgläubigkeit zur Haushälterin. Und wie zur Zeit der Republik der vornehme Römer, der ſich um ein öffentliches Amt bewarb, in der ausgedehnten Stadt immer einen Mann zur Seite hatte, der ihm die Namen der begegnenden Bürger nannte, um deren Gunſt und Stimme Jener ſich ſchmeichelnd bewerben mußte: ſo wandelte, den Himmel ſuchend, der Chriſt damals ſtets im Geleit einer frommen Phantaſie, die ihm jede natürliche Regung mit dem Namen eines böſen Geiſtes andeutete, vor dem er ſich zu ſchanzen habe.

Worauf kommt es aber am Ende bei einem Wunder an? Schon Auguſtinus, der heilige Vater, der ein großes Wort in der römiſchen Kirche führt, erklärt für ein Wunder Alles, was über die Erwartung und den Begriff des ſich Verwundernden hinaus gehe. Darum treten denn billig die Wunder, wie die Geiſter in den Trauerſpielen, gern im Hintergrund der Geſchichte auf. Die an Einſicht und Prüfung mündig werdende Naturkenntniß hat ſelbſt die wunderbare Kraft, traumwandelnde Wunder aufzuwecken und im Reich der Natur einzubürgern. Die Wunder wollen, wie die Spargeln, ihre Zeit, wann ſie geſchnitten und genoſſen werden. Daher iſt denn auch nicht recht auszumitteln, wann ſich die Zeit der Wunderkraft geſchloſſen habe. Oft gab ein Jahrhundert den Anſpruch nicht auf, wenn es gleich ſein Recht ſchon verloren hatte. Zuletzt ſprach man lieber von fremden, als von den eignen Wundern.

Bernhard von Clairvaux rühmt die Wunderthaten seines Freundes Malachias, Erzbischofs von Armach, und läßt seine eignen von seinen Schülern preisen.

Doch in dem einen Betracht diente der Glauben an Wunder zur Ausbreitung des Christenthums, daß nämlich manche Heiden sich in die stillen Gesellschaften der Christen aufnehmen lassen, weil diese den Ruf so ausserordentlicher Thaten für sich hatten. Wir aber erkennen freudig das eine große Wunder an, daß nämlich das Christenthum sich auf natürlichen Wegen so schnell und weit ausgebreitet hat.

7. Denn zupächst, und ehe man sich noch um die Lehre der Christen viel bekümmerte, mußte doch ihr Lebenswandel das günstigste Vorurtheil erwecken, und ungewöhnliche Tugend den neuen Glauben empfehlen. Worin hätte sich denn auch die verkündigte Göttlichkeit dieser Lehre überzeugender, als durch Reinheit des Herzens und der Sitten bethätigen können?

Auf diese kommen darum auch die frühesten Lobredner des Christenthums immer wieder zurück, schildern mit den lebhaftesten Zügen, mit den feurigsten Worten die Umwandlung der Sitten, die mit der Verkündigung des Glaubens eingetreten war.

Eine neue Gesellschaft, die sich so entschieden und offen aus dem Zusammenhang der Nation ausscheidet und vom allgemeinen Kultus losreißt, erweckt natürlich die größte Aufmerksamkeit. Und wenn nun feindselig Gesinnte mit dem Vorwurf nicht zurück hielten, — die Christengemeinden wären eine Zuflucht eben für die Verworfensten, die aus Verzweiflung an irgend einer

Verſöhnung mit der Gerechtigkeit des Himmels, dem reinigenden Waſſer der Taufe mit Vertrauen zueileten: ſo gab es doch auch wirklich der Fälle genug, daß die auffallendſten Sünder in ausgezeichnete Heilige waren verwandelt worden. Freilich wendeten ſich, nach ihres Meiſters Beiſpiel, die Verkündiger ſeiner Lehre von denen nicht zurück, auf welchen das Bewußtſeyn großer Schuld und die Angſt vor der Zukunft laſtete, ſondern ſuchten gerade dieſe durch Reue und Buße zu erwecken.

Die Menſchheit wie die Natur hat ihre Perioden der Fäulniß, aus der ſich ein neuer Zuſtand entwickelt. In der Gährung geht der freie Bildungstrieb der Natur wie der ſittlichen Kraft nicht zu Grund; vielmehr haben wir geſehen, wie bei allen Völkern in Zeiten des Sittenverfalls ſtrenge Lehren und Beiſpiel den beſten Eingang gefunden und das Volk erfriſcht haben.

Welchen Halt mußte nun aber nicht in das ſinnlich-verweichte, ſelbſüchtig zerfahrne Leben, wie es damals über die römiſche Welt verbreitet war, eine ſo tüchtige Geſinnung, eine ſo nüchterne, ernſte und begeiſterte Kraft bringen? In Mitten der allgemeinen Sündfluth war ein Kern des Feſten angeſchoſſen, nach welchem hin ſich Alle retten konnten. Sollte nicht jene ſelige Einigkeit und Gemeinſchaft aller Neubekehrten das Werk einer vom Himmel gekommenen Liebe ſeyn, in der alle Selbſucht getilgt und die Fülle des Ueberſinnlichen ausgeſpendet war? Ja, in einem geſpannten Widerſpruch, wie er ſich auch ſonſt wohl im Leben findet, bildete ſich, dem allgemeinen Verderben genüber, Einfalt und Enthaltſamkeit bis zum Eigenſinn aus, ſo

daß wir die ſtrengen Anſichten der früheſten Kirchenväter gegen jedwede Genüſſe, Vergnügungen, Künſte und Annehmlichkeiten des Lebens heutiges Tags nur belächeln können. Aber ſo mußte freilich damals der muthloſen Erſchlaffung der Zeit, um ſie zu beſchämen, zu erſchüttern, der Heldenſinn der Selbſtverläugnung in ſeiner ſchroffeſten Kraft entgegen treten.

Dieſen guten Ruf der neuen Chriſtengemeinde hütete dann aber auch eine eiferſüchtige Wachſamkeit Aller auf Jeden der Neubekehrten. Beſonders ſtreng wurde Alles angeſehen, was nur einen Anhauch von Abgötterei an ſich trug. Ein Eifer, eine Unduldſamkeit, die zwar ihrem Weſen nach aus dem Judenthum ſtammte, nicht aber, wie dieſes, dem Leben feindſelig und abſtoßend, ſondern gerade heilſam und rettend zugewendet war.

Und ſo gewann durch heiligen Eifer die neue Geſellſchaft immer mehr an innerer Kraft und an Wirkſamkeit nach Außen.

8. Es hatten ſich nämlich urſprünglich auch die Gemeinden der neuen Lehre zu einer einfachen, zweckmäßigen Körperſchaft verbunden, die alle weltlichen Angelegenheiten von ſich abwehrte. Wie den Vergnügungen war man den Geſchäften des bürgerlichen Lebens abhold. Kaum wollte man denjenigen, die ſchon bei ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum in bürgerlichen Aemtern oder unter den Waffen ſtanden, nachſehen, daß ſie ihre Poſten beibehielten. Es war ein erhabener Egoismus, der ſich von aller vielſpaltigen, auseinander laufenden Betriebſamkeit des Lebens und der bürgerlichen Verfaſſung auf ſich ſelbſt zurück zog, um von aller Zeit-

lichkeit unangefochten, und eifernd für den Himmel, nur an eigener Einrichtung und Ausbreitung zu arbeiten, als ob dieſer Schauplatz irdiſcher Sorgen und weltlicher Erſcheinungen in eine Vorhalle der Ewigkeit umzuwandeln wäre. Was aber vermag nicht eine Kraft, eine Richtung, die ſich ſo beſchränkt und doch zugleich geiſtig ſo ſehr ſpannet?

Gewiß war eine ſolche Wirkſamkeit der Apoſtel und erſten Verkündiger vollkommen der Lehre angemeſſen, die ſie predigten und die eben in der Nichtigkeit des Irdiſchen die Macht des Ewigen an den Tag legen ſollte.

9. Mit dieſem Eifer war denn auch die Begeiſterung verwandt, in welcher die Apoſtel von der Perſon ihres göttlichen Meiſters ſprachen und die lebhafteſte Theilnahme aufregten.

Natürlich entzündete ſich der Strahlenkranz, der das Bild ihres erhabenen Meiſters umgab, immer leuchtender, je tiefer zurück in die dämmernde Erinnerung jenes Bild ſelber trat. Eine Wehmuth mußte ihr Herz ergreifen, wenn ſie, für ſein großes Werk unermüdlich, in der Unruhe dieſes Lebens ſich von ſeinem friedſamen Antlitz für hienieden getrennt ſahen. In ſolchen Empfindungen ſprachen ſie zu den Völkern von dem Manne, der vor ihren Augen glorreich geſchieden war. Heiligkeit iſt ein Begriff, der dem Chriſtenthum weſentlich eigen iſt. Der indiſchen Religion iſt dieſe Vorſtellung nicht fremd; aber die römiſche Welt hatte weder von Göttern noch Heroen das Bild eines heiligen Lebens; es war durchaus ein neuer Gegenſtand für ihre Phantaſie, der aber ihr tiefſtes Herz ergreifen mußte. Und

ſollten ſie nun unbekümmert um die Lehre eines ſolchen heiligen Mannes bleiben?

10. Wir haben dieſe Lehre kennen gelernt: ſie war am Ende für ſich allein mächtig genug, Alle unter allen Umſtänden zu gewinnen.

Sie ſtieß nicht, wie das Judenthum, durch liebloſen Stolz, Halsſtarrigkeit in Gewohnheiten, durch Härte der Beſchneidung, Strenge in Faſten und Auswahl der Speiſen, durch Aengſtlichkeit in Beobachtung der Feſte und Feſtgebräuche den gebildeten Heiden ab. Und doch ſelbſt für die Juden blieb die neue Lehre lockend. War ja doch der geiſtige Meſſias aus ihrem Volk entſtammt; in ihm waren alle Weiſſagungen der Schrift erfüllt, denn auch ſeinen Tod verkündeten die heiligen Bücher. Es ſchien der Moſaismus ſollte erfüllt werden und habe in ſeiner letzten Verwandlung die Flügel erhalten, um ſich über die engen Grenzen eines auserwählten, nun ſo tief verhöhnten Volkes zu erheben und in alle Welt zu verbreiten.

Neben den morgenländiſchen Weiſen mußten dann aber auch die Platoniker eine große Uebereinſtimmung der chriſtlichen Lehre mit ihren Lieblingsanſichten gar bald bemerken. Beiſtimmend oder widerſprechend konnten ſie dieſelbe wenigſtens nicht ohne Theilnahme laſſen.

Gar nun aber die große Menge! Eine Gegenwart zu begreifen, iſt das ſinnliche Volk wenig geſchickt, ſie zu genießen, oder ihr zu unterliegen, iſt es allein gut genug. Aber um rückwärts und vorwärts zu blicken, ſich zu grämen und zu bekümmern, ſtellen ſich auch bei dem verworrenſten und unruhigſten Menſchen einzelne

Augenblicke ein, und rütteln ihn aus ſeiner Dumpfheit auf, bringen ihn aus ſeinem Taumel zurück. Hinter ihm liegt eine ſündige Vergangenheit, und das Bedürfniß einer Ausſöhnung der Gottheit iſt in aller Zeit dem Menſchen dringend geweſen. An den Mitteln, welche hierzu der jedesmaligen Einſicht der Menſchen irgend eine Religion anbot, hielt ſie ihre Anhänger feſt. Nun war damals eine Zeit der tiefſten Verſunkenheit eingetreten, und Verbrechen laſteten auf dem Bewußtſeyn der damaligen Menſchheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entſündigungsmittel zuſammen brach. Alles nahm daher ſeine Zuflucht zu den neukräftigen Myſterien des Chriſtenthums. Hier ward Vergebung und Begnadigung durch den allverſöhnenden Glauben an Chriſtum angeboten. Und wer ſollte nicht dieſe Hoffnungen freudigſt ergreifen, die ſich in ſo viel körperlichen Heilungen und in der Begeiſterung aller Herzen verkündigten? Darin ſchien ja doch die Gnadenhand der barmherzigen Gottheit allen Verzweifelnden ſichtbar geworden. Wieviel hat hierin wieder Paulus allein außer ſeinem Predigeifer noch durch die ihm eigne Idee vom Opfertod Jeſu zur Ausbreitung des Evangeliums genützt! Ein Göttlicher ſey für die Vergehen der Welt geſtorben und wer an ihn glaube, ſey der allgemeinen Vergebung theilhaftig. Dieſe Idee und Anſicht wurzelte tief in den aſiatiſchen Religionen der Vorwelt, ſchien aber im römiſchen Reich ausgegangen zu ſeyn, und trieb nun in dem gelehrten Paulus einen neuen Schößling, der aus indiſcher Wurzel zu einem chriſtlichen Weltbaum erwuchs.

In der Richtung aber nach der Zukunft war neben der tröſtlichen Anſicht von der Fürſicht eines himmliſchen Vaters zugleich die ſtrahlende Verheißung der Unſterblichkeit gegeben. Alle Zweifel ſchwanden vor dem lebendigen und belebenden Glauben, den ein vom Himmel Gekommener angefacht und zur ewigen Gewißheit erhoben hatte.

So ward in einer Lehre, die durch Einfachheit und Geiſtigkeit ſich allen Formen der Weltbildung anſchloß, der geängſtigten Menſchheit mit Einmal das Allertheuerſte angeboten, wonach ſie ſeit Jahrhunderten ſuchend in der Irre gegangen war; — ſo wurde ihr ein von Schmutz gereinigtes Bild ihres eignen göttlichen Weſens vorgehalten. Sollte ſie das Theuerſte nicht annehmen, das Eigenſte nicht anerkennen?

Widerſpruch.

11. Keineswegs aber, als ob die neue Lehre auch gar keinen Widerſpruch zu erfahren gehabt hätte. Vielmehr mußte ſich ja das Höchſtgeiſtige und Freie in offnem Widerſpruch mit Allem befinden, was im Irdiſchen ſeinen feſten Beſtand hatte und behalten wollte. Eine Gottheit ward verkündigt, die nicht mehr die Opfer wohlgefällig aufnahm, ſondern die Altäre und Opfernden verſtieß.

Die ſchönſte Zeit der Ausbreitung des Chriſtenthums fällt in die glücklichſte Periode des römiſchen Staates. Die Kaiſer der cäſariſchen Familie, der mißtrauiſche Tiberius, der ausſchweifende Caligula, der einfältige Claudius, und Nero, der Tiger, hatten ihre Tollheit bald

ausgetobt. Noch ſchneller ging der Uebermuth der Legionen vorüber, die eine Zeit lang den Thron beſetzten, Und hier war der edle Titus ſchon ein Vorſtrahl beſſerer Tage. Aber unter Nerva, Trajan, Hadrian und beiden Antoninen war eine Glücksperiode, wie ſie die Geſchichte kaum mehr aufzuweiſen hat. Ein unermeßliches Reich lag im Schooße des Friedens, überwaltet von unbeſchränkter Herrſchaft, vor welcher aber zwei Schutzengel, Tugend und Weisheit, Schwert und Zepter einher trugen.

Nur das junge Chriſtenthum ward in dieſem goldnen Zeitalter der römiſchen Welt, wenn auch eben nicht auf's härteſte verfolgt, doch durchaus nicht begünſtigt. Es empfand mancherlei Widerſpruch, der ſich unter bald hereinbrechender Verwilderung und Verwirrung durch beſtändige Kaiſermorde immer mehr erbitterte.

Eigentlich unduldſam in religiöſen Dingen war man im alten Rom nicht. Wer hätte damals von religiöſen Streitigkeiten gewußt? Der Glaube und die Verehrung des frommen Volkes war ja doch auf eine Mehrzahl von Göttern gerichtet, und die Andacht konnte daher durch einen Zuwachs neuer Gottheiten nur gewinnen. Und da jene Weſen bald als Hausgötter, bald als Naturgottheiten oder Volksgötter gedacht wurden, ſo nahm es Niemand übel, daß wer an einem andern Heerd, in anderer Gegend, unter anderm Volke lebe, auch andere Gottheiten anerkenne. Man ſuchte dann weniger die Verſchiedenheit, als die Verwandtſchaft der angebeteten Gegenſtände auf, und machte die fremdartigſten am Ende dadurch gleich, daß man ſie freundlich zu

den eignen Göttern aufnahm. So wenigſtens das Volk. Die Weiſen aber, die auf die Irrthümer der Menge mit Verachtung oder Duldung blickten, fanden in beidem keinen Grund des Haders. Und die Obrigkeiten erwieſen ſich jedem Kultus gewogen, durch welchen ſie das gläubige Volk im Zaume zu halten, zu bändigen, zu bilden hofften. Selbſt den beſiegten und neu unterjochten Völkern ließ man gern ihren Glauben unangetaſtet, wenn auch nicht immer die goldenen Abbildungen ihrer Götter. So ward Rom zuletzt ein Zuſammenfluß von Fremden aller Länderſtriche, und die Höflichkeit die man den Gäſten erzeigte, dehnte ſich auch auf ihre Götter aus, — Rom ward ein Pantheon der Welt.

Dafür aber verlangte man wenigſtens eben ſo viel Duldung, als man ſelbſt erwies. Die ward jedoch von der neuen und ſo ſchnell ſich verbreitenden Sekte, wie man das Chriſtenthum nannte, nicht geleiſtet, vielmehr war es des Gläubigen Pflicht, ohne Rückſicht und Ausnahme alle Abgötterei zu beſtreiten, zu verwerfen. Ein ſo befremdlicher Eifer der Chriſten erweckte auch unter den Römern eine bisher fremde Unduldſamkeit, die ſogar den zuletzt ſo geſunkenen und verächtlich gewordenen Götterdienſt mit friſchem Leben anfachte. Neue Opfer, neue Sühnen und Einweihungen werden aufgebracht und Fremdes dem Fremden entgegen geſtellt. Der geheimnißvolle Mithrasdienſt kam in Aufnahme, und die Kaiſer ſelbſt, wie Heliogabal, Aurelian und Probus gingen mit ihrer Andacht zu Mithras, dem ſiegreichen Sonnengott, dem Volke voran. Auch Gebräuche aus dem Dienſt jener phrygiſchen Kybele

verbreiteten ſich, und oft war es ein wirkliches Blut, was den hinſchwindenden Körper des altrömiſchen Götzendienſtes neu belebte. So kommen im zweiten Jahrhundert häufig Taurobolien vor, — Reinigungen, denen ſich Büßende unterwarfen, indem ſie unter einem Gerüſt das Blut geopferter Stiere auf ihren Leib träufen ließen.

Der ſchwarze, angeblich vom Himmel gefallene Stein, unter dem man zu Emeſa die Sonne verehrt hatte, ward jetzt in feierlicher Prozeſſion durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Roſſe, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über Goldſtaub, der voraus geſtreut wird. Der fromme Kaiſer Heliogabal führt die Zügel, rückwärts ſchreitend, um die Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer gebracht, Thiere, reiche Weine, köſtliches Räucherwerk. Unter wilder Muſik führen ſyriſche Mädchen wollüſtige Tänze auf, und die erſten Beamten des Reiches ſo wie der Armee verrichten in langen phöniciſchen Gewändern, äußerlich voll Andacht, innerlich voll Grimm, den Gottesdienſt.

Die verſtummten Orakel erhoben noch einmal ihre heiſere Stimme und die vergeſſenen Wunder eines Apollonius von Tyana und des Pythagoras wurden wieder ausgejauchzet, um die chriſtlichen Wundergeſchichten zu überſchreien. Man verließ die Schulen der Philoſophen, um ja keinen Zweifel, kein vernünftiges Wort mehr gegen den heiligen Aberglauben zu hören, dem man ſich in die Arme geworfen hatte.

Sehr begreiflich, daß dieſer Aufſchwung von der

Priesterschaft herrührte, deren Ansehen und Fortbestand durch nichts mehr bedroht werden konnte, als durch die geistige Freiheit des Christenthums, das eben noch nichts von kirchlichen Gebräuchen und von einem mächtigen Stande wußte, der von Gebräuchen lebe. Ja, hätte das Christenthum gleich Anfangs seine spätere Ausbildung mitgebracht, so wäre dieser Widerspruch leicht gehoben gewesen: der oberste Pontifex hätte den Stuhl Peters, die übrigen obern Priester die schönsten Erzbisthümer eingenommen, und Alles hätte sich Glück gewünscht.

12. Aber auch die Philosophen hatten an dieser Gegenwirkung auf das Christenthum ihren nicht unbedeutenden Antheil. Auffallend genug, daß eben die ausgezeichnetsten Männer des damaligen Rom, deren Schriften wir heute noch mit Entzücken lesen, deren Empfindungen und Ansichten oft dem Christenthum so verwandt sind, diese neue Lehre entweder stillschweigend übergehen, oder höchstens mit Bedauern von dem verkehrten und stöckischen Eifer der neuen Sekte reden; Männer, die ihr Leben an Erforschung der Wahrheit, an Uebung der Rechtschaffenheit setzten, und die wir so gern im Neulichte des Christbaums stehen sehen, deren Zufriedenheit mit der kostbaren Bescherung wir so gern in ihrer schönen Redekunst vernehmen möchten. Vielleicht haben es doch die damaligen Verkündiger des Christenthums versehen oder nicht verstanden, sich und ihre Lehre bei solchen Männern von der rechten Seite zu zeigen.

In einem andern Theil der römischen Welt, zu

Alexandrien in Aegypten, bildete ſich aber Anfangs des dritten Jahrhunderts eine neue philoſophiſche Schule ausdrücklich wider das Chriſtenthum aus, — die neuplatoniſche, die auf den Grund der Philoſophie Platons eine Auswahl des Beſten aus griechiſcher und orientaliſcher Weisheit dem Chriſtenthum entgegen ſetzte, um das wankende Heidenthum zu befeſtigen. So brachten ſie freilich Vieles zuſammen, was vor Chriſtus chriſtlich genug ausſah und die Hauptanſicht rechtfertigen ſollte, — das Chriſtenthum verdiene eine ſo große Bedeutung nicht.

Plotin, zu Lykopolis geboren, wendete ſich gegen ſein dreißigſtes Jahr der Philoſophie zu, genoß den Unterricht des Ammonius, eines vielleicht Eingeweihten der ägyptiſchen Myſterien, und eröffnete nach einem Beſuche Perſiens ſeine Schule zu Rom, wo er nach 26 Jahren in den Armen ſeines Schülers und Arztes Euſtachius mit den Worten verſchied: „Ich gehe jetzt damit um, das Göttliche in mir mit dem Göttlichen im Weltall wieder zu vereinigen.“

Er hinterließ 54 Abhandlungen über ſeine Lehre, die, durch ſeine Schüler ſchnell verbreitet, unter allen gebildeten Nationen Anhänger genug fand.

13. Mehr fallen uns indeß die von der Staatsgewalt gegen die Chriſten ergriffenen Maßregeln, die ſogenannten Verfolgungen auf. Aber nicht Alles, was von hier aus die Chriſten traf, war unverdient, wenigſtens unveranlaßt von ihnen ſelbſt, oder konnte für einen feindſeligen Staatsgrundſatz angeſehen werden. Gleich die erſte Verfolgung des Nero um das Jahr 64 nach Chriſto war mehr eine Wüthrichslaune, die

den Verdacht und die Entrüſtung der Römer über den ſchrecklichen Brand der Stadt von ſich auf Leute zu wälzen ſuchte, die wenigſtens doch des Menſchenhaſſes, wie Tacitus ſagt, wenn auch nicht der Brandſtiftung, überwieſen waren. So hart nämlich, als ein finſterer Haß gegen die Menſchheit, erſchien den Römern jenes ſcheue, von allem Verkehr und Genuß zurück gezogene, oft ſchwärmeriſch-trotzige Weſen der damaligen Chriſten. Die Schwärmerei war freilich groß, und nicht jeder Hingerichtete litt gerade um ſeines Chriſtenthums willen. So warf z. B. ein römiſcher Hauptmann an einem Feſttag die Abzeichen ſeines Rangs, warf ſeine Waffen vor allen Soldaten weg und ſchrie, daß er nur dem himmliſchen König Chriſtus dienen wolle. Ergriffen und zu Verhör gebracht, ging er von ſeiner Erklärung nicht ab, und wie er denn nun als Ausreißer hingerichtet wurde, galt er für einen Märtyrer.

Doch wenn alſo gar Viele in Eifer und Abſcheu vor allem Heidniſchen oft nicht nur die geſelligen Verhältniſſe, ſondern ſogar die Unterthanenpflichten verletzten: ſo ward auch wieder von Seiten der Römer Vieles an den chriſtlichen Religionsübungen um ſo leichter mißverſtanden, als die Gläubigen ihre Gebräuche gern geheimnißvoll vor den Augen der Welt zu verbergen ſuchten. Ihre nächtlichen Zuſammenkünfte ſollten den unnatürlichſten Laſtern gelten. Und freilich waren eben die niedrigſten und verworfenſten Menſchen, denen man nichts Gutes zutraute, am zahlreichſten der neuen Sekte zugelaufen, und ihre neugewonnene Beſeligung konnte vielleicht als ein Wohlbefinden derſelben in ihrem Element erſcheinen.

Schon mehr von Staatsrücksichten getrieben war die zweite Verfolgung des Kaisers Domitian um das Jahr 95, die besonders die Christen in Kleinasien traf. Der königliche Name, den diese ihrem gekreuzigten Meister beilegten, setzte die Regierung in Unruhe, und veranlaßte Nachforschungen wegen zepterſüchtiger Abkömmlinge des angeblichen jüdiſchen Königs. Da wurden denn auch zwei, durch ihre Abſtammung merkwürdige Männer zu Verhör gebracht, Enkel nämlich des Apoſtels Judas, eines Bruders Jeſu. In ländlichem Anzug und Benehmen bekannten ſie ihre königliche Abkunft aus dem Blute Davids und ihre Verwandtſchaft mit dem Meſſias, lehnten aber alle Anſprüche auf weltliche Herrſchaft feierlich ab, und hoben, um ihren Erwerb befragt, die ſchwieligen Hände auf, zum Zeichen, daß ſie die Erde baueten.

So zog ſich der April des aufkeimenden Chriſtenthums durch beinahe drei Jahrhunderte mit abwechſelnden Stürmen und einzelnen Sonnenblicken hin, und ſchloß mit der zehnten, ſehr harten Verfolgung unter dem Kaiſer Diocletian. Auch wie bei der erſten wurden hier wieder die Chriſten der Brandſtiftung und zwar im kaiſerlichen Palaſt zu Nicomedien beſchuldigt. Durch das ganze Reich wurden ſie verfolgt, ihre Kirchen niedergeriſſen, ihre heiligen Bücher verbrannt, und keine Qual unverſucht gelaſſen, um ſie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bringen.

Im Leiden entwickelt ſich aber die Lebenskraft eines Körpers. Und eine neue Lehre, die keine Verfolgung überſtehen kann, iſt nicht werth, daß ſie ausgebreitet

werde. Das Chriſtenthum wuchs unter Druck ſo ſtark, daß am Ende der Leidensperiode die Partei der Chriſten im römiſchen Staat die zahlreichere und angeſehenere war. Sey es nun, daß Leidende ohnehin Theilnahme finden, oder daß ſolcher begeiſterte Muth für die göttliche Kraft der Lehre ſprach, oder daß dabei im Laufe der Zeit die Vorurtheile, die man gegen die Chriſten gefaßt hatte, ſchwanden, und die durch Verfolgung zerſtreuten heiligen Bücher die tröſtlichſten Wahrheiten, die erhabenſten Nachrichten von dem göttlichen Lehrer verbreiteten: genug, es zeigte ſich, daß ein Werk der Vorſehung gegen alle Widerſprüche der Zeitparteien durchging. Der Sturm, der herein brach, erſchütterte den herrlichen Chriſtbaum nur, um deſſen koſtbare Behänge weit umher zu ſtreuen.

Die Vorſehung aber läßt ihr Werk immer durch Menſchenhände betreiben und unter dieſen kann es ſich nur menſchlich geſtalten. So ſchien es auch jetzt nur in der Hauptſache darauf anzukommen, daß die nothwendigen Leiden vorerſt überſtanden würden; und wenn nur das Chriſtenthum im Ganzen ſiegte, ſo konnte man über die Triebfedern der einzelnen Mitkämpfer wohl hinaus ſehen. Da hatten denn Manche freilich in einer Lage voll Schulden und Verzweiflung durch den Martyrtod ein rühmlicheres Ende geſucht, als man heutigen Tags durch Selbſtmord findet; Andere hatte die Hoffnung, ein durchſündigtes Leben in ihrem Blute rein zu waſchen, getrieben, und viele Nothleidende hatten durch Gefängniß um ihres Glaubens willen ſich reiche Almoſen der Brüder zuzuwenden gewußt. Ja, ein Martyrer zu

werden, war in damaliger thatenlos verſumpfender Zeit faſt der einzige Weg der Auszeichnung für ein kräftiges Herz. Die Ruhmbegierde, die ſchon ſo manches ſeltſame Mittel ergriffen hat, bangte vor Opfern nicht, die zugleich noch mit himmliſchen Kronen vergütet wurden. Daher war in den Augen der damaligen Chriſten ein Schimpf darauf geſetzt, mit Selbſtſchonung und Klugheit Verfolgungen aus dem Wege zu gehen. Trotzig ſtürzte man die Altäre der Götter um, ſtieß Verwünſchungen gegen Kaiſer und Obrigkeit aus, ſchlug nach den Richtern, vor denen man ſich verantworten ſollte, und pries ſich, ſchwärmeriſch genug, um ſo glücklicher, je mehr man durch dergleichen die Wuth der Beleidigten auf ſich zog.

Was aber die Anzahl der Martyrer und die Schrecknisſe ihrer Leiden anbelangt, ſo haben wir darüber keine ganz zuverläſſige Geſchichte. Siegestrunkne Augen zählen nicht genau und Geneſene wollen gern die bitterſte Krankheit überſtanden haben. Die Legende, dieſes plauderhafte Kindermädchen der Geſchichte, erzählt eben für Kinder, die das Erſtaunliche lieben und deren Herz auch wohl unter dem Erſtaunen wächſt. Und wie's denn zu gehen pflegt, — je länger ſie erzählt, deſto mehr nimmt die Zahl der Martyrer zu, deſto wilder werden die Werkzeuge der Verfolger. Welche ſchöne Muße, welchen weiten Spielraum und düſtern Schwung hatte nicht auch die einſame Mönchsphantaſie, um Legenden zu ſchreiben! Aber welcher Aufwand war auch nöthig, um eine roh-fühlende Zeit zu erſchüttern? Ja, wie das Martyrthum erſt die einzige Auskunft des Helden-

muthes geweſen, ſo blieb hernach die Geſchichte der Martyrer lange Zeit der einzige Gegenſtand für damalige Novellenſchreiber.

Entſchuldigung.

14. Nicht aber, als ob ich darauf ausginge, an ſo erhabenen Erſcheinungen gerade das Mangelhafte aufzuſtochern und heraus zu wenden. Vielmehr ſoll das Mangelhafte gerade in ſeiner hohen Beſtimmung gezeigt werden, die es nur durch ſeine Mangelhaftigkeit erreichen kann.

Alles Ueberſinnliche, das ſich auf unſerer Erde entwickeln will, hat ſeine Gährung durchzumachen, wie ſich auch ſchon auf ähnlichem Wege der Geiſt aus den Hüllen der Traube loswindet und ſeinen kriſtallhellen Palaſt erbaut. Ich weiß nicht, ob die bittern Kerne der reifen Trauben, oder was ſonſt die Gährung hervorruft und ſchärft, aber zur Gährung muß es eben kommen, wenn auch der Gährungsſtoff am Ende nicht mehr werth iſt, als mit den Abfällen weggeworfen, oder als Hefe niedergeſchlagen zu werden.

Solch' eine Gährung war die jahrhundertlange Verfolgung des jungen Chriſtenthums, und jene Schwärmer ſchärften ſie nur, um den Geiſt geläuterter und mächtiger heraus zu ſetzen.

Abendland.

15. Willkommen, funkelnder Stern, der uns Wandernden auf dieſer Stelle plötzlich wieder erſcheint, willkommen Mitpilgerin Liebe! Seit du, täuſchungwebende,

ſinneberauſchende Maja reumüthig zu des Menſchenſohnes Füßen geſeſſen, ſie mit koſtbarem Nardenöle geſalbt, mit entflochtnem Haar abgetrocknet haſt, — wo biſt du umher geirrt oder verborgen geweſen? Doch ja! Du haſt unter der Verbreitung der Heilslehre hier und dort uns mit Ahnung umſchwebt, und deine Sandale verräth, daß du auch durch die blutigen Gefilde des Martyrthums gewandelt biſt.

Den Weg der Naturentwickelung hat auch die Liebe genommen, oder vielmehr iſt es die Liebe, die durch die Naturentwickelung zum Vorſchein kömmt. Es iſt der Weg von Außen nach Innen. Indem die Liebe die äußern, ſinnlichen Bezüge immer mehr in ihr Innerſtes aufnahm, hat ſich die natürliche zur chriſtlichen Liebe erhoben. Jene ſteht unter der Uebergewalt des Blutes, dieſe unter der Selbſtbeſtimmung der Freiheit; jene hat ihre Anwandlungen, dieſe ihre Pflichten; jene nimmt die Welt in die Selbſtigkeit auf, dieſe ſtrebt mit Selbſtbeherrſchung auf das wahre Wohl der Welt.

Vom Innern der Menſchheit heraus bildet ſich nun die Geſchichte, zu welcher, wie wir früher bemerkt, die Griechen den Uebergang aus der orientaliſchen Natur gemacht haben. Vom leuchtenden Orient, der ſich fort und fort mit ihrem prunkenden, duftenden Schleier ſchmückt, hat ſich Maja nun abgewendet und dem dämmernden, träumenden Abendland ihr ſchwärmeriſches Herz zugekehrt. Aber das Wirken und Weben verlernt ſie nicht, und ſchafft nun mit ſinnreichen Gedanken den großen Teppich der Geſchichte. Maja iſt zur Maria geworden.

Erlöst von der Dienstbarkeit und Frohndandacht der Naturreligion ist nun der Mensch und thut sein eignes Werk. Das Gewand des Menschensohnes ist verlooſt worden, und in die Hände jener Maja gekommen, die unter dem Kreuz, in die üppigen Haare weinend, gestanden ist. Die unvergänglichen Fäden jenes Gewandes wirkt sie in ihren gestaltenreichen Teppich, wie sie sinnig sitzt mit sanften Zähren, in denen eine heilige Freude zitternd leuchtet, wie nur auf träufendem Gewölk ein Regenbogen des Friedens entsteht.

Ich will sagen, das Christenthum sei die Aufgabe unserer Geschichte. Kaum wissen wir ja nach beinah zweitausend Jahren etwas mehr zu erzählen, als wie dasselbe unter Verfolgungen gewurzelt, unter Kämpfen seinen Riesenstamm getrieben, und von Jahrhundert zu Jahrhundert einige frühgewelkten oder abgerißnen Astsprossen ausgestoßen hat. Seit drei Jahrhunderten endlich sind feste, sich verzweigende, sprossenschiebende Aeste ausgebrochen. Aber welche Jahrhunderte und Aequinoctialstürme werden noch vorüber gehen, bis alle Ideen des Christenthums geschichtlich ausgeführt und die Aufgabe des neuen Weltjahrs gelöst seyn wird?

Dazu scheint eben das Abendland berufen. In dem aus Schein gewobnen, verzaubernden Schleier der Natur schlummert und träumt der Orient fort und hat das Christenthum nicht aufgenommen. Aber im Abendland ist das sanft-abgestufte Jahr nüchtern, der Menschengeist wach. Die Elemente werden mehr und mehr besiegt und die Gedanken gewinnen Herrschaft. Die Natur ordnet sich unter der erlösenden Hand der

Geſchichte. Dieſe wird den wachſenden Chriſtbaum groß ziehen, der im Orient wurzelnd ſich nach dem Abendlande verbreitet hat. Hier aber treibt auch die Pfahlwurzel aller kirchlichen Mißverſtändniſſe. Das Morgenland ſpricht in Bildern und das nüchterne Abenland faßt ſolche mit dem Verſtand auf. Welcher Unſinn muß entſtehen, wenn man die Phantaſie beim Wort nimmt? Und die Kirche iſt vor dem Unſinn nicht ſtutzig geworden. Nachdem ſie einmal die Göttlichkeit des großen Lehrmeiſters verſtandesmäßig feſtgeſtellt hatte, fand ſie die herrlichſte Auskunft in dem, was ſie Geheimniß nannte, — ein Abgrund, in welchem freilich aller Unſinn, wie alle Vernunft, ſich löſte und verſchwand.

An dem gewaltigen Stamm des Katholicismus bin auch ich geboren worden, habe träumend als Kind durch ſeine verbreiteten Aeſte nach dem blauen Himmel gelächelt, als Knabe unter den Zweigen gekniet, überſchauert von Ahnungen, wenn der Hauch Gottes durch die belebenden Blätter liſpelte, und ich will darum jetzt ohne Groll von ſeinem Wachsthum erzählen. Die Liebe, die alle Erſcheinungen aus ihrer Bedeutung zu rechtfertigen ſucht, ſoll mir nicht von der Seite weichen. Aber auch meine Darſtellung hat ihren Anſpruch auf Liebe, und wenn ich im erſten Buch wie ein Kind die großen Räthſel gelallt, im zweiten mit dem Jünglinge alle Richtungen des Errathens durchſchwärmt, und im dritten mich der Auflöſung männlich gefreut habe: ſo mag nun der bedächtigen alternden Betrachtung auch die natürliche Neigung zur Unzufriedenheit und zum Tadel hingehen. Der Krittel wächſt mit den Jahren, und die Ungeduld

über fremde Mängel nimmt mit der eigenen Mangelhaftigkeit zu. Ach! und dies vierte Buch ist auf dem Wege, schnell zu altern!

Vorbild.

16. O des lieblichen Maitages, da der Jüngling über des heiligen Altars Schwelle in das Mannesalter tritt und seine lächelnd bebende Braut mit hinüber hebt! Wie prangt, mit allen Blüthen geschmückt, der Tag! Die Lüfte tändeln um die bräutlichen Zweige, unter lauem Mairegen breitet die junge Saat ihre flatternden Halmblätter aus, und die Turteltaube badet ihre Flügel auf duftigen Fichtenästen. Noch einmal durch Wolkenstreife blickt die Sonne zwischen Gebirgszacken hervor, und ein dunkelrother Vollmond steigt über den Eichenwald herauf. Die Vorhänge des Brautgemachs wehen, von süßen Abendlüften bewegt, der Jasmin unter den Fenstern verathmet bänglich seinen Duft, und die Nachtigall schlägt ihre schmetternde Sehnsucht an.

Immer heißer wachsen nun bald die rührigen Tage des Lebens; die Hausschwelle liegt gegründet, nach Glück und Wohlstand wird gerungen; Ruhm und Ehre locken, Ansehn und Einfluß nehmen zu; die Güter der Welt häufen sich: aber alles füllet nicht die unruhig-athmende Seele des Mannes aus. O möchte der Ungenügsame nicht hart und anmaßend werden, nicht ungerecht, wenn er das Errungene bewahren will! Möchte er sich und das Leben nicht mißverstehen! Er wird aber ein Greis werden, und wunderlich und kleinlich, rechthaberisch und ängstlich seyn. Er wird die neue Jugend nicht mehr

begreifen, ſondern ſchmähen, und das ſtrebende Geſchlecht — wird ſich von ihm abwenden.

Erſte Einrichtung.

17. Die Erſcheinung des heiligen Mannes, deſſen Perſon und Lehre wir im vorigen Buche betrachtet haben, war wie die Vermählungsfeier des religiöſen Menſchengeiſtes mit einem Abkömmling des Himmels — der Liebe, vorüber gegangen. Der herrliche Mann hatte es auf keine Kirche im heutigen Sinne des Wortes, auf keinen eigentlichen Hausſtand abgeſehen. Aber das Leben wollte, wie ein übermüthiger, reicher, prahlender Pathe oder Oheim, das herrliche Paar nicht ohne prunkende Ausſtattung, nicht ohne den Glanz eines eigenen Hauſes laſſen.

Auf echtchriſtliche Weiſe betraf in dieſer Religion der Armen das erſte häusliche Geſchäft in der Gemeine zu Jeruſalem eine Verſorgungsanſtalt der vielen Dürftigen. Almoſen genug gingen ein, aber wegen parteiiſcher Verwaltung derſelben brach der erſte Zwiſt aus. Es wurden Almoſenpfleger beſtellt. Die zweite Uneinigkeit entſtand über der Lehre. Schon über der Lehre! Des neuen Apoſtel Paulus freiere Denkart gab den paläſtiniſchen Chriſten Anſtoß. Selbſt Petrus und Paulus, die Wurzelblätter der aufkeimenden Pflanze, konnten ſich über den Punkt, ob die neubekehrten Heiden nur durch Beſchneidung zur Taufe gelangen könnten, oder nicht erſt Juden zu werden brauchten, nicht vereinigen, und Petrus fand überhaupt in Paulus Briefen vieles zu ſchwer verſtändlich.

An dieſen beiden Männern ſehen wir die ganze Entwickelung der Kirche vorgebildet. Petrus, dem Altmoſaiſchen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig, das Freigeiſtige zu faſſen, bildet den Stamm der rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeſte, kurz das Hierarchiſche findet hier alte Gunſt und neues Glück. Paulus erfaßt den Geiſt und wird der Apoſtel der Geiſtreichen, die ihre Ideen in das Chriſtenthum legen, und der Freigeiſtigen, die als friſche Ausſchläge jenen Stamm durchbrechen. Aber Paulus ward ſchon nicht begriffen; der beſchnittne und beſchränkte Haufen war unzufrieden mit ihm, und ſeitdem iſt es den Pauliniſchen nicht immer beſſer ergangen.

Höchſt einfach war im Uebrigen die erſte Einrichtung des Kirchlichen. Zur Aufnahme verlangte man nur Sinnesänderung, und ertheilte, als äußeres Zeichen derſelben, auf bloßes Bekenntniß des Glaubens an Gott und Chriſtus, — die Taufe. Die Lehre war ſo einfach, daß eine Uebereinſtimmung im Glauben keine Schwierigkeit fand, ſo lange man ihren reingeiſtigen Inhalt dem Gefühle und der Faſſungskraft der Einzelnen überließ und nur die Einheit der Liebe verlangte. Die Gläubigen verſammelten ſich, und es war nur ein Mann nöthig, der mit Vortrag und Lehre die Verſammelten in Aufmerkſamkeit und Andacht ſetzte und darin zuſammenhielt. Wer dies vermochte, war dazu berufen; ein Recht, ein Amt, in der Gemeinde zu ſprechen, gab es nicht. Natürlich ſtand es aber ältern Leuten am beſten an. So erhoben ſich Aelteſte, Presbyter und

Vorſteher, die nach der Aufſicht, die ſie über die Verſammlung führten, Auffeher oder Biſchöfe hießen. Bald aber legte man dieſen Ehrennamen dem Erſten unter den Aelteſten bei. Geringere Geſchäfte, wie die Beſorgung des Verſammlungsplatzes, die Handhabung der Ordnung, Almoſenvertheilung, Sorge für die Kranken, wurden Diakonen aufgetragen, und für die Frauen Diakoniſſen beſtellt. In Angelegenheiten der Geſellſchaft ſprachen Alle mit, doch gingen die Aelteſten wohl mit ihrer Meinung voran.

Einſicht und Aufführung ſo verſchiedenartiger, aus niedern Ständen zuſammenkommender Gläubigen war nicht immer muſterhaft, ja ſelbſt Irrlehrer zeigten ſich ſchon aus morgenländiſchen und eſſäiſchen Schulen. Da galt es denn auch bereits, Mitglieder, die der Geſellſchaft Schande oder Verwirrung zuzogen, auszuſtoßen. Auch darüber entſchied die ganze Verſammlung. Aber die Aelteſten hatten wohl wieder das erſte Wort und beurtheilten beſonders den eben vorliegenden Fall. Einſicht und Klugheit brachte ihnen perſönliches Anſehen zuwege, das aber bald genug an dem Amte hangen blieb, dem ſie vorſtanden.

Hier treibt das zarte Wurzelkeimchen der Hierarchie, jener Rieſenpalme, an welcher Fürſtenthümer als Cocosnüſſe reiften.

Die religiöſen Beſchäftigungen der Verſammelten beſtanden in Gebet, Singen, Leſen und Erklären der Bibel. Anfangs las man das alte Teſtament, bis an den Briefen der reiſenden Apoſtel und an den niedergeſchriebenen Nachrichten über Jeſus allmählich heilige Bü-

cher der Christen erwuchsen, die sich in Abschriften verbreiteten. Schon jetzt gab es auch unechte Schriften der Apostel, — nach und nach aus verschiedenen Absichten zusammen geschrieben.

Bei dem Uebergewicht jüdischer Abkömmlinge hatten die Christenversammlungen viel ähnliches mit den Synagogen. An den meisten Orten blieb auch die Sabbatfeier neben dem Sonntag aufrecht, und das Osterfest änderte nur seine Bedeutung, nicht seine Zeit. Und hätte sich bei solcher guten Gelegenheit nicht auch noch mancher jüdische Gebrauch einschleichen sollen, der sich mit christlichem Zuschnitt wohl vertrug, ja dem schlichten Aussehen der Versammlung selbst einige Verbrämung geben konnte? So die Fasttage, die Handauflegung bei Bestellung neuer Gemeindediener, Segensprechen des Vorbeters und Amensprechen der Versammlung.

Sodann war die Kirche eine Heilanstalt, in welcher die Armen Unterstützung, die Kranken Hülfe, die Gefangenen Trost und die Wittwen und Waisen Versorgung fanden. Zur Stärkung und Ermunterung solcher christlichen Gesinnung und Thätigkeit nahmen die Andächtigen — eingedenk der liebvollen Worte des Meisters bei seinem letzten, wehmuthfrohen Mahle — gemeinschaftliche Mahlzeiten, die mit dem Friedenskusse geschlossen wurden. Zu diesen Liebesmahlen trugen die Theilnehmenden zusammen und die Ueberbleibsel fielen den Dienern der Kirche zu. Was man heutiges Tages Kultus nennt, — Gottesverehrung, war damals unbekannt: es galt den Zusammenkommenden um ihre eigene Erweckung für das Leben, und Niemanden fiel es

ein, daß man durch Gebet und Gebräuche etwas Gott ſelbſt Wohlgefälliges thun könne. Wie die Gemeinden für gemeinſchaftliche Mahlzeiten zu zahlreich wurden, hörten dieſe auf, aber die Dieneropfer blieben. O wie klein fingen die geiſtlichen Pfründen an!

Zerſtreuung.

18. Meinſt du, wie glücklich doch in jenen frühen Tagen die Chriſten geweſen, noch aus dem Ungetrübten zu ſchöpfen, ſie, die gewiſſermaßen noch den Saum des himmelfahrenden Meiſters aus dem goldnen Gewölke leuchten geſehen und noch umwittert vom heiligen Hauche des Erlöſungsrufes geweſen? Freilich! Wenn ſie nur, was ihnen dargeboten war, hätten faſſen und begreifen können. Aber wie äußerlich nah, waren ſie innerlich entfernt davon, — Juden und Heiden, an Satzung und Sinnlichkeit des religiöſen Lebens gewöhnt. Und ſo faßten ſie zuerſt hauptſächlich nur das Geſchichtliche und Wunderbare in der Erſcheinung des göttlichen Mannes auf. Sie konnten nur einzelne Lehren, wie ſolche ihrem beſondern Bedürfniſſe entgegen kamen, aber nicht den Geiſt, nicht den Zuſammenhang der Lehre begreifen. Um nun doch ein Aeußeres, Faßliches zu haben, machten ſie den Glauben an Jeſus zum Aeußeren, ſo daß jener Glauben ſchon an ſich den höchſten Werth haben ſollte. Daher dringt der Apoſtel Jakobus in ſeinem Briefe ſo ſehr auf Werke. Mit dieſem Glauben ſteigerten ſie die Verehrung der Perſon Jeſu. Sie thaten ſich nun im Haſſe alles deſſen, was mit Abgöttiſchem zuſammen hing, nicht genug; ſie ſetzten ein großes Verdienſt hinein,

von keinem Opferfleisch zu essen. Das war doch, gottlob! etwas für den Menschen, was er nennen und fassen konnte. Und so erschwang sich endlich eine aufgeregte Phantasie zum höchsten Verdienst, — um Jesu willen nämlich den Tod zu leiden.

Wir finden hier Gunst und Gelegenheit, die Entwicklung der Kirche in ihrer Grundeinrichtung voraus anzudeuten.

Frühe schon, den Gang des gesammten Lebens betrachtend, haben wir wahrgenommen, daß die Naturgeschöpfe und die Völkerreligionen sich äußerlich immer mehr frei machen, und nach Innen, nach dem Geistigen wenden. Endlich kömmt mit dem Menschen für die Natur, mit Christus für die Menschheit eine vollständige Erlösung, und der Geist verkündigt seine Offenbarung. Von nun an geht aber die Wallfahrt des Lebens zum Allerheiligsten, wenn auch auf anderm Wege, wieder zurück. Der Mensch bildet in der Geschichte, die Religion in der Kirche, das erkannte Göttliche wieder hinaus in die Sinnenwelt.

Diese Wendung mußte sich natürlich zuerst an der Seele, am Herzen des geistigen Lebens, am Glauben zeigen. Schon nach Plato und besonders nach Christus war Glauben das unmittelbare Innewerden, das wärmste Ergreifen des Ueberirdischen. Nun aber thun die frühesten Christen schon einen merkwürdigen Rückschritt, indem sie sich mit ihrer besten Ueberzeugung an die Person Christi wenden. Unfähig, den unbestimmten Schatz des Ewigen zu berechnen und zu verwenden, verlassen sie sich mit unbedingtem Vertrauen auf den,

der ſolchen gebracht hat. Sie legen den Werth des Guts auf den Beſitzer. Dieſer Glauben hat allerdings ſchon etwas Ungewiſſeres, er iſt das Vertrauen auf einen Credit. Das Vermächtniß des göttlichen Mannes übernimmt nun die Kirche, Jahrhunderte lang wird auf den Concilien ein Inhalt des Glaubens gezählt, um den Werth in Summen auszudrücken. Endlich wird eine Specification des Schatzes in runden Zahlen, ein ſogenanntes Glaubensbekenntniß, aufgeſtellt. Jetzt heißt im Kirchenſinn glauben, — das für gewiß annehmen, was die Kirche in eine Formel gebracht hat, und weil ſie es hinein gebracht hat. So weit, bis zu ſolchem gedanken = und geiſtloſen Fürwahrhalten deſſen, was aus Streit und Berechnung fixirt und verbuchſtabt worden, konnte ſich jenes innigſte, unmittelbarſte Ergreifen des Ewigen verirren.

Ueberhaupt aber verlief ſich immer mehr am Außenwerke der Geiſt. Kaum iſt noch am Anfange des zweiten Jahrhunderts unter den berühmten Männern der Zeit ein Funke vom hellen Geiſte des Paulus, kaum noch ein Hauch vom Tiefſinn des Johannes zu finden. Schon knetet, was ſich nur aus echten und unechten Büchern der Apoſtel zu Lehrſätzen feſt ſchlagen läßt, die große Partei der Jüdiſchgeſinnten zuſammen, und baut aus dieſen Backſteinen in wunderlichen Verſtandesbegriffen ein Reich des Meſſias, und gegenüber ein Reich des Satans auf.

19. Andere wollten es nun beſſer wiſſen, und nannten ſich auch gleich nach der beſſern Erkenntniß, deren ſie ſich rühmten, Gnoſtiker, Erkennende. Aus

orientaliſcher und platoniſcher Weisheit hatten ſie ein ſchimmerndes Gewand gewoben, mit welchem die ſchlichte Weltlehre Chriſti herausgeſchmückt werden ſollte. Es waren pauliniſche Chriſten, die im freiern Geiſte dieſes Apoſtels das Judenthum für unvereinbar mit dem Chriſtenthum hielten, deſſen Weſen ſie am beſten zu begreifen glaubten.

Es gab mehrere Zweige von Gnoſtikern. Ich beuge, mit Erlaubniß, einen Hauptaſt an Valentinus nieder und gebe ſeine Früchte zu verkoſten. Valentin, an der Mündung des Nil geboren, lehrt zur Zeit des ausgehenden erſten und eintretenden zweiten Jahrhunderts in Aegypten, zu Rom und anderwärts:

In unermeßlich glanzvollem Raume wohnte Gott, der vollkommne Aeon. Der Tiefe, Ewige, Selbſtändige hatte ſeit einer Unendlichkeit nur die Ennoea bei ſich, die ſchweigſame Güte. Endlich entſchloß er ſich, ein zweites Grundweſen hervor zu bringen, und legte ſolches in den Schooß jener Genoſſen. Sie gebar die Intelligenz, oder den reinen Geiſt, der, ſeinem Vater allein gleich, ihn zu erkennen vermochte. Dieſem einzigen Sohn gaben ſie die Wahrheit, die mit ihm geboren war, zur ſchweſterlichen Gemahlin. Logos und Zoe (Wort und Leben) wurden ihre Kinder, der Menſch und die Kirche ihre Enkel. Dies waren die acht erſten Aeonen, die noch unzählige andere erzeugten.

Dieſe Ausflüſſe der Gottheit ſind jedoch an ſich nichts anders, als die verſchiedenen Beziehungen, unter welchen ſich die Valentiner einen und denſelben Gott und ſeine Offenbarungen dachten. Zuerſt nämlich Gott

für ſich und ohne Rückſicht auf Geſchöpfe, — der Schweigſame; ſodann Gott in Beziehung auf die geiſtige Welt — als Intelligenz und Wahrheit in den Ideen der Dinge; hierauf in Beziehung auf die ſinnliche Welt — Wort, dem erſten Schweigen gegenüber, und Leben. Unter Menſch und Kirche aber verſtanden ſie den Menſchengeiſt überhaupt und die Verſammlung der Seelen, die vom Himmel ſteigend ſich in menſchliche Körper kleiden.

Andre Schwärmer der vielverzweigten Gnoſtiker behandelten mehr die Glaubenslehre der chriſtlichen Kirche und wurden als Ketzer verrufen. Sie nahmen nur die Göttlichkeit, nicht aber die Menſchheit Chriſti an. Der erſte Aeon oder Ausfluß Gottes hatte nur den Schein der menſchlichen Geſtalt angenommen; denn die Unvollkommenheit der Materie hätte ſich nicht mit ſeinem göttlichen Weſen vertragen. Er war darum auch nicht vom Weibe geboren, ſondern gleich in ſeinem männlichen Ausſehen am Ufer des Jordans aufgetreten. Und nur dieſes Luftbild war ergriffen und gekreuzigt worden.

Aber nicht allein durch Ketzer wurde heidniſche, beſonders platoniſche Weisheit in das Chriſtenthum eingeſchwärzt, ſondern ſelbſt durch rechtgläubige Biſchöfe offen eingeführt. Männer, wie Juſtin der Martyrer, Clemens von Alexandrien u. A. wollten ihre philoſophiſchen Kenntniſſe nicht umſonſt zuſammengeleſen, Cyprian und Lactantius nicht vergebens die Rhetorik öffentlich gelehrt haben: in Schutzreden für das Chriſtenthum gab man ſich Mühe, eine Verwandtſchaft desſelben mit der angeſehenen platoniſchen Lehre, ja mit

der alten Familie griechischer Mythen nachzuweisen, und die geübte Rhetorik ließ es an nichts fehlen, der schlichten Lehre des Christenthums ein gewandtes Benehmen für welt- und schulgerechte Gesellschaft beizubringen. So wurde die reine Lehre Christi mystisch und philosophisch umgebildet. Doch trat bei den ältesten Kirchenlehrern weder Religion noch Philosophie rein hervor, sondern beide lebten im Kampf und suchten keine innere Harmonie, sondern nur den äußern Zweck, das Christenthum der philosophischen Welt annehmlich zu machen. Da man hierzu verschiedene Wege einschlug, so kamen oft die widersprechendsten Lehren auf.

So war die platonische Lehre, einst die ausgezeichnetste Vorläuferin des Christenthums, nunmehr einer Seits, in der neuplatonischen Schule, dessen eifersüchtige Widersacherin, zu gleicher Zeit aber und früher schon, auf Seite der Kirchenväter, die eifrigste Beschützerin derselben. Mit Vorliebe verbreitete man sich über den platonischen Logos und über dessen Natur und Verhältniß zur Gottheit. Solche müßige Speculationen machten sich immer mehr als höchstes Anliegen des Tages wie des künftigen Lebens geltend. Und immer mehr verkörperte sich diese Idee in der Person Christi; der Logos, das Wort, ward immer mehr zum Sprecher der Gottheit, immer mehr, wie der ägyptische Hermes, zur verkörperten höchsten Intelligenz und zu einem Sohn der Gottheit. Indeß wurde die Annahme der göttlichen Natur Christi zugleich mit dem Evangelium Johannis, dessen mystische Sprache man nicht richtig auffaßte, jetzt noch von vielen Bischöfen verworfen.

Ueberhaupt waren die Meinungen über Christus noch schwankend und eher Gefühle als Meinungen zu nennen. Die schwärmerische Erinnerung an den göttlichen Lehrer lag mit der Furcht im Kampfe, daß man wohl auch einem Geschöpf neben der Gottheit zu viel Verehrung erzeigen könne. Man hätte darum gern den göttlichen Mann zur Gottheit erhoben, um dem ganzen Drange eines ehrfurchtvollen Herzens den Lauf zu lassen, hätte man nicht wieder gegen den Glauben an einen einzigen Gott zu sündigen gebangt. O daß man doch jedem Herzen den heiligen Sprudel seines Gefühls frei gelassen hätte, ohne solchen für Alle und Jeden in das Henkelgefäß des Dogma zu fassen!

Solchen grübelnden, lehrbildenden Bemühungen entgegen, als die Meinungen über den Logos oder das Wort waren, trat Montanus, Bischof einer phrygischen Gemeinde, um das Jahr 146 n. Chr. hervor und stellte seine Forderungen auf strenge äußere Zucht, auf Auszeichnung im Fasten, Verachtung des Weltlichen und der Wissenschaft. Er gab sich für den Vollender des Christenthums, für den zugesagten Paraklet aus.

Jene fortwährende, wunderbare Einwirkung der Lehre Christi auf das menschliche Gemüth, jene erleuchtende Begeisterung, die aus der Wahrheit kömmt, und die Christus allen verheißen hatte, die seine Lehre annehmen würden, jener Tröster sollte also auch noch, gleich dem Logos zu einer Person gemacht werden, und eine ketzerische Hand hatte voreilig den Faden ausgezogen, den hernach die Kirche mit vollem Ansehn dreidrähtig ausspinnen durfte, im Lehrsatze von der Dreifaltigkeit.

Den Anhängern des Montanus fehlte es übrigens an jenem frommen Hochmuthe nicht, der sich gern bei Strengfastenden und bei Weltverächtern einzustellen pflegt.

Einheit.

20. Wenn ein Keim im nächtlichen Schooß der Erde von seinem schwellenden Herzen aus die Hülle gesprengt hat, fühlt er sich, kaum noch so eng umwickelt, in einer überall offenen Umgebung. Boden, Luft und Licht verlocken ihn nach vielen Seiten. Wohin könnte er sich nicht überall verlieren und seine Kraft erschöpfen? Aber ein Schutzengel von Instinkt treibt das junge Bäumchen an, sich zusammen zu halten. Mit immer härterem Holz umpanzert, wächst es himmelan, und erst wenn der junge Baum sich in das freie Reich der Sonne gerungen hat, breitet er voll Entzücken die Aeste aus, und die Kraft des Stammes vertheilt sich in die Zweige. Anmaßend und trotzig scheint der Stamm da zu stehen, und kann uns doch nicht Blume, nicht Früchte zeigen, sondern ist nur widerwärtiges Holz. Aber erkennen wir doch, daß er in seinem inneren trotzigen Wesen die Kraft der Blüthe und Frucht verwahrt und zusammen hält. Er prahle mit seinem Splint, mit seinem Holz und seiner Rinde, die allen Sturm ausgehalten: wir wissen es besser, was er Gutes in sich verschließt und was zur rechten Zeit sich aus ihm losreißen wird.

Solchergestalt war es ein Glück, daß in jener Zerstreuung eines jugendlich erwachten, unruhigen Religionseifers, der sich bald in altes Judenthum, bald in sinnliches Heidenwesen, hier in Forschung und dort in Cy-

nismus verlaufen wollte, ein feſter Stamm der Kirche ſich bildete, der den himmliſchen Geiſt des Chriſtenthums umſchloß und von nun an zwar immer mehr überholzte, aber doch eben dadurch bewahrte. Bei der Vielheit widerſtreitender und nirgends kampfloſer Meinungen machte ſich den wohlgeſinnten Chriſten und Gemeindeälteſten das Bedürfniß der Eintracht immer fühlbarer.

Die zerſtreuten Chriſtengemeinden waren bisher eben ſo vereinzelt, als unabhängig und ohne gemeinſchaftlichen Mittelpunkt geweſen. Bald hatten ſich wohl mehrere Gemeinden enger verbunden; aber es war weniger eine Verbindung, aus dem kirchlichen Weſen ſelbſt entſprungen, als gewiſſermaßen ein Gerinnen von Außen zu nennen. Denn alte Rechte der Gaſtfreundſchaft, Rückſichten auf milde Spenden, oder verfaſſungsmäßiger Zuſammenhang einzelner Ortſchaften mit Provinzſtädten, konnten doch immer nur einen lockern Kirchenverband hervor bringen.

Nun veranlaßten die Montaniſten die erſten Synoden in Kleinaſien, — Verſammlungen der Biſchöfe in der Art, wie ſich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Joniens gemeinſchaftlich zu berathen pflegten. Der redliche Eifer, mit dem man jetzt noch zuſammen kam, ließ Alle lebhaft empfinden, daß ein heiliger Geiſt über ihren Verſammlungen ruhete. Man war ſich bewußt, das allgemeine Beſte zu betreiben, ward aber gar bald auch inne, daß zugleich eines Jeden perſönliches Anſehen dabei nicht übel wegkam. So fanden in wenigen Jahren — um 160 bis 172 n. Chr. — ſolche Kirchenverſammlungen im ganzen römiſchen Reiche Gunſt

und Aufnahme. Durch Beſchlüſſe ward nun jedes wichtige Anliegen des Glaubens und der Kirchenzucht geregelt, die einzelnen Verſammlungen traten in wechſelſeitiges Benehmen, und ſo bildete ſich ein kirchlicher Freiſtaat für das ganze Reich aus.

Nun konnte allerdings von einer katholiſchen, d. h. allgemeinen Kirche, den getrennten Meinungen gegenüber, die Rede ſeyn; aber es entſtand auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher mit unterſchiedenen Stufen und ſtellte ſich über die bloß vernehmenden Chriſten.. Die ehemals völlige Gleichheit der kleineren Gemeinden entzweite ſich nun in Klerus und Laien.

21. Vermittelt war nun durch ſolchen äußern Verband auch eine innere Uebereinkunft in Lehren und Anordnung der Kirche. Denn auch in der katholiſchen Partei ſelbſt beſtritten ſich über manche Zeiterſcheinungen die Anſichten der Biſchöfe. Chriſten genug waren, beſonders unter der harten Verfolgung des Kaiſers Decius, vom Glauben abgefallen, hatten geopfert, wenigſtens den Götzenbildern Weihrauch geſtreut, oder ſich auch nur Sicherheitsbriefe verſchafft. Bei eingetretener Ruhe kehrten dieſelben reumüthig zurück. Da entzweiten ſich nun die Meinungen über Wiederaufnahme ſolcher Opferer, Räucherer und Sicherheitsbriefler, eben ſo wie über etwa nöthige Wiederholung der von Ketzern vollzogenen Taufe. Cyprian, der vorleuchtende Biſchof von Carthago, der in der Sache abgefallener Chriſten ein ſtarkes Wort mit ſprach, ſchrieb ſelbſt ein Buch über die Einheit der Kirche.

Dies vielgewünſchte Kind wurde damals geboren.

Die Mutter Kirche hat ſich angelegen ſein laſſen, es durch ſtürmiſche Zeiten groß und ſtark zu erziehen; ſie hat es immer geltend gemacht, und führt es noch heute, wie Cornelia ihre Kinder, mit großem Stolze vor.

Treten wir an die Wiege des Neugebornen. Es iſt eine ſternhelle Nacht und wir wollen ſein Horoſcop ſtellen. Welche Anſprüche wird das Kind machen, wenn es erwachſen ſeyn wird? Setzen wir uns über ſein Naturel in's Klare und ſeine künftigen Anmaßungen werden uns nicht verblüffen.

22. Wir haben geſehen, aus wie entlegnen Provinzen, aus wie getrennten Völkern, die Römer mit Kraft und Glück ein gewaltiges Reich zuſammen gebracht haben. Mit großem Verſtande wurden die nach und nach eroberten Länder, die ſo unterſchiednen Völkerſtämme, in Verfaſſung, Sprache, Rechten, Gewohnheit und Sitte gleich geſtellt, oder übereingebracht. Wenn man ſo jede Beſonderheit, jede Eigenthümlichkeit zerſtört, ſo wird allerdings eine Gleichheit, eine Einerleiheit hergeſtellt. Daß ich richtig ſagte, — eine Einerleiheit! Der Verſtand läßt dann einmal alles fallen, worin ſich Dinge oder Perſonen von einander unterſcheiden, und hält ſie an dem feſt, worin ſie ſich gleichen. So bringt er den Begriff der Einerleiheit heraus. Und wenn z. B. durch ein Zauberwort allen Naſen in einer Stadt der gleiche Zuſchnitt gegeben werden könnte: ſo würden wir weniger richtig ſagen, daß alle Bewohner eine Einheit der Naſen, als daß ſie einerlei Naſen hätten. Denn Einheit iſt kein Begriff, ſondern eine Idee. Betrachten wir doch die Millionen Erdbewohner, ob ſich auch

nur zwei an innerer und äußerer Bildung gleichen; aber in der Idee, — im Weſen der Menſchheit kommen ſie alle überein. Hier haben wir eine Einheit, die nämlich Alles in ſich aufnimmt, was die Einerleiheit zerſtören oder aufheben müßte, wenn ſie ſich geltend machen wollte. Die Einerleiheit iſt ein Haß, die Einheit eine Liebe. Und Liebe iſt jeder Mannichfaltigkeit hold, die ſich nur aus einer und derſelben Idee entwickeln mag. Denn die Idee iſt aus dem Unendlichen, Ueberſinnlichen geboren, ſo daß ſie ſich nur in der Unerſchöpflichkeit endlicher Erſcheinungen bethätigen kann. Alle dieſe Erſcheinungen tragen nur einen Theil der göttlichen Natur der Idee, ſind Schweſtern, die neben einander gleiche Rechte haben und ſich zufrieden in die Erbſchaft der Mutter theilen.

Solch' eine Idee iſt das Chriſtenthum. Welcher Menſch kann behaupten, daß er es in ſeinem Leben ganz darſtelle? — welche chriſtliche Gemeinde, daß ſie es in ihrem Weſen und Walten ganz entwickle? Darum führt jedwede Idee, wenn ſie unſichtbar die Stationen des Lebens durchpilgert, ihre Schweſter, die Liebe, mit, welche die Unvollkommenheit der einzelnen Erſcheinung und deren Anſpruch auf Alleingültigkeit ausgleichen ſoll.

Die Kirche nun, die, wie ſich uns zeigte, die Entwicklung der Idee des Chriſtenthums im großen Völkerleben übernahm, that ſehr wohl daran, daß ſie in den erſten Zeiten gährender Elemente des heidniſchen, jüdiſchen und neuen chriſtlichen Religionsweſens alles auszuſcheiden ſuchte, was in ſeiner Mannichfaltigkeit nicht

in der Tiefe der chriſtlichen Idee wurzelte, und daß ſie vor Allem einen feſten Stamm emportrieb, der das echte Mark des Chriſtenthums bewahren und ſchützen konnte. Eben in dem Eifer für den Buchſtaben der heiligen Bücher bildete ſich das Holz des katholiſchen Stammes aus; aber gerade mit dem Buchſtaben ward der Geiſt auf die ſpätern Jahrhunderte gerettet, der in günſtiger Zeit immer durchbrechen wird.

So hat ſich gewiß in der Urzeit, unter furchtbaren Kämpfen der Elemente und Geſtirne, unſere Erde mit jenen Granitgebirgen umpanzert, unter denen ſie ihr heißes Herz und ihre Kraft bewahrte, bis ſie zur rechten Zeit aus den Verzweigungen und Spitzen jener Urgebirge das Pflanzen- und Thierleben entfalten konnte.

Indem nun die Kirche jene Eintracht immer mehr befeſtigen wollte und doch der fröhlichen Kraft des jugendlichen Chriſtenthums, das ſich in allen Bildungen des Lebens verſuchte, nicht zu widerſtehen vermochte, nahm ſie den Verſtand zu ihrem Beiſtand an, und arbeitete mit dieſem, die Einheit ſuchend, immer mehr auf die Einerleiheit hinaus. Denn man kam eben auf Synoden und Concilien zuſammen, um die verſchiedenſten Anſichten und Meinungen in der Art, wie man buttert, ſo lange durcheinander zu arbeiten, bis ſich die verwandten Theile zuſammen ballen, und die Molken geſchieden werden konnten. Indem man aber ſo verſtandesmäßig das Eigenthümlichſte und darum freilich Mannichfaltige von Gefühl und Einſicht verwarf und — verfluchte, (anathema sit! hieß es ja doch) war

Einerleiheit in Lehrsätzen, Gebräuchen und Einrichtung des Kirchlichen für den wachsenden Umfang der katholischen Kirche leicht zu gewinnen. Freilich konnte das Eigenthümlichste, Innigste, was der Einzelne fühlte und glaubte, nicht leicht in Begriffsform gebracht werden; denn was sich in einem Begriff binden ließ, hatte schon seine geistigste Freiheit aufgegeben.

So lange nun noch in den ersten Zeiten ein heiliger Eifer für die Wahrheit die versammelten Väter leitete, blieb an dem, worin die Meinung Aller übereinstimmte, viel echt Christliches übrig; als aber nach und nach bald die Sucht, das Christenthum schulgerecht zu machen, bald das unsichere Vorgeben einer von den Aposteln her vererbten Ueberlieferung, hier der roheste Mißverstand der Bibelsprache, dort gar die gemeinen Interessen der Standesehre, der Ueppigkeit und Weltgewalt das Wort führten, wurde die vorgebliche Einheit immer mehr zu einem Einklang des Thörichten, Wunderlichen und Gemeinen. Denn die Wahrheit wurde durch die meisten Stimmen ermittelt; in jeder größern Versammlung von Menschen eines und desselben Standes ist aber immer die größere Anzahl für das Alltägliche und von der Oberfläche der Zeit Geschöpfte; die geistvolleren Ansichten werden, oft schon aus Neid, überstimmt, und die aus der heiligen Tiefe der Idee geschöpften Meinungen als Ketzereien anathematisirt. Ist ja doch die Einerleiheit hassend und zerstörend, während die wahre Einheit jede Eigenthümlichkeit duldet.

Freilich ist die Wahrheit nur eine; aber sie ist eine Idee, die sich in endlichen Erscheinungen nur getheilt

abſpiegelt und die Summe derſelben in den Schooß der Gottheit niederlegt.

Wir ſehen, wie die Natur, eine liebreiche Mutter, ihr Herz an die Millionen ihrer Kinder austheilt, die, jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit, neben einander weben und wimmeln. — Und iſt die Idee des Chriſtenthums nicht eben ſo reich, als die Natur? Darum, wie dieſe aus den Maſſen des Geſteins, aus der Gebundenheit des Pflanzenreichs, aus den Geſchlechtern der Thiere, ſich zur Perſönlichkeit und Individualität des Menſchen entwickelt: ſo wird erſt dann, wenn jeder andächtige Chriſt ſeine eigne, alleinige, im Geiſte Chriſti athmende Kirche bekennt, die wahre Einheit der Kirche erreicht werden.

Gebräuche.

22. Nicht ſobald hat ſich die Prieſterſchaft von den Laien geſondert und über ſie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Weſen annimmt. Viel Redens iſt nun ſchon von der Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, von den Wundern des Gebets und Faſtens, durch welche Gottes Zorn befriedigt und fruchtbarer Regen herbei geführt werde.

Wir haben die hohe Meinung von der Andacht im Vergleich mit der Sittlichkeit des Lebens ſchon frühe in Indien gefunden, die Anſicht von der Wichtigkeit des Gebets in Perſien, und wollen uns freuen, wenn wir keinen ſchlimmern alten Bekannten begegnen.

Der Gebrauch, ſich mit dem Kreuze zu bezeichnen, wird ſehr empfohlen und immer mehr zur Gewohnheit. Von neuer Bedeutung war für die Chriſten freilich dies

alte Zeichen, das ſchon in frühen Myſterien beſonders der Aegypter gebräuchlich war und dort auf den Durchſchnitt der Sonnenbahn mit dem Aequator deutete.

Die Taufe, jene Aufnahms-Ceremonie für die Chriſtus-Bekenner, gewinnt nnter dem Einfluß einzelner Anſichten immer mehr das Anſehen einer Religionshandlung, von welcher Heil und Seligkeit unbedingt abhange. Und wie ſich überall ſinnliche Gebräuche gern ſelbſtändig machen, weil ſie ſich in der Sinnenwelt, ihrem väterlichen Erbtheil, zu Hauſe fühlen: ſo fing man bereits an, das Zeichen für die Sache, das Waſſer für die Sinnesänderung zu nehmen. Hat ſich ja doch, wie wir geſehen, durch Streben nach Einerleiheit ein harter Stamm angeſetzt, und Alles will nun verholzen. Früher mußte der Aufgenommene bei der Taufe dem heidniſchen Götzendienſt und den verführeriſchen Schauſpielen feierlich entſagen. Als Götzendienſt und Schauſpiel nicht mehr zu fürchten und daher jene Entſagung nicht mehr nöthig war, ließ man den Täufling ſtatt derſelben den Teufel und ſeinen Pomp und ſeine Engel abſchwören, und dieſe Abſchwörung fand dann auch bei unſchuldigen Kindern Statt, als ob jedes neugeborne Herz eine Herberge für Höllengeſindel wäre. Je umſtändlicher und ſchauerlicher die Gebräuche behandelt werden, deſto höher ſteigen natürlich im Anſehen diejenigen, die ſolche verwalten. Ceremonien und Prieſteranſehen arbeiten einander in die Hände.

Aehnlich ging es mit der Buße. Schon um das Jahr 250 n. Ch. entwickelte ſich die feierliche Weiſe, reumüthige Sünder, beſonders rückkehrende Abgefallene,

zu behandeln. Sie müssen nämlich verschiedne Stufen schmerzhafter Beschämung durchgehen. Erst stehen sie weinend und um Wiederaufnahme flehend vor der Thüre des Versammlungsortes. Nach bemessener Frist werden sie unter Handauflegung eingelassen und auf einen niedern Platz verwiesen. Später dürfen sie, wiewohl nur knieend, mitbeten, bis sie endlich den übrigen Andächtigen wieder gleich gestellt werden. Immer mehr wurde statt der reinchristlichen Ansicht, daß alles auf ernstliche Umkehr des Sünders um seiner selbst willen ankomme, die falsche Meinung in Umlauf gesetzt, die Buße werde der beleidigten Gottheit abgelegt, um Verzeihung von ihr zu erringen. Das Nutzbarste dieser Lehre fiel nun freilich den Priestern zu, die als Vermittler zwischen der Gottheit und dem Sünder erschienen und das Ansehen gewannen, als ob von ihrem Urtheil das Urtheil Gottes mit abhange.

Solch' erhabener Würde der Priester schien der ehelose Stand angemessener als die Ehe zu seyn. Noch wurde diese den Geistlichen nicht untersagt, sondern es blieb nur bei Anempfehlung des Cölibats und bei Begünstigung unverheiratheter Priester zu höhern Würden. Mit dem ledigen Stande schien sich mehr Kraft und Reinheit der Seele, mehr Ernst im Lehrgeschäft, vor Allem aber mehr Standhaftigkeit in den Verfolgungen zu vertragen.

Und so kamen im Zusammenhang mit solchen Ansichten noch manche verwandte Meinungen auf, oder gute Gebräuche arteten aus. Aber frühe schon wurde in der katholischen Kirche, was auch immer geistig ab-

ſtarb, doch als Mumie beibehalten, und gewann wo möglich noch an heiligem Anſehen. Daß man die Fürſprache eines in harter Verfolgung ſtandhaft Gebliebenen zur Wiederaufnahme eines Abgefallenen berückſichtigte, war löblich genug. Bald ſollte nun aber auf übernatürliche Weiſe das Verdienſt der Martyrer den Abgefallenen zu gut kommen, und die Vorſtellung ward angeregt, als ob die Gottheit, etwa wie ein Landeseroberer, eine beſtimmte Brandſchatzung an guten Werken verlange, wobei der Reiche dem Armen aushelfen könne und perſönliche Rechtſchaffenheit eben nicht erfoderlich ſey. Die Begriffe von ſtellvertretender Genugthuung, Zueignung fremden Verdienſtes und von Ablaß waren zwar noch nicht aufgekeimt, aber man ſieht wohl, daß ſie in ihrer Hülſe ſchon anſchwellen, und gar leicht gedeihlich Wetter finden können.

Ausſichten.

23. Die Leidensperiode der Kirche geht zu Ende, wo ſie nämlich von Außen gedrückt und verfolgt wird, und ihr in haltloſer Kindheit durch die Kämpfe der Meinungen von Innen eine Auflöſung droht. Gegen dieſe Bewegungen hat ſie glücklicher Weiſe in der Einheit oder Einigkeit der Satzung und Gebräuche Faſſung gefunden und ſich geſtämmt.

Seit Mark Aurels Tod iſt das römiſche Reich in der Unruhe eines innern Zerfalls. Mordend und gemordet wechſeln die Kaiſer und in ihren blutigen Schatten geht die Majeſtät der Nation wie ein Geſpenſt vor-

über. Von Außen aber ſchlagen ſchon die Vorwellen der Völkerwanderung an die Schwellen des Reiches und überfluthen ſie hier und dort. Die Allemannen plündern Gallien und ſchicken ihre Horden über die Donau und die rhätiſchen Gebirge bis vor Ravenna, — eine gewaltige Woge, die mit reicher Beute zurückſtrömt. Die Gothen beunruhigen das Reich an der Küſte Aſiens und Griechenlands, welches letztere ſie auf einem kühnen Seezug durchſtreifen. Vertragsmäßig tritt ein Theil derſelben in römiſche Dienſte. Die Sachſen, in weiter Stämmeverbindung, machen als verwegene Seeräuber alle Küſten der Nordſee unſicher. Franken in einem großen Bunde freier Völker fallen in das belgiſche Gallien ein und ſetzen ſich im Gebiet der Römer feſt.

In Mitten ſolcher innern Wirren und äußern Wogen hat ſich nun an der Einheit der Kirche eine eherne Säule gebildet, und wenn die alte Welt zu Grund gehen ſoll, an dieſem Pfeiler, ſcheint es, wird eine neue ſich aufrichten. O dieſe kühn aufblickende Hoffnung, an die ein verzagendes Zeitalter ſich zu halten ſucht, — wäre ſie doch nicht ſchon Mutter geworden einer unſeligen, verderblichen Sippſchaft! Denn jene Einheit hat ſich nur durch Ausſcheiden gebildet, und den Prieſtervorzug und Prieſterſtolz geboren; ſie kann ſich nur durch Ausſcheiden erhalten, und die Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht ſind ihre Töchter geworden; ſie muß, um ihr Anſehen zu begründen, nothwendig Alles außer ihr verdammen, d. h. ſie muß ſich zur alleinſeligmachenden Kirche aufwerfen. O welche Schreckniſſe liegen in dieſem Lehr-

ſatz! Welches Verderben bereitet in ſcharfen Säften dieſe Pfahlwurzel des katholiſchen Kirchenſtammes!

Sollen jene Geſchwiſter, jene Kinder der Einheit — Mißverſtändniſſe heißen: ſo müſſen ſie wenigſtens als echtgeborne Kinder des Verſtandes anerkannt werden. Ein begeiſterter Glaube hatte die reichſte Erbſchaft von Anſichten und Ausdrucksweiſen der religiöſen Vorwelt überkommen, in denen ſich ein individuelles Gefühl ausſprechen konnte. Es war ein fortwährender Pfingſttag, wie ſich in tauſend Zungen die geiſtig einfache Hellslehre verkündigen mochte. Aber die beſorgte Mutter verſtand den Pfingſtrauſch ihrer Kinder nicht; ſie ſollten ſich alle auf einerlei Weiſe und in vorgeſchriebenen Worten freuen. In ſolchen Anliegen, wo Gefühle und Meinungen über den einen Kamm des Begriffs geſchoren werden ſollen, zeigt ſich der Verſtand recht geſchickt, — der hartherzige Gehülfe, der da zerreißt, trennt, verwirft, um Einerleiheit herzuſtellen. Doch ſind jene Mißverſtändniſſe noch keine Kinder des Betrugs; ſelbſt die hohe Stellung, auf welche ſich die Prieſterſchaft erhebt, wird von derſelben in beſter Abſicht und Ueberzeugung eingenommen. Denn nach der Anſicht der Kirche haben nun die Biſchöfe ſchon die Schlüſſel des Himmels, ſie ſind Strahlen der Sonne der Kirche und können nur von Gott gerichtet werden.

Soviel hat doch immer die Kirche, ſelbſt während ſie von der Welt verſchmäht war, gewonnen: wie hoch erſt wird ſie durch Gunſt der Könige, durch Unterwürfigkeit der Völker ſteigen? Und wenn die neuen Satzungen und Gebräuche vor dem edeln, freien Geiſt der

Lehre Chriſti wie Wunderlichkeiten einer Unglücklichen aussehen, wird die Kirche wohl im Glücke ſich groß-müthiger benehmen?

Hofgunſt.

24. Von dieſer Zeit der kirchlichen Eintracht an, als hätte nunmehr die große Staatseinheit der römiſchen Weltherrſchaft ihre Beſtimmung erreicht, ſpaltete ſich zuerſt die Herrſchergewalt unter mehrere Perſonen, und dann brach das Reich ſelbſt in große Bruchſtücke auseinander.

Diocletian theilte die Regierung mit einem Neben- und zwei Unterkaiſern oder Cäſaren. Eine vielköpfige Herrſchaft ſollte die anſtürmenden Barbaren von allen Seiten anbellen und abſchrecken. Beide Kaiſer legten die Herrſchaft nieder, und die nun auftretenden Unterregenten Konſtantius und Galerius nahmen wieder neue Cäſare an. Später ward, wie Sterbende unruhig das Bett wechſeln, die Reſidenz verlegt, und zuletzt das Reich getheilt.

Konſtantin hatte von ſeinem kaiſerlichen Vater Konſtantius Duldung und Milde gegen die noch von Diocletian ſo hart verfolgten Chriſten gelernt. Er war zugleich weiſe genug, zu erkennen, daß die ſelbſt unter blutigem Druck ſo gewaltig wachſende Lehre unbeſieglich ſey und herrſchend werden müſſe. Noch ſchwankte er in ſeinem Religionsbekenntniß aus kluger Rückſicht auf ſeine heidniſchen Unterthanen, und wie die beiden Edikte, durch die er in einem und demſelben Jahr die Sonntagsfeier der Chriſten und die Berathung der heidniſchen

Wahrſager anordnete, widerſprachen ſich in ſeinem Herzen ſelbſt die chriſtlichen Empfindungen und die heidniſchen Gelüſte. Endlich gab das Edict von Mailand der Kirche den Frieden. Ein leuchtendes Zeichen in der Luft, das der mit dem Chriſtenthum ſehr beſchäftigte Kaiſer für ein Kreuz erkannte, lebhafte Träume, in denen ihm die Einbildungskraft den Stifter der neuen Lehre ſelbſt aufmunternd vorführte, gingen dem Sieg über ſeine feindſeligen Mitkaiſer voraus, und ſo bekräftigte ſich ſein Vertrauen zum Gott der Chriſten.

Mit der Befeſtigung des Friedens ließ Konſtantin ſich die Verbreitung der Religion angelegen ſeyn und nahm an kirchlichen Dingen den lebhafteſten Antheil. Da man in jener Zeit den höchſten Begriff von der ſündentilgenden Kraft der Taufe hatte, ſo verſchob man ſie gern in das ſpäteſte Alter hinaus, um vor der nächſten Abreiſe in die Ewigkeit das ganze unſaubere Leben in eine Wäſche zu bringen. So der Kaiſer, deſſen Kenntniß des Chriſtenthums ſo reißende Fortſchritte machte, daß ſein chriſtlicher Lebenswandel nicht nachkommen konnte. Wenigſtens war damals, als er ſeinen Sohn und Neffen nebſt einer Anzahl anhänglicher Freunde derſelben ermorden ließ, ſein Herz noch nicht ganz durchchriſtlicht. Indeß wurde der Kaiſer auch ungetauft aus beſonderer Vergünſtigung zu Allem zugelaſſen, woran ſonſt nur die getauften Chriſten Antheil hatten. Er betete mit der Gemeinde, diſputirte mit den Biſchöfen, predigte ſelbſt über verwickelte Materien der Theologie, ja er ſah ſich als einen Prieſter und Hierophanten der chriſtlichen Myſterien an.

Nachdem der Kaiſer ſelbſt ſo weit gegangen war und ſeine Unterthanen zum Chriſtenthum aufgefodert hatte, nahmen die Gläubigen, beſonders auch in den höhern Ständen, außerordentlich zu. Die im kaiſerlichen Palaſt ihr Glück ſuchten, die ſich am Lächeln des Gebieters ſonneten, — konnten ſie dem Lichte des Chriſtenthums widerſtehen? Die Städte, die ſich zur Niederreißung ihrer Göttertempel eifrig zeigten, wurden mit Privilegien und Geſchenken belohnt: ſollten ſie nicht die Wahrheit der neuen Lehre begreifen? Jedem Bekehrten wurden auf des Kaiſers Befehl neben einem weißen Taufgewande zwanzig Goldſtücke ausbezahlt: welcher Dürftige mußte ſich nicht von der Heilslehre der Armen überzeugen? Zwölftauſend Männer, ohne die Weiber und Kinder zu rechnen, ſollen ſich zu Rom in einem Jahre haben taufen laſſen. Sie durften ſich Glück wünſchen, daß die Zeit der Verfolgung und blutigen Prüfung vorüber war.

Die Geiſtlichkeit ging bei ſolchem Eifer des Kaiſers nicht leer aus. Er befreite ſie von allen bürgerlichen Laſten und Dienſtleiſtungen, und erlaubte, daß man die Kirchen in Vermächtniſſen bedenken durfte. Welche Zuflüſſe von Gütern waren hiermit geöffnet! Wer da bekümmert um das Jenſeits ſeine Schätze zurück laſſen mußte, konnte der ſie beſſer, als auf Zuſicherungen für die Ewigkeit, anlegen? Und wer war denn auch länger und mit mehr Anſehen um einen Verſcheidenden, eben in den verzagteſten, ſchwächſten Stunden deſſelben, als der Geiſtliche, der ihn hinüber betete?

25. Es ereignet ſich auch ſonſt im Leben, daß

eine neu gegründete Häuslichkeit gleich Anfangs manches Widerwärtige zu bestehen hat, das aber bald einem erfreulichen Glücks- und Friedensstande weichen muß. Nun ist der Katholicismus durch kaiserliche Gunst angesehen und tritt eine schöne Periode glänzender Weltwirksamkeit an. Ehre, Macht und Reichthümer eilen ihm zu. Indem wir ihn aber in seiner männlichen Thätigkeit ein kühnes, umfassendes, dauerndes Werk erbauen sehen, entgeht es einem aufmerksamen Auge nicht, wie derselbe, gerade durch sein Werk selbsüchtiger, in seinen Meinungen altert, in seinen Foderungen zum Greise wird. Die Zeitverhältnisse haben ihn groß gemacht, und er begreift nicht, wie die Zeitverhältnisse sich ändern dürfen.

Gleich Anfangs kamen durch kaiserliche Gunst in den christlichen Haushalt manche wohlgemeinte, anscheinend auch löbliche, später aber doch verderbliche Bräuche, namentlich eine verschwenderische Prachtliebe beim Gottesdienst, eine übertriebene Verehrung des Kreuzes, das nicht nur als Banner des Sieges, als Pfand der tröstlichsten Hoffnungen, sondern auch als ein Baum aller Wunderfrüchte galt; ferner eine Liebhaberei an Ueberbleibseln von Märtyrern, die zum Reliquiendienst und Handel führte, und endlich fromme Reisen nach Wohnsitzen ehemaliger Heiligen und sonst ausgezeichneten Plätzen. Gewiß verstand sich der Kaiser auf solche Aeußerlichkeiten besser, als auf echt christliche Gesinnung, und ein bereits sinkendes Jahrhundert hätte des hohen Beispiels nicht bedurft, um sich in solchem Hang zu verirren.

26. Obschon Konstantin sich zum Christenthum

bekannte, behielt er doch die herkömmliche heidnisch-römische Würde eines Oberprieſters (pontifex maximus) bei. Wie leicht hätte es ſich da, bei ſeiner biſchöflichen Luſt zu predigen, fügen können, daß zur weltlichen — die geiſtliche Obergewalt in eine Hand gekommen und alſo ein chriſtliches Sultanat entſtanden wäre. Es geſchah nicht, und gewiß verdanken wir dem Auseinandertritt geiſtlicher und weltlicher Macht unſere wirkliche und wechſelnde Bildung, die nur durch jenen Gegenſatz hervorgerufen werden konnte.

Konſtantin war, nach langen Kämpfen mit ſeinen Mitregenten, durch Glück und Mord Alleinherrſcher geworden, und legte nun, ohne jedoch es zu wollen, den Grund zu einer geiſtlichen Herrſchaft der Kirche, indem er an der Grenzſcheide von Europa und Aſien Konſtantinopel, den neuen Herrſcherſitz, erbaute. Doch die alte Glorie Roms konnte er nicht mit hinüber nehmen. Ein frommer Biſchof drückte und ſtellte ſich nach und nach in dieſen Glanz und ſetzte ſich endlich vor den eindringenden nordiſchen Völkern die erledigte Herrlichkeit auf; denn ſchwerlich hätte jemals bei Anweſenheit regierender Kaiſer der römiſche Biſchof ein dreifach gekröntes Haupt erheben dürfen.

Felsſtück.

27. Vorhin wurde der erwachenden Liebhaberei an Reliquien gedacht. Es ſtellt mich nun ſehr zufrieden, daß ich dem Leſer gleich auch eine ſolche Merkwürdigkeit vorzeigen kann, ein Stück nämlich vom Felſen des heiligen Peters. Wir müſſen nur erſt ein Streck-

chen in den Wald der Geſchichte eindringen, wo daſſelbe liegt.

Man hatte nun ſchon verſchiedentlich ſeine Meinungen über Natur und Würde des Sohnes Gottes in Worte zu faſſen geſucht. Sabellius war frühe ſchon — um 250 nach Chriſto — mit einer Anſicht aufgetreten, die ich recht vernünftig nennen würde, wenn die Kirche ſie nicht als Ketzerei verdammt hätte. Er meinte nämlich, daß wohl im Weſen Gottes drei verſchiedene Wirkſamkeiten gedenkbar ſeyen, die man aber nicht für Perſonen erklären dürfe. Den Sohn Gottes wollte er für einen mit göttlicher Kraft ausgerüſteten Menſchen angeſehen wiſſen. Die Kirche hatte jedoch lange genug gegen die Götterfamilien der Heiden geeifert, um nun endlich auch einen wirklich aus dem Weſen Gottes gezeugten und mit der ganzen Gottheit erfüllten Sohn zu verlangen. Arius, ein Presbyter zu Alexandrien, fand den Ausdruck anſtößig, und lehrte, der Sohn Gottes ſey blos das edelſte und erſte aller aus Nichts geſchaffenen Weſen.

Arius war ein Mann, deſſen Gelehrſamkeit und tadelloſen Wandel auch ſeine ſchlimmſten Feinde anerkannten. Sein Biſchof Alexander, ein eben nicht ſehr ausgezeichneter Geiſtlicher, konnte ihn auf keine andern Gedanken bringen, und ſo ward denn Arius mit allen ſeinen Anhängern verbannt.

Wer ſollte glauben, daß über dieſen Bruch Aegypten, Paläſtina und Kleinaſien in Bewegung gerathen würden? Die angeſehenſten Biſchöfe traten auf Arius Seite; aber Alexander hatte die einheitſuchende Kirche

für ſich. Nach ſechs Jahren wurde die Angelegenheit auf Betrieb Kaiſers Konſtantin vor ein allgemeines Concilium in Nicäa gebracht. Die erſte ſolche Kirchenverſammlung! — Unter den heftigſten Streitverhandlungen der Biſchöfe fällt arianiſcher Seits ein Wort, das unter den Platonikern längſt gebräuchlich war. „Homouſios“ oder gleichweſig, hieß es, dürfe man nach Arianiſcher Meinung den Sohn im Verhältniß zu Gott nicht nennen.

Da ergriffen raſch, wie Vater Ambroſius ſich ausdrückt, die verſammelten Väter das von Ketzerhand aus der Scheide gezogene Schwerdt, um dieſer verwünſchten Ketzerei das Haupt abzuſchlagen. Gerade mit dieſem Wort bezeichnete nunmehr die katholiſche Partei ihre Glaubenslehre über dieſen Punkt. Mit dem Wort Homouſios und dem Bannfluch trieb die zahlreiche vom Kaiſer ſelber geleitete Verſammlung die wenigen anweſenden arianiſchen Biſchöfe ins Elend.

Aber die Streitigkeiten dauerten fort. Wenn nur die Erbitterung bei einem Streite recht groß iſt: auf die Geringfügigkeit des Gegenſtandes kömmt es wenig an. So war es hier das Wörtchen Homouſios, und es ward zu einer großen Trift, auf der immer neue, widerſprechende Meinungen ihre Weide fanden. „Das Homouſion,“ klagt Hilarius, Biſchof von Poitiers, „wird verworfen, angenommen, erläutert. Jedes Jahr, jeder Monat bringt neue Glaubensmeinungen über unerfaßliche Geheimniſſe. Bald verdammen wir die Lehre Anderer an uns, bald unſere an Andern, und richten einander ſelbſt zu Grund, indem wir uns wechſelsweiſe in Stücke zerreißen.“

Der Kaiſer, den nicht Ueberzeugung, ſondern ein bloßer Eifer zur Härte gegen die Arianer getrieben hatte, ließ ſich nach einigen Jahren theils durch eigne Anwandlung, theils durch ſeine, den Arianern zugethane Schweſter milder für dieſe Ketzer ſtimmen; die Verbannten wurden zurück berufen und Arius ſelbſt vom ganzen Hofe mit Auszeichnung empfangen. Eine Synode zu Jeruſalem genehmigte nicht nur ſeine Glaubensanſicht, ſondern der Kaiſer erließ auch einen unbedingten Befehl zu deſſen feierlicher Wiederaufnahme beim Abendmahl in der Kathedrale zu Konſtantinopel. Aber in der Frühe dieſes für die Arianer ſo ſiegreichen Tages — ſtarb Arius plötzlich. Seine Eingeweide barſten.

Heiliger Clemens Ganganelli, der du nach Aufhebung der Jeſuiten an furchtbarem Gifte geſtorben biſt, du haſt den armen Ketzer verſtanden, wenn er dir droben ſein längſtverſchmerztes Leibſchneiden geklagt hat.

Und alſo ſchon im vierten Jahrhundert der heiligen Lehre Chriſti? Wo bleibſt du, chriſtliche Liebe, die du mir nicht von der Seite weichen wollteſt, um raſch mit deinem Pilgerſchuh auf mein Herz zu treten, wenn das ſtachliche Kraut der Entrüſtung aufſchöſſe? Du drückſt deinen zuſammen gerafften Schleier hart an die Augen.

In dem Sinn, wie die Perſer alle Erſtlinge als heilig opferten, ſey dieſes hier erzählt. Jede erſten Erſcheinungen in der Geſchichte ſind Urbilder gewiſſer Richtungen. Wie dem Arius ergeht es fortan den Ketzern.

Wo bleibt aber das verſprochene Reliquien-Felsſtück? Iſt es vielleicht des guten Arius — Grabſtein?

28. Auf dem Concilium zu Nicäa zeigte ſich ein

rüſtiges Werkzeug der katholiſchen Partei an dem Diakon Athanaſius. Doch nach fünf Monaten ſchon war der Diakon Erzbiſchof von Aegypten, als Nachfolger jenes Alexander, unter deſſen Augen er war erzogen, in deſſen Dienſt gebildet worden. Athanaſius ward jedoch durch dieſe ungewöhnliche Beförderung nicht verhaßt, vielmehr hing Klerus und Volk mit leidenſchaftlicher Neigung an ihm. Er that es eben weder an Gelehrtheit noch an ausgezeichneter Wohlredenheit andern Männern des Zeitalters gleich: doch der klaren ungekünſtelten Gewalt ſeiner Rede war nicht leicht Widerſtand zu leiſten, und in mannichfachem Verkehr mit den Leidenſchaften der Menſchen, auf den zahlloſen Stationen des ſtufenreichen Lebens, hatte er die höchſte Wiſſenſchaft, die Kenntniß des Menſchen, erworben.

Athanaſius widerſetzte ſich kühn dem Verlangen des Kaiſers wegen Wiederaufnahme des verketzerten Arius. Der Kaiſer ließ ſich jetzt zwar den Widerſpruch gefallen, ſchenkte aber doch nach und nach den heimlichen Feinden des Erzbiſchofs Gehör, die dieſem Manne ſowohl heftigen Sektenhaß, als arge Verletzung der Kirchengefäße und Mißhandlung der Geiſtlichen Schuld gaben. Athanaſius ward vor ein Gericht arianiſcher Biſchöfe geſtellt, und, ſo ſchlagend auch die Beweiſe ſeiner Schuldloſigkeit waren, abgeſetzt und verbannt.

Er verſuchte einen kühnen und bedenklichen Schritt. Ehe das Urtheil der Biſchöfe zu Tyrus, wo ihre Verſammlung ſtatt fand, öffentlich ausgeſprochen wurde, warf er ſich in eine Barke, die nach Konſtantinopel ſegelfertig lag. An den Kaiſer ſelbſt wollte er ſich wen-

den, und überraschte ihn, als er von einem Weiler nach der Stadt zurück ritt, auf der Straße. Der Kaiser zürnte und befahl seiner Wache, den Bischof zu entfernen. Der aber, kühner noch, als der Kaiser hochfahrend war, wich nicht und foderte Gerechtigkeit.

Den Bischöfen, die nun zur Verantwortung ihres Gerichtsverfahrens gefodert wurden, gelang es, den Bischof auf's Neue zu beschuldigen, daß er die ägyptische Kornflotte zurück zu halten und die Residenz dadurch in Hungersnoth zu versetzen gesucht habe. Nach langem Schwanken verwandelte der Kaiser die ausgesprochene Verbannung des Erzbischofs in eine Versetzung desselben von Alexandrien nach — Trier.

Nach anderthalb Jahren, als der Kaiser gestorben war, wurde Athanasius von dessen Regierungsnachfolger wieder auf seinen ehemaligen Stuhl in Alexandrien berufen. Bald aber starb sein kaiserlicher Gönner, und er ward einer weitern Untersuchung von 90 Bischöfen unterworfen, die ihn abermals entsetzten. Er wich aus Alexandrien, und hielt sich drei Jahre lang zu Rom an den Stufen des bischöflichen Stuhles auf.

Um diese Zeit spielte noch die griechische Partei der katholischen Kirche die Hauptrolle. Die größere wissenschaftliche Bildung, die in Griechenland zu Hause war, erregte durch spitzfindige Untersuchungen vielerlei Sekten, bildete durch Bekämpfung derselben eine umfassende Kirchenlehre und hob dadurch das Ansehen der Kirche selbst. Schon zeigt sich aber, wie bei solchen Zwistigkeiten der griechisch-katholischen Bischöfe die Unterliegenden sich gern nach der lateinischen Seite der

Kirche, nach Rom, wenden. Hier sehr willkommen, finden sie Beistand, indem durch solche Zuflucht und Berufung aus der Ferne der römische Bischof das Ansehen eines höhern Gerichtsstandes gewinnt und dadurch immer mehr auf den Einfall und Anspruch geführt wird, daß er das Oberhaupt der ganzen Christenheit sey.

So kam nun auch Athanasius nach Rom. Gern ließ sich der stolze Bischof Julius auf den Gedanken schmeicheln, er sey Richter in derlei Angelegenheiten. Athanasius ward nun an den Hof nach Mailand eingeladen, von wo aus Konstans, der jüngste Sohn des Kaisers Konstantin, das ihm in der Reichstheilung zugefallene Abendland beherrschte. Die bestochenen Minister drangen durch die wollüstige Lebensart des Gebieters bis an sein rechtgläubiges Herz und brachten eine Berufung östlicher und westlicher Bischöfe zu einer Kirchenversammlung zuwege, die zu Sardika, an der Grenze der getheilten Reiche, jedoch auf dem Gebiet des Beschützers des Athanasius, gehalten wurde. Feindseligkeiten, die in der heiligen Versammlung nicht ausblieben, veranlaßten die asiatischen Bischöfe, sich über die Grenze zu flüchten. So entstanden zwei Versammlungen; sie verdammten einander als Feinde — Gottes. Ihre Beschlüsse wurden bekannt gemacht und wechselseitig genehmigt. Die Reichsgrenze entschied, und Athanasius galt im Westen für einen Heiligen, im Osten aber für einen Verbrecher. Er nahm jedoch seinen kaiserlichen Gönner so für sich ein, daß derselbe seinen regierenden Bruder durch eine Kriegsandrohung bewog, den Erzbischof wieder aufzunehmen. Athanasius wartete mit ge-

messenem Stolz drei Berufungsschreiben seines kaiserlichen Oberherrn ab, und zog dann, der Gunst und des Schutzes desselben auf's Nachdrücklichste versichert, in kurzen Tagreisen durch das Reich, allerwärts von benachbarten Bischöfen empfangen, deren Huldigung er verächtlich durchschaute. Zu Antiochien empfing ihn der Kaiser Konstantius mit dem Anliegen, er möge doch den Arianern in Alexandrien wenigstens eine Kirche gestatten. Worauf Athanasius erst eine ähnliche Gunst für die katholische Partei in jeder arianischen Stadt des Reiches verlangte. Des Bischofs Einzug in Alexandrien war ein Triumph; denn er brachte einen siegreichen Ruf mit, der sich von der Wüste Aegyptens bis an das atlantische Meer erstreckte.

Konstans fiel durch die Verschwörung des Soldaten Magnentius, der den kaiserlichen Purpur nahm. Während des Krieges, der nun zwischen Konstantius und jenem kühnen Empörer geführt ward, blieb der Erzbischof von Aegypten in hohem Ansehen. Als aber Konstantius siegreich zurück gekehrt war, öffnete sein Herz, voll Haß gegen Athanasius, sich wieder den Einflüsterungen der Arianer. Zu Arles und Mailand wurden Concilien von 300 Bischöfen gehalten. Groß war die Bewegung der versammelten Väter um den einen Mann. Den Drohungen des Kaisers setzten die Bischöfe von Rom und Cordova die kühnsten Reden entgegen. Sie wurden verbannt, und der Römer wies das ihm gebotene Reisegeld mit der stolzen Antwort zurück, — der Kaiser möge damit seine Soldaten und Bischöfe bezahlen. Doch Athanasius ward abermal verurtheilt. Aber

nur geheim und vorsichtig wagte der Kaiser den Ausspruch des Conciliums zu vollstrecken. In stillen Eilmärschen wurden die Legionen Ober-Aegyptens nach Alexandrien gezogen, das so fanatisch zum Aufruhr gestimmt war. Die Stadt wurde überrascht. Um Mitternacht rückten 5000 Soldaten plötzlich ein und umringten die Kirche, in welcher Athanasius mit seinen Geistlichen und vielem Volk nächtliche Andacht hielt. Ein wilder, blutiger Kampf begann, Geistliche wurden erschlagen, Jungfrauen mißhandelt, Paläste geplündert.

Unter diesem blutigen Aufruhr saß Athanasius furchtlos auf seinem Stuhl, und stimmte, dem mörderischen Lärm entgegen, den Davidischen Psalm an, der den Sieg des Gottes Israels über Aegyptens verruchten Beherrscher preist. Jetzt brachen die Thore ein, die tödtlichen Pfeile schwirrten durch das Heiligthum. Athanasius wich nicht von seinem Platz, bis der Letzte seiner Geistlichen, die ihn flüchten wollten, erst selbst entflohen war. Dann verschwand auch er unter Obhut der Nacht. Der großmächtige Kaiser bot Alles auf, einen flüchtigen Bischof zu verfolgen: alle Beamten wurden dazu angetrieben, Belohnung, wer ihn einliefern, schreckliche Strafe wer ihm Zuflucht gewähren würde, angesetzt.

Athanasius weilte indeß ruhig in der Wüste bei jenen Schwärmern und Einsiedlern, die in strengster Abtödtung den Himmel an sich zu reißen suchten, — wie ein Vater verehrt und in seiner theilnehmenden Bußstrenge bewundert. Ihm zu dienen hielten die frommen Siedler für noch verdienstlicher, als Beten, Wachen und Fasten. Wenn seinem verborgenen Aufenthalt irgend

eine Gefahr drohte, wurde der Erzbischof von einem Versteck zum andern immer tiefer in die Wüste gebracht. Die frommen Beschützer und Wächter dienten ihm zugleich als Boten an seine bekümmerten Anhänger; ja selber trat er, wie nur seine Verfolger im geringsten ermüdet und lässig schienen, unerwartet in Alexandrien im stillen Kreise seiner Verehrer auf. Wunderbarer Weise entging er oft bei solchen Wagnissen seinen Feinden; indem er einmal in einer trocknen Cisterne, ein andermal bei einer frommen Jungfrau Zuflucht fand, die, zwanzigjährig und durch ihre Schönheit berühmt, den ehrwürdigen Mann in ihrer Kammer barg, ihn mit Büchern und Speisen versorgte, ja seine Briefe trug.

So führte der unbeugsame Mann einen ununterbrochnen Krieg gegen die arianische Partei. Die Schreiben, die er erließ, verbreiteten sich in Abschriften und wurden verschlungen. In einer öffentlichen Schutzschrift, die er dem Kaiser zusendete, griff er ihn mit den bittersten Vorwürfen an. Dieser mächtige, siegreiche Gebieter konnte sich nicht wehren, nicht rächen, und erfuhr, der erste christliche Monarch, jene Gewalt der Kirche, die später so manchen Herrscher tief gebeugt hat.

Nach sechsjähriger Abwesenheit durfte Athanasius unter Kaiser Julian's Regierung wieder nach Alexandrien zurückkehren. Als er aber auch ohne Weiteres seinen bischöflichen Sitz wieder einnahm, verwies ihn um deßwillen der Kaiser auf's Neue. Athanasius floh wieder in die Wüste. Sobald er aber Julians Tod vernahm, kehrte er zurück und fand den neuen Kaiser Jovian mild gesinnt. Aber wie die Herrschenden, wech-

selte auch des Erzbischofs Geschick. Unter dem Kaiser Valens ward er auf seiner Feinde Betrieb zum fünften Mal verbannt. Vier Monate verbarg er sich im Begräbniß seines Vaters, bis ihn der Kaiser auf stürmisches Bitten der Alexandriner zurück rief. Von nun an verwaltete er ungestört sein Amt, bis er im Jahr 373 starb, und, ausgezeichnet durch tiefen Verstand, durch ein edles Herz, unerschütterlichen Muth und lebendigen Glauben, den Namen eines der größten Männer der Kirche zurück ließ.

Priester und Ketzer.

29. Dies also das Stück vom Petrus-Felsen, gleichsam das Fußgestell zur Dreifaltigkeits-Pyramide der Kirche; indem dieser Mann sein Leben hindurch für das nicäische Concilium gekämpft hat. Wir können uns das Felsstück Athanasius, gleich dem Granit, aus drei Gemengtheilen bestehend denken, — aus dem Quarz der Lehre, aus dem Glimmer der Priesterwürde, und aus dem Feldspath der Herrschsucht. Männer dieses Schlags machen es begreiflich, wie sich die katholische Kirche zu solcher Festigkeit ausbilden konnte. In ihnen zeigt sich der Bildungstrieb eines unverwüstlichen Kirchenstammes.

Hier zwischen jenem Felsstück und dem Grabhügel des Arius legen wir ein Zweihellerstück von Betrachtung als frommes Opfer nieder.

Die Natur war das erste Priesterthum, dem sich der Mensch unterwerfen mußte. Und wenn dieselbe auch nicht alle Klassen ihrer Gläubigen mit gleicher Gewalt fest hielt, so wollte sie doch selbst den Menschen,

dem Freiheit verliehen ward, nicht gänzlich aus ihrem Kirchenverbande loslaſſen. Aber er wurde ein Schismatiker und blieb ein ſteter Proteſtant gegen die Natur, die erſt in der Sterbeſtunde mit jedem Einzelnen ſeparat einen weſtphäliſchen Frieden ſchließt.

So ſtellt ſich mit Naturgewalt überall das Prieſterthum der religiöſen Freiheit der Menſchen entgegen; ja, ſtrenger als die Natur, ſchließt das katholiſche Prieſterthum ſelbſt im Tode keinen Frieden mit ſeinen Widerſachern, ſondern verſucht, noch in die Ewigkeit ſeine Steckbriefe nachzuſenden, und lehrt wenigſtens eine ewige Verdammniß derſelben, wenn es ſolche zum Glück auch nicht verhängen kann.

In den Naturreligionen des Orients ſtellte die Prieſterſchaft den Naturgeiſt dar, im katholiſchen Abendlande den Geiſt der Tradition. Dort war das Verſtändniß und die Anordnung des Natur-Symbols ein Vorrecht der Prieſterkaſte; hier bildeten die verſammelten Biſchöfe die Ueberlieferung, als fortwährende Offenbarung, und behielten ſich das ausſchließende Recht vor, ſolche zu erklären. Jenes Prieſterthum war ein Urgebirg, das katholiſche iſt ein Flötzgebirg. Kaum hatte das Chriſtenthum einen Augenblick Ruhe vor harten Verfolgungen gehabt, als die Prieſterſchaft anfing, ſelbſt zu verfolgen. Die Kirchenlehre vom Bann und von der Buße wurde ſo wichtig behandelt, als ginge ſie allen Artikeln des Chriſtenthums voraus, und es war überhaupt weniger gefährlich, ſich gegen die Moralität zu vergehen, als gegen Prieſterautorität. Die Zeit bereitete ſich vor, wo Rom zum zweiten Mal, nicht mit Waffengewalt,

ſondern mit Gewiſſenszwang, die Welt unterjochte. Denn bereits hatten ſich auch einige Biſchöfe über die andern erhoben, und das Concilium von Nicäa hatte den Vorzug beſtätigt, den die Biſchöfe der Reichshauptſtädte Rom, Antiochien und Alexandrien über die Biſchöfe der Provinzialſtädte ſich angemaßt hatten. So ging die Gleichheit der früheſten Chriſtengemeinden in Verwaltung des Kirchlichen an eine Herrſchaft der Vornehmen über.

Die Ketzereien, denen wir in der Kirchengeſchichte begegnen, und die wie einzelne Hügel aufgeſchwemmten, fruchtbaren Landes neben dem hohen Gebirgszug der Prieſterſchaft hinlaufen, — meiſt ſelbſt abgefallne Stücke des Gebirgs — müſſen wir ein für allemal unter einer höhern Anſicht zu begreifen ſuchen, und zwar als die Ausbrüche des geiſtigen Chriſtenthums, das nach einer freieren, höheren Geſtalt verlangte, als der katholiſch-kirchlichen. Es iſt wahr, die ketzeriſchen Anſichten, die flüchtig aufkommenden und vergehenden, erſcheinen oft ſo ſeltſam und wunderlich, wie die Kirchenlehren, die einen Beſtand gewannen. Das iſt aber leicht begreiflich: die ſogenannten Ketzereien ſind ja nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefeſſelten, oft verhöhnten Chriſtusgeiſtes, der keinen ſo ſchweren Kirchenkörper annehmen will. Die ſeltſamen Kirchenſatzungen aber müſſen für den Siegesjubel des Weltgeiſtes erklärt werden, dem es gelingt, jenen himmliſchen Geiſt hienieden zu fangen und in den Petersfelſen zu bannen. Und ſo vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht. Wie

wir indeß die jüdiſchen Propheten als vorwärts gerichtete Ketzer angeſehen haben: ſo müſſen wir die chriſtlichen Ketzer für umgekehrte Propheten halten, die nämlich die Wiedererſcheinung deſſen verkündigen, was verloren worden iſt. Die Prieſterſchaft vererbt das Wort des Religionsſtifters, in den Ketzern wird deſſen Geiſt von Zeit zu Zeit lebendig.

Wüſtlinge.

30. Unſer Freund Athanaſius hat uns unvermuthet in eine geheime Geſellſchaft eingeführt, die wir näher kennen müſſen.

Wo das Chriſtenthum Eingang gefunden hatte, lag nun die Vorwelt großentheils im Schutt. Die Prophetenſchulen Iſraels, das ſtille, mächtige Gebäude des pythagoräiſchen Bundes, die Säulenhalle der Stoa, die Koben der Kyniker, die heimlichen Semneen der Therapeuten, alles war ein Moder geworden.

In der Verweſung aber kommt eine eigne Art von Lebendigen fort, und man hat bemerkt, daß manche Käfer ſogar eine entfernte Aehnlichkeit mit jenen Vierfüßlern haben, in deren Auswurf ſie gern leben und wühlen.

So ſehen wir ein ſeltſames Geſchlecht im Chriſtenthum entſtehen und ſich verbreiten, die Mönche, die ſich zuerſt als Siedler, wie die Propheten, in der Einſamkeit anbauen, ſich pythagoräiſches Stillſchweigen und Gehorſam auflegen, mit ſtoiſcher Verachtung auf der Welt Glanz und Genüſſe blicken, den Kynikern gleich, Anſtand und Anmuth des Lebens verſchmähen, und ſich wie die Eſſäer einem beſchaulichen Leben widmen.

Also werden im großen Kreislauf auch des geistigen Lebens die aufgelösten Organismen noch einmal in neuen Bildungen nach alten Gesetzen wach. Mit einer Thätigkeit, die den Insekten eigen ist, räumen die Mönche die Fäulniß hinweg, und werden zum Theil in ruhiger Geschäftigkeit dem jungen Christenthum förderlich. Aber auch noch auf unabsichtliche Weise tragen sie späterhin zur Entwickelung und Ausbildung des Christenthums bei und betreiben als Kinder des Wechsels den Wechsel der Dinge. Denn aus der Fäulniß der Welt geboren, verarbeiteten diese Insekten ihr innerstes Wesen zu einem Gespinnst von Aberglauben, Wundersucht und Teufelsspuk. Und da später auch der Welt Ueppigkeit, wider welche sie Anfangs gestritten, sich ihrer selbst bemächtigte: so erregte die moralische Fäulniß der Mönche und ihr Gespinnst des Aberglaubens zuerst den Widerwillen der Menschen und die lebhafteste Bedenklichkeit gegen die römische Kirche. Die glückliche Gährung der Reformation ward mithin durch die Mönche beschleunigt, und sie haben sich, insektenartig genug, so verderblich, als heilsam erwiesen; indem sie in wunderlicher Geschäftigkeit zur Ausartung und zur Erneuerung des Christenthums gleichviel beigetragen haben.

31. In der Wüste von Aegypten schossen die ersten Pilze des Mönchwesens als Einsiedler auf. Antonius, ein ununterrichteter Jüngling aus Unter-Thebais, vertheilte sein fruchtbares Erbgut, verließ seine Verwandten, seine Heimath und zog immer tiefer in die Wüste, bis er zuletzt nahe am rothen Meer auf dem Berge Colzim seinen Aufenthalt nahm. Ihm nach trieb sich

ein schwärmerisches Volk, neugierig und voll Bewunderung. Die Siedler vermehrten sich so reißend, daß sie bald keine Einsiedler mehr waren; sondern, erst scheu und flüchtig vor menschlichem Umgang, bald in neue Gesellschaft zusammen traten. Klöster wurden an Klöster gebaut. Auch die Frauen blieben von dieser Schwärmerei nicht unangesteckt und hatten ihre Münster. Oft fanden sich zur Osterfeier 50,000 Menschen um den verehrten Antonius ein. So entstand ein immer wachsender Staat, der sich ohne Ehe fortpflanzte und bevölkerte, indem Buße und Schwärmerei, eine Magdalena und eine Maria, durch himmlische Empfängniß die neuen Bürger gebaren.

Athanasius hatte seine frühesten Jahre um diesen Patriarchen der Wüste verlebt, und brachte, als er später nach Rom kam, die Kenntniß des Mönchslebens mit dahin. Die befremdliche Erscheinung der ihn begleitenden Mönche erregte zuerst Grauen und Widerwillen. Aber so ansteckend war diese krankhafte Andacht, daß in eifrigster Nachahmung Senatoren und Matronen ihre Paläste und Weiler in Klöster verwandelten, und hunderte von Jungfrauen sich dem Klosterstand in einer Stadt widmeten, wo man sonst Mühe gehabt hatte, nur sechs Vestalinnen zu erhalten, d. h. zu bekommen und zu bewahren.

Zur Ausbreitung des Mönchwesens in Gallien wirkte Martin von Tours, der ritterliche Bischof, so folgereich, daß ihn zweitausend Schüler zu Grabe begleiten konnten. Durch die ganze römische Welt, in Städten und Einöden, an Meeresklippen und auf

öden Inseln, breiteten sich die Heuschreckenzüge der Mönche aus.

32. Jahreszeit und Witterung bringen manche wechselnde Krankheit mit. Die Wechsel der Weltgeschichte scheinen ähnlichermaßen auf die Gemüther der Menschen zu wirken. Eine große Idee vom Unwerth des Zeitlichen war in's Leben geboren worden, hatte aber, wie mancher ausgezeichnete Geist, nur einen verkrüppelten Körper gefunden. Die neue Lehre vom Himmelreich blendete in ein sündendunstiges Zeitalter hinein. Edle Gemüther faßten daher einen Widerwillen am Irdischen, statt daß sie dieses hätten als erlöst ansehen und frisch erbauen sollen. Man verstand die große Lehre Christi nicht, der das Leben keineswegs verworfen, sondern geheiliget haben wollte. Es war ein allgemeiner Mißverstand. Anstatt das ganze Leben zu einem herrlichen Christbaum zu erziehen, aus dem des Christenthums immer reife Frucht erwachsen wäre, stellte man an der Kirche einen winterlichen Christbaum auf, den man weniger mit den einfachen Lehren des Christenthums, als mit schimmernden Schmuckgaben behängte. Und das Mönchthum war der rauhe Flechtenüberzug des saftgrünen Kirchenstammes.

Zunächst aber war das kindliche Christenthum durch sonderbare Fügung mit einer kindischgealterten Zeit zusammen gekommen und die gemeinschaftlichen Spiele der Unschuld und des Blödsinns nöthigen dem Beschauer ein schmerzliches Lächeln ab. Das Mönchwesen ist eine dieser alten Kindereien.

Und doch dürfen wir auch wieder eine tiefere Bedeutung

in der Weltverachtung des Mönchthums nicht verkennen. Es war eine große Ahnung des nächsten Weltschicksals. Ein gewaltiges Weltreich, die römische Monarchie, fing bei innerer Fäulniß und äußerem Völkersturm zu wanken an. Die Welt bangte. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen sollte, welches fühlende Herz mußte nicht das Irdische verschmähen? Dennoch — o des armseligen Menschengeschlechtes, das kein erhabenes Gefühl einathmen kann, ohne es vor dem zweiten Athemzuge vergiftet auszuhauchen! Wie eine leichtfertige Dirne, von Allen umbuhlt, dem Einen nachläuft, der sie eben verschmäht, hängte sich die Welt mit aller heißen Heftigkeit an ihre Verächter. Ehre und Güter warf sie den Mönchen nach, und diese sahen solche bald genug für keinen Hinwurf an. Zuerst war es freilich ein geistiger Hochmuth, wie wenn jene römische Witwe Paula nach Bethlehem zog, ein Spital und vier Klöster bauete, und ihre Tochter dem Himmel weihete, um von dem beredten Mönch Hieronymus — Gottes Schwiegermutter genannt zu werden. Bald aber fanden auch Knechte und Handwerker im Kloster Zuflucht gegen Armuth und Verachtung; die so gedrückten Abgabenpflichtigen gewannen als Mönche eine sorgenlose Steuerfreiheit, und feige Jugend merkte doch, daß die Bußgeißel immer noch leichter, als die Kriegswaffe, zu führen sei. So fehlte es denn nirgendwo an gutem Antrieb, in die Klöster zu eilen, und sich an die müssige und behagliche Stätte zu stellen, wo die Verklärung des Himmels und die Verehrung der Welt sich durchkreuzten.

33. Ja, so lange die Mönche noch in Sonnenglut die Erde baueten, Sümpfe trockneten und Wälder umrodeten, oder in stillen Zellen, auf selbstbereitetem Pergament die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit zogen, waren sie ein Segen; denn das Waizenkorn des Himmels grünte unter ihrem Kreuzspaten auf und ihr Griffel überwinterte für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung den Kern der alten Wissenschaft. Wie lange aber blieben sie bei diesen würdigen Bemühungen? Die Mönche verschmähten die Reichthümer der Welt, und so glaubte die mildthätige Liebe, an ihnen die treuen Verwalter und Ausspender christlicher Wohlthaten gefunden zu haben. So gewannen sie selbst die verschmähten Reichthümer lieb. Begüterte Novizen brachten ihr Vermögen dem Kloster zu; in reichen Vermächtnissen wurden die Gesellschaften bedacht, die selbst nie ein Testament machten, und so kam zum geistigen Hochmuth, der jeder auszeichnungssüchtigen Demuth eigen ist, die weltliche Habe. Seitdem hören in der Kirchengeschichte die Klagen über die Ausschweifungen der Mönche nicht auf. Die Concilien und Fürsten arbeiten, oft vergebens, um die nachbarlich verbundnen Frauen- und Mannsklöster auseinander zu bringen; die Einkünfte frommer Vermächtnisse werden verpraßt; im Wohlleben wird die ehemalige Verachtung der sinnlichen Lust wie der fortwährende Beruf der Brüder vergessen, und nur im doppelsinnigen Wort — Wüstlinge können wir im spätern wüsten Leben, zu dem sie übergegangen sind, jene Abkömmlinge der Wüste noch erkennen.

Concilien.

34. Zur Ausbildung der Lehre so wie der Macht der katholischen Kirche wirkten von nun an hauptsächlich die Kirchenversammlungen und diejenigen Söhne der Kirche, die man ihre Väter nennt.

Die Concilien, vom ersten zu Nicäa bis zum letzten von Trident, bilden gewissermaßen die Wirbelbeine des Rückgrats, auf welchem sich das gewaltige Haupt der Kirche erhob. Die Tradition, die in den Concilien verarbeitet wurde, ist als das Rückenmark des Katholicismus anzusehen. Wir müssen doch beispielweise einige dieser Wirbelbeine näher betrachten.

In den arianischen Streitigkeiten ward unter andern auch zu Rimini eine Kirchenversammlung gehalten, die noch stärker als jene zu Nicäa, von mehr nämlich als 400 Bischöfen, besucht ward. Unter diesen stellten sich nur etwa achtzig ein, die dem Arianismus, unter dem Schein jedoch der strengsten Rechtgläubigkeit, anhingen. Die Abendländer oder Lateiner waren bei Weitem so spitzfindig und wortgewandt nicht, wie die Griechen, und so wurden sie denn gutmüthig von zweien jener verstellten Arianer, Bischöfen aus Illyrien, geleitet. Geschickt und in den Ränken der Höfe und der Synoden gebildet, wußten diese den gemüthlichen Haufen zu verblüffen, zu verwirren, und mit einem Glaubensbekenntniß zu hintergehen, das vor Auflösung der Versammlung unterzeichnet werden mußte. Seelenvergnügt, als hätten sie's aufs Beste gemacht, kehrten die guten Bischöfe nach Haus, und hier erst wurden sie inne, daß

ihre Beſchlüſſe arianiſch waren. Neumüthig und entrüſtet verwarfen ſie die unterſchriebenen Satzungen.

Es iſt nicht zu verwundern, wenn uns die verſammelten Väter damals noch ſo wenig erleuchtet vorkommen: es war ja kirchlich noch nichts über den heiligen Geiſt feſtgeſetzt, der ſonſt die Concilien gelenkt haben ſoll, den man jedoch über den Streitigkeiten um die wahre Natur des Sohnes etwas vernachläſſigt zu haben ſcheint.

Doch war die Frage, was in der Schrift und im Kirchengebrauch unter heiligem Geiſt zu verſtehen ſei, öfter ſchon vorgebracht und ſehr intereſſant geworden. Einige hielten dafür, der Geiſt ſei ein Geſchöpf Gottes, — Andere, er ſei eine Kraft Gottes, — Manche, er ſei Gott, wie Vater und Sohn, worüber dann aber wieder, wegen Unterſchieds in der Vollkommenheit des Göttlichen, neue Unterſcheidungen gemacht wurden. Jene, die den Geiſt bloß als einen Diener, oder eine Wirkung Gottes betrachtet wiſſen wollten, bildeten eine, von der katholiſchen Kirche verworfne und mit dem Namen der Geiſtesfeinde bezeichnete Sekte. Nur müſſen wir dieſe alten Ketzer von jenen Geiſtesfeinden unterſcheiden, die heutiges Tags ganz orthodox ſind. Es ſchien darum nothwendig, den Kirchenglauben über dieſen wichtigen Punkt feſtzuſetzen. Der Ankunft des heiligen Geiſtes gingen aber ſchon einige Vorzeichen voraus.

Kaiſer Theodoſius, Mitregent in Oſten, räumte nämlich ſehr eifrig durch ſtrenge Geſetze die Reſte des Götzendienſtes auf. Ungeſtüm wurden die heidniſchen Tempel zerſtört, und die wildeſten Ausbrüche ſowohl der

verfolgenden Christen, als der verfolgten Heiden fanden Statt.

Ueber diese Vorfälle hat man, glaube ich, keine Legenden. Ueberhaupt sind auch die Haushaltungsbücher der Kirche nicht überall vollständig geführt. So berechnet dieselbe nur, was sie an Verfolgungen eingenommen, nirgends aber, was sie unter dieser Rubrik ausgegeben hat.

Viele heidnische Tempel wurden nun auch zu christlichen Kirchen umgewandelt, ohne Furcht, daß der Typhus des alten Aberglaubens den neuen Gottesdienst anstecken könne. Ja man hielt es selbst für räthlich, um den Heiden den Uebergang zum Christenthum anziehender zu machen, etwas von heidnischer Pracht aufzunehmen, was nun auch der größere Wohlstand des christlichen Hauswesens zu erlauben schien.

Zu gleicher Zeit gewann die Verehrung der Martyrer und Heiligen einen solchen Schwung, daß ein an seine vielen Göttergestalten gewöhnter Heide sich beim Uebertritt zum Christenthum eben nicht einsam und seinen neuen Himmel nicht unbevölkert finden konnte. Viele halten diese Andacht auch für eine nur anders benannte Vielgötterei; aber die katholische Kirche gibt diese Deutung nicht zu.

35. Nach solcher Vorbereitung ward im Jahre 381 auf einer allgemeinen Synode zu Constantinopel dem heiligen Geiste ebenfalls wie dem Sohne Gottes — Persönlichkeit, gleiches Wesen und gleiche Verehrung mit dem Vater zuerkannt.

Von wem anders, als von der Kirche, die das

wahre Weſen des heiligen Geiſtes erkannt zu haben behauptet, dürfen wir nun auch die echteſten Proben, Gaben oder Wirkungen des heil. Geiſtes erwarten?

So wurden denn in der That nach jener Synode in Conſtantinopel — die Strafgeſetze gegen die Irrgläubigen ſehr geſchärft. Dieſe ſelbſt wurden unter ſchimpflichen Namen als bürgerliche Verbrecher betrachtet und behandelt. Theodoſius war ein rechtgläubiger Kaiſer: Reſcripte voll Schimpfens und Scheltens ergingen über Gewiſſensfreiheit, gegen bürgerliche Rechte, Güter und Ehre, ja gegen Sicherheit und Leben aller Nichtkatholiſchen. Denn die Hofgeiſtlichen hatten ihm Ketzerei als Empörung gegen den Himmel vorgeſtellt und ihn für die Todſünde der Duldung verantwortlich gemacht.

Hiernach ſchien die Kirche wirklich Alles an die Perſon des heil. Geiſtes verwendet und ſelbſt von heiligem Geiſt nichts übrig behalten zu haben.

Doch nicht Theodoſius allein, auch Marinus, der in Britannien ſich zum Kaiſer aufgeworfen hatte, war ein eifriger Gläubiger. Priſcillian, Biſchof von Avila, durch Geburt, Vermögen und Kenntniſſe ausgezeichnet, hatte gewiſſe aſcetiſche Vorſchriften und Uebungen ägyptiſchen Urſprungs mit Bewilligung einiger Biſchöfe empfohlen und eingeführt. Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen, Faſten, Wachen und ununterbrochnes Beten wurden verordnet. Damit waren gnoſtiſche Anſichten von der Perſon Chriſti und der Natur der menſchlichen Seele verbunden. Priſcillian und ſeine Anhänger wurden darum für Ketzer erklärt und des Landes verwieſen. Vergebens wendeten ſie ſich nach Rom und

Mailand. Priſcillian wurde endlich, Gnade ſuchend, auf Betrieb des Biſchofs Ithacius und auf Befehl des Maximus zu Bordeaux mit ſechs ſeiner Anhänger hingerichtet; Andere verbannt.

Spanier waren dieſe erſten Glaubensopfer und die ſolche Hinrichtung betrieben hatten auch Spanier.

36. Hier müſſen wir einen Augenblick raſten und die chriſtliche Liebe abwarten, die einen kleinen Umweg gemacht hat, um nicht über Bordeaux zu kommen. Inzwiſchen fällt uns noch eine Kleinigkeit ein. In derſelben Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel nämlich, in welcher der heilige Geiſt ſeine förmliche Anerkennung fand, ging auch der römiſche Biſchof nicht ohne bedeutende und folgenreiche Auszeichnung aus. Es wurde nämlich beſtimmt, daß er vor dem Biſchof zu Conſtantinopel ſeinen Rang haben ſollte.

Ich kann daher den heiligen Biſchof Gregor von Nazianz nicht begreifen, der um jene Zeit in der Stille lebend mit den Kirchenverſammlungen ganz unzufrieden war, und behauptete, er habe noch nie einen guten Ausgang derſelben erlebt. Und doch iſt dieſer fromme Mann keineswegs ein Ketzer, vielmehr ſeiner Rechtgläubigkeit wegen der Theolog ehrenbenannt. Dabei beklagt derſelbe gar auch noch die Aufführung der meiſten damaligen Biſchöfe. Gern gingen wir darüber mit Stillſchweigen hinaus, weil doch einmal die Mehrzahl ſolcher Biſchöfe die Kirchenbeſchlüſſe und dadurch den ganzen Kirchenglauben bildeten; unglücklicher Weiſe aber klagt der heil. Gregor nicht allein; noch manche Andre ſtimmen um dieſe Zeit und ſpäterhin denſelben Vorwürfen bei.

Ein spanischer Geistlicher, Vigilantius, der auf Reisen den Religionszustand des Christenthums in mehreren Ländern kennen gelernt hatte, griff um das Jahr 404 in einer besondern Schrift viele gottesdienstlichen Gebräuche an, belachte den Reliquienkram, tadelte die Verehrung der Martyrer, fand es albern, am hellen Tag Lichter in den Kirchen anzuzünden, und legte auf Fasten, Mönchsleben und manches Andre keinen Werth. Und wenn ihn der heil. Hieronymus deshalb mit Schimpfreden als ein Organ des Satans angreift, so beweist gerade das, was dieser berühmte Mann seiner Seits zur Aneiferung der Andächtigen vorbringt, mehr noch, als der Tadel des Vigilantius selbst, den Verfall der Religion und die Geistlosigkeit manches großen Kirchenvaters.

Uebrigens widersprechen auch Thatsachen der Geschichte keineswegs den Vorwürfen jener Tadler. So war z. B. um jene Zeit, — und ist es nicht erstaunlich? — die Asche des Propheten Samuel entdeckt worden. Es entstand ein Aufsehen darüber, als ob ein neuer Welttheil entdeckt worden sei. In einem goldnen, mit seidnem Schleier bedeckten Gefäß wurde die Asche von einem Bischof dem andern überliefert; das Volk strömte herzu, als ob der Prophet selber weissage, und bildete von Palästina eine ununterbrochene Wallfahrt bis nach Constantinopel. Hier empfing der Kaiser Arkadius mit seinem ganzen Hofstaat in frommer Ehrfurcht die Asche, und fürchtete nicht, daß der Mann, der einst Könige von Israel gedemüthigt hatte, mit seinem Staube die christlichen Bischöfe leicht anstecken könne.

37. Eines ſo heiligen Mannes, wie Gregors von Nazianz, Unzufriedenheit mit den Kirchenverſammlungen kann nicht für eine perſönliche Laune gelten. Vielmehr finden wir uns bei näherer Betrachtung auf die Stufe noch jugendlicher Naivität und Offenherzigkeit zurück verſetzt, wo gewiſſe Anſprüche noch nicht gemacht werden, und mithin die Vorausſetzungen, auf welche ſie ſich ſtützen, nicht gäng und gebe ſind. Ich meine hier den Anſpruch der Kirche auf Unfehlbarkeit, dem ſie natürlich, um ihn zu begründen, das Dogma von einem fortwährenden Einfluß des heiligen Geiſtes unterlegen mußte. Davon ſcheint man zu den Zeiten des heil. Gregors von Nazianz noch nicht ſo viel gewußt zu haben; nicht weil die meiſten Biſchöfe unwürdig geweſen ſeyn ſollen, denn die Kirche trennt weislich die Perſon von ihrer Würde, ſo daß der heil. Geiſt nicht das Herz, ſondern die Biſchofmütze anſehe; aber darum ſcheint von der Inſpiration weniger bekannt geweſen zu ſeyn, weil Gregor von keiner Kirchenverſammlung etwas Gutes erlebt haben will. Bei allen jenen ſpätern Anſprüchen blieb indeß die Kirche immer noch beſcheidner, als die lamaiſche Geiſtlichkeit in Alt-Tibet. Dieſe nahm nicht eine dritte Perſon in der Gottheit an und ſtellte ſich unter deren Einfluß; ſondern ſie machte gleich, wie wir geſehen, die Kirche ſelbſt zur dritten göttlichen Perſon, — Kedun-Concioa.

Wie man im gemeinen Leben nie mehr von ſeiner Ehrlichkeit ſpricht, als wenn man das Mißtrauen der Andern fühlt, ſcheint wirklich auch die Kirche die Lehre von der fortwährenden Inſpiration und von Unfehlbar-

keit erſt nach und nach in dem Grade geltend gemacht zu haben, als ſie bei ſo beleidigenden Anſprüchen und befremdlichen Concilienbeſchlüſſen jenen Credit nöthiger hatte. Denn der Unbefangne nimmt ja doch wahr, daß im Laufe der Jahrhunderte das Kirchliche ſich nicht anders, als das Weltliche bildet und entwickelt, nämlich an den Fäden der Leidenſchaften, des Eigennutzes, der Herrſchſucht, des Widerſpruchs u. ſ. w. Iſt dies nun der von der Vorſehung angeordnete Gang der irdiſchen Dinge, ſo hat wohl die Kirche nichts voraus; denn hätte ſie etwas voraus, ſo müßte die Leitung eines beſondern heiligen Geiſtes auch einen beſondern, von der allgemeinen Vorſehung abweichenden Weg nehmen.

Allerdings hat Chriſtus ſeinen Apoſteln einen heiligen Geiſt zugeſagt, aber nur für ſein Werk. Dieſer Geiſt wird auch der Kirche niemals ausbleiben, wo ſie etwas Höheres thut, als — ihr Werk. Ein heiliger Geiſt iſt um jedwede gute Sache; denn das Gute iſt nur durch ihn in aller Welt; und wenn derſelbe die Concilien ſtets durchweht hätte, würde man ihn gewiß nicht in den Beſchlüſſen vermißt haben.

Ja doch! die Väter kamen zuſammen, wie Menſchen zu aller Zeit ſich verſammelt haben, und menſchlich ging es unter ihnen zu. Nirgends leſen wir, daß ſie ihre Menſchlichkeiten, den Eigenſinn, die Rechthaberei, Spitzfindigkeit, Herrſchſucht vor der Schwelle des Verſammlungsſaales abgelegt hätten. Und allerwenigſtens müßte man annehmen, daß ſie jedesmal die Wiederentfernung des heiligen Geiſtes abgewartet hätten, ehe ſie ſich, was faſt bei jeder Verſammlung geſchah, über Rang,

Vorzug und Vortheil in die Haare geriethen, — so weit es nämlich die Tonsur zuließ.

Kirchenväter.

38. In dieser Ansicht bestärken uns die Kirchenväter. Sie haben oft persönlich auf den Concilien ihrer Zeit, mehr noch durch ihre Schriften auf die Beschlüsse der spätern Kirchenversammlungen gewirkt. Ihnen, wie den Concilien, hat das Alter und die Ueberlieferung der Kirche ein glorreiches Ansehen gegeben. Machen wir die flüchtige Bekanntschaft wenigstens einiger derselben.

Justin der Martyrer lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Seine Schutzreden für das Christenthum, sein Gespräch mit dem Juden Tryphon und seine übrigen Bücher verrathen einen Mann von geringen Fähigkeiten, der sich bemüht, seine christliche Ansicht mit platonischer Weisheit zu vereinigen und dabei selbstdenkend und wissensreich zu erscheinen. Und wirklich hatte er sich in den Schulen Zeno's, Pythagoras und Platon's unbefriedigt umgesehen, bevor er in Zweifelskämpfen durch einen ehrwürdigen Greis oder Engel auf jüdische oder christliche Religionsweisheit gewiesen wurde. Er führt die Reihe der Philosophen an, die über die erste Einfalt des Christenthums hinausgegangen sind, und manche Lehrsätze desselben künstlich ausgesponnen haben. So trug Justin den platonischen Begriff des Logos, des Wortes, oder der selbständigen Vernunft, auf Christus über, knüpfte aber die menschenfreundliche Betrachtung daran, daß alle Menschen an dieser selbständigen Vernunft, mithin an Christus, Theil nähmen, und

also die heidnischen Weisen auch als Christen anzusehen wären.

Eben so mild gegen die Ebioniten gesinnt, sprach er dieser Sekte, die von jüdischen Gebräuchen neben dem Glauben an Christus nicht lassen wollte, darum die Seligkeit nicht ab, erklärte jedoch auf Befragen um die eigentliche Kirchenmeinung über diesen Punkt, daß man nach dieser freilich solche Judenchristen nicht nur vom Himmel, sondern auch schon von allem Umgang im Leben ausschließe. So weit war schon anderthalb hundert Jahre nach Christo die christliche Liebe gekommen.

Justin, der so viel für das Christenthum geschrieben hatte, war auch muthig genug, für dasselbe den Martyrtod zu leiden.

39. Clemens von Alexandrien, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, hat zur Aufnahme orientalischer Weisheit im Christenthum noch mehr gethan; wie er denn an Kenntnissen und Belesenheit, so wie an künstlich beredter Anwendung seines Wissens, alle frühern Lehrer der Christen übertraf. Er hing sehr an der Idee eines über alle Menschen ausgegoßnen göttlichen Logos. Hiermit bringt er seine Ansicht vom Glauben in Verbindung, den er für den Gehorsam gegen den Logos, oder die Vernunft erklärt. Ob seine Ansicht von einer Vereinigung des Glaubens mit Selbstdenken, ob die Meinung, daß Rechtschaffenheit auch eben der rechte Glauben sei, noch später für gut katholisch gegolten hätte, wäre am zweckmäßigsten bei jenen heiligen Flammen zu untersuchen gewesen, mit denen man die rechtschaffensten Ketzer verbrannte.

Besonders hat Clemens unter den christlichen Philosophen zuerst die platonische Vorstellung von einem Reinigungszustande der Seele nach dem Tode aufgenommen; aber erst die spätere Kirche, die sich gern mit Feuer zu thun gab, hat ein Fegefeuer daraus gemacht.

Daß er aber auch ein Lebensphilosoph gewesen sei, hat Clemens dadurch an den Tag gelegt, daß er sich in seinen Schriften umständlich über das Verhalten beim Essen und Trinken und über die Mäßigkeit verbreitet, die man im Lachen, im Salben der Haare und beim Putz mit Blumen, Perlen und Edelsteinen zu beobachten habe. Er vergißt nicht die Angelegenheiten der Ehe, und gibt gute Lehren für den Schlaf und das Tragen der Schuhe. Uns sind diese Vorschriften sehr schätzbar, nicht um sie zu befolgen, sondern um Leben und Sitten damaliger Zeit kennen zu lernen.

Viele seiner Einfälle und Witze passen nicht mehr in das spätere katholische System.

40. Origenes, um das Jahr 185 geboren, ein fruchtbarer Geist und feuriger Charakter voll Ruhmgier und Frömmigkeit. Aus der Schule zu Alexandrien hervorgegangen, that er manche Reisen in Sachen der Kirche, legte Streitigkeiten bei und litt selbst viel in der Verfolgung des Kaisers Decius.

Seiner begeisterten Seele schwebte ein erhabenes Bild der überschwenglichen Majestät Gottes vor, dessen Fülle kein Geist zu erschöpfen, kein Wort zu fassen vermöge. Darum verwarf er jede verstandesmäßige Beschränkung des Göttlichen in Worten, und wollte jeden

Ausdruck des Unbegreiflichen nur für uneigentlich gelten lassen. So kühn darum seine Meinungen sind, so frei stellt er sie der Prüfung und Zustimmung seiner Leser anheim. Angeweht vom göttlichen Athem der Schrift, aber auch an Klarheit und Einsicht griechischer Philosophie gewöhnt, macht er es zu seinem Hauptbestreben, den Zusammenhang dessen, was für Offenbarung galt, mit der Vernunft, als dem Gewissesten, was der Mensch habe, zu entdecken und nachzuweisen bereit, was der Vernunft widerspreche, zu verwerfen, wenn es immer auch als geoffenbart ausgegeben werde.

Die geistvollsten seiner Zeit und zahlreiche Schüler hingen dem „diamantnen" Lehrer Origenes an, indeß er von dem weltbürgerlichen Ehepaar, dem Neid und der Gemeinheit, verfolgt ward. Die Streitigkeiten über ihn und seine Rechtgläubigkeit dauerten nach seinem Tode fort, und erst nach dreihundert Jahren ward der große Mann noch als Ketzer zu dem höllischen Feuer verurtheilt, das sein liebreiches Herz bei Lebzeiten geläugnet hatte.

Je mehr die Kirche wuchs und sich ausbreitete, desto enger wurde sie für die großen Geister der Zeit, je mehr sie an Fülle zunahm, desto engbrüstiger wurde sie.

41. Tertullian, aus Carthago, lebte um das Ende des zweiten Jahrhunderts. Aus Bewunderung der Martyrer zum Christenthum und zu einem sittlichen Leben übergegangen, entwickelte er alle Härten eines schwärmerischen, heftigen, ungeselligen Geistes in seiner Ansicht und Andacht. Temperament und Gesinnung trieb ihn endlich auch von der katholischen Kirche zur Partei

der sittenstrengeren Montanisten, und er verfolgte nun in leidenschaftlichen Schriften die Katholischen, besonders die Geistlichkeit, die er sinnliche Menschen schalt. Eben so eiferte er wider die zweite Ehe und den Putz der Frauen, und freut sich in seinem Buch über die Schauspiele im Voraus, wie einst, nach dem größten Schauspiel des Weltgerichts, so viel stolze Monarchen und erträumte Götter im Abgrunde der Finsterniß ächzen, so viele Weltweise mit ihren Schülern in glührothen Flammen erröthen, so viele Tragiker ihre eignen Höllenleiden declamiren würden. Eben so menschenfreundlich erklärt er, daß Christus nach seiner Auferstehung sich darum nicht Allen ohne Unterschied gezeigt habe, damit die Gottlosen von ihrem Irrthum nicht zurückkehren möchten.

Das Elend der Zeiten scheint den Mann verhärtet zu haben, und der so Außerordentliches an den Martyrern mit erlebte, konnte selber nichts aussprechen, Lob oder Tadel, ohne Alles zu übertreiben. Wie sticht der rauhe Mann mit seiner Schadenfreude über ewige Verdammniß und mit seinem Eifer für Gebräuche und kirchliches Außenwerk gegen den liebevollen und geistreichen Origenes ab!

Indeß verrathen alle Schriften Tertullian's einen feurigen, tiefsinnigen Geist, der, leidenschaftlich und selbst in der Freude düster, seinen eignen Weg nicht wandelt, sondern bricht; einen Mann voll Gelehrsamkeit und sinnreicher Gedanken, bei welchem kühne und lebhafte Bilder mit feinem Scherz und zerreißendem Spott wechseln. Oft rennt jedoch die Leidenschaft mit dem Urtheil

davon, und die Schwulſt der Rede verſchlingt die Wahrheit des Gedankens.

Ihm verdankt die Kirche die eigenthümliche, feierliche Sprache des Kirchenlateins, und obgleich abtrünnig, wird er doch als einer der ausgezeichnetſten Lehrer der abendländiſchen oder lateiniſchen Kirche anerkannt.

In ſeinem Buche über die Taufe ſagt er mit faſt perſiſchen Worten vom Waſſer, daß es ſchon vor der Schöpfung unausgebildet bei Gott geruht habe, daß der Geiſt Gottes ſich auf daſſelbe herab gelaſſen und es damals ſchon zur Taufe geheiligt habe. Indeß verräth auch er, mehr noch wie andre Kirchenväter, welche wunderlichen Anſichten man damals von der natürlichen Entwicklung des Menſchlichen und von der Forterbung geſchichtlicher Thatſachen hegte. So behauptete er von der Taufe und von andern Gebräuchen heidniſcher Myſterien, daß der Teufel, um die Menſchen zu bethören, die Anſtalten Gottes nachgeahmt habe. Da jedoch dieſe heidniſchen Gebräuche ſchon Jahrhunderte vor dem Chriſtenthum beſtanden hatten; ſo müßte die Kirche, wenn ſie denn doch nichts Heidniſches fortgepflanzt, ſondern Alles ganz neu angeſchafft haben will, lieber ſagen, — der Teufel ſei ſpitzbübiſcher Weiſe den Anſtalten Gottes zuvor gekommen.

42. Baſil und Gregor von Nazianz, um das Jahr 329, waren beide aus Cappadocien gebürtig und durch innige Freundſchaft verbunden. Mit gleichem Eifer hatten ſie zu Athen einerlei Studien getrieben, aus gleicher Schwärmerei ſich in die Einöde von Pontus zurückgezogen. Beide theilten den Ruhm weltlicher Beredſamkeit und rechtgläubiger Andacht.

Da ward Basil auf den erzbischöflichen Stuhl von Cäsarea erhoben, und die erste Gunst, die der Glückliche seinem talentvollen Freunde erzeigte, war, daß er ihn unter 50 Bischofsitzen seiner ausgedehnten Diözese nach Sasima verwies, einem elenden Dorfe ohne Wasser, ohne grünen Halm und nur von rohen Fuhrleuten besucht. Dort klagte Gregor in dem Gedicht über sein Leben:

„Gemeinsam waren der Rede Mühen, ein Geist an einem Herd, ein Leben nur, ein Sinn in beiden. Zerrissen ist das Alles, dahin gestürzt, und Lüftchen tragen die alten Hoffnungen davon."

Soviel vermochte schon um jene Zeit der bischöfliche Hochmuth!

43. Chrysostomus, im Jahre 347 aus vornehmer und reicher Familie in Syrien geboren, erhielt von einer zärtlichen Mutter eine gute Erziehung durch die geschicktesten Lehrer. Die Frömmigkeit der Zeit ergriff auch ihn; er ließ sich taufen und zog sich aus ehrenvollen und einträglichen Staatsgeschäften in die Wüste zurück, wo er sechs Jahre ein abtödtendes Leben führte. Auch später im Schooße seiner Familie und auf dem erzbischöflichen Sitze zu Konstantinopel setzte er sein Mönchsleben fort, stiftete mit den reichen Einkünften seiner geistlichen Würde Krankenhäuser, und zog durch seine Beredsamkeit, — wie denn sein Name einen goldenen Mund bezeichnet, — das Volk sogar von Schauspielen und Fechterkünsten ab.

Mit der heftigen Kraft dieser Beredsamkeit griff er von der Kanzel der Sophienkirche in Konstantinopel die

Sittenloſigkeit des Hofs und der Geiſtlichkeit an. Er verdammte die vielen Weibsbilder, die als Mägde oder Schweſtern der Geiſtlichen ein offnes Aergerniß gaben, und ſchmähte die Schaaren der Mönche, die habſüchtig und vergnügensluſtig ſich in der Hauptſtadt umher trieben. Dreizehn Biſchöfe ſetzte er auf ſeiner Dienſtreiſe ab, und erklärte offen, daß eine tiefe Verderbniß den biſchöflichen Stand durchdrungen habe.

Ich weiß gerade nicht auswendig, ob auch aus jenen Gegenden Lydiens und Phrygiens Biſchöfe auf die Concilien gegangen ſind und für ihre Inſeln ſich des heiligen Geiſtes getröſtet haben; ſo viel aber iſt bekannt, daß die entrüſteten Prieſter und Mönche ihren Erzbiſchof nicht länger dulden wollten. Wiederholte Verſchwörungen fanden Statt, und die Kaiſerin Eudoxia wurde gegen den ehrwürdigen Mann aufgehetzt. Er ſollte ſie eine Jezabel, eine Herodias, von der Kanzel geſcholten haben. Und möglich, daß es der heftige Mann auch wirklich gethan hat. Er wurde nach einer öden Stadt im Gebirg Taurus verbannt. Siebenzig Tagereiſen brauchte er bis dorthin, ſchmachtend von der Hitze des Sommers und von der Wuth giftiger Inſekten — unverſöhnlicher Mönche nämlich, verfolgt. Von hieraus ſchrieb er ſeine meiſten Briefe, unter denen ſich einer an Cäſarius durch Anſichten vom Abendmahl auszeichnet, die von der ſpätern katholiſchen Lehre ſehr abweichen. Sonſt iſt der ehrwürdige Mann doch auch ſinnlicher Andacht ſehr gewogen und kann ſich über die Meinungen ſeiner Zeit von Mönchstugend und Wunderkräften der Martyrer nicht erheben.

44. Auguſtinus, Biſchof zu Hippo, geboren 354 zu Tagaſt in Afrika, hatte nach ſeinen eignen Bekenntniſſen als Jüngling ein luſtiges, liederliches Leben geführt, ward aber ſpäter der Hauptpfeiler der lateiniſchen Kirche. Denn ein verwandter Geiſt erweckte ihn, — der Apoſtel Paulus durch ſeine Briefe. Nun entwickelte Auguſtin nüchtern und unſträflich den größten Bekehrungseifer in ſeinen unzähligen Streitſchriften gegen die Ketzer, — ein zweiter Paulus bei ſcharfem Verſtand voll gewaltiger Glut. Ja er bildete ſogar auch jene pauliniſche, gefühlloſe Anſicht von einem Vorausbeſtimmtſeyn des Menſchen zur Seligkeit oder Verdammniß vollends aus.

Männer wie er und Paulus, die plötzlich eine entſchiedene Richtung des Lebens verlaſſen, und ſich als verirrte edle Geiſter dem Guten zuwenden, haben immer eine Neigung, an Prädeſtination und was man Gnade nennt zu glauben. Ein menſchlicher Egoismus ſcheint hier im Spiel und ſich hinter einen Rathſchluß Gottes zu verſtecken. Denn für ſich ſind jene Männer, nach ſo entſchiedener Lebenswendung, der Gnade gewiß; ſie halten nun eifernd an jener Lehre feſt, und indem ſie in den Abgrund ihres frühern Lebens zurück blicken, vergnügt es ſie, denſelben zu einer geheimnißvollen Tiefe der ganzen Geiſterwelt zu erweitern.

Zur Ausbildung jener Lehre gab ihm nun beſonders Pelagius Anlaß, ein brittiſcher Mönch, der — im Rufe großer Frömmigkeit und Wiſſenſchaft — die einreißende Sittenloſigkeit der Geiſtlichen ſtreng tadelte. Mit dieſer Sittenloſigkeit hatte ſich die ihr ſchmeichelnde

Lehre verbreitet, daß der Menſch ohne die Gnade, d. h. ohne jene höhere Kraft, die durch äußere Gebräuche gewonnen werde, einer vollkommenen Tugend nicht fähig ſey. Pelagius dagegen behauptete, der Menſch habe Kraft genug zum Guten erhalten um durch eignen Kampf eine vollwichtige Tugend zu erringen.

Hierin ſcheint er ganz mit der unbedingten Foderung Chriſti überein zu ſtimmen; wollen wir aber, daß die Ausſpender der Gnade die Lehre von deren Entbehrlichkeit billigen ſollten? Nein, des Pelagius Anſicht war viel zu vernünftig, als daß man nicht das Anathem hätte über ſie ausſprechen ſollen, und er ſelbſt iſt uns ſchon durch dieſe Meinung viel zu lieb geworden, als daß wir ihn gern in der Geſellſchaft der lieben Ketzer vermiſſen möchten. Indem wir aber einige der Cedern am kirchlichen Libanon betrachten, freut es uns, am Abfall vom Gebirg einen Apfelbaum zu finden, der mit geſunder, erfriſchender Frucht den Hütten und Herzen der Menſchen nahe ſteht.

Uebrigens war Auguſtin kein Kenner des Griechiſchen und bildete daher weniger von alter Weisheit als von eigner Wunderlichkeit in das Kirchenſyſtem hinein. Seine zahlreichen Schriften wurden aus dem Brande von Hippo, den die Vandalen ſtifteten, gerettet. Sie zeugen von einer durch Leidenſchaft belebten, ſonſt aber ſchimmernden und verkünſtelten Beredſamkeit.

45. Wenden wir uns noch zum Schmuck des damaligen Biſchofthums.

Ambroſius, aus vornehmer römiſcher Familie hatte bereits in Ligurien einen ehrenvollen Staatspoſten

eingenommen, als er, ſelbſt noch nicht getauft, von dem einſtimmigen Volke zum Erzbiſchof von Mailand ausgerufen ward. Widerſtrebend übernahm er das fromme Amt, in welches er ſich bald mit thätig-gewandtem Geiſt zu finden wußte. Bei dem Kaiſer Gratian, der das öſtliche Reich an Theodoſius überlaſſen hatte und von Mailand aus das Abendland regierte, ſtand Ambroſius in hoher Achtung und Gunſt. Als derſelbe jedoch im Kampf wider den Gegenkaiſer Maximus geblieben war, verdarb es der Erzbiſchof mit der Kaiſerin Juſtina, einer Frau voll Schönheit und Geiſt, die, dem Arianiſchen Glauben zugethan, von dem Erzbiſchof zur Ausübung ihrer Religion eine Kirche eingeräumt verlangte. Ambroſius ſchlug es ab. „Die Paläſte der Erde mögen den Großen der Welt gehören," meinte er, „die Kirchen aber ſind Gottes Häuſer, und ich bin innerhalb des Bisthums Mailand Gottes einziger Stellvertreter."

Dies nahm die Kaiſerin für Empörung. Im Namen ihres Sohnes, als deſſen Vormünderin ſie regierte, foderte ſie den Erzbiſchof vor ſich. Er erſchien, aber von Schaaren des Volks begleitet, gegen deſſen Drohungen die Kaiſerin ſogar des Biſchofs Beiſtand aufrufen mußte.

Als nun ſpäter Juſtina eine Kirche zur Feier des Oſterfeſtes für ſich und ihren Sohn einrichten ließ, konnte kaum eine ſtarke Wache den aufgeſchlagenen kaiſerlichen Stuhl vor dem Anfall des Pöbels ſichern und Ambroſius mußte ſelber die arianiſchen Geiſtlichen, die ſich nach der Kirche begaben, aus den Händen wüthender Volkshaufen befreien.

Aber die Reden des eifernden Bischofs entflammten immer mehr das Volk. Mit harten Beinamen wurde die Kaiserin bezeichnet und ihre Foderung für die arianischen Christen mit den grausamen Christenverfolgungen heidnischer Kaiser verglichen.

Alle Mittel, die der Hof ergriff, um den Willen der Kaiserin durchzusetzen, enthüllten nur mehr und mehr die Schwäche der Regierung gegenüber der Gewalt des Bischofs. Ja der kühne Mann stellte sich einer Schaar gothischer Söldlinge, die abgeschickt waren, die verlangte Kirche zu erstürmen, am Eingang mit donnernder Drohung entgegen, und man fand für räthlich, die Bewaffneten zurück zu ziehen. Selbst einem Verbannungsurtheil gehorchte er nicht und jene vormals so streng geübte Christentugend des leidenden Gehorsams schien vergessen zu seyn. Die Einwohner von Mailand bewachten die Kathedrale und den erzbischöflichen Palast, und damit das ergebene Volk auch zur Nachtzeit nicht ermüden möge, führte der fromme Mann das bisher noch nicht übliche melodische Singen ein. Noch mehr wußte er seine Vertheidigungsmittel zu steigern, indem er, der Andeutung eines Traumes folgend, die Leichname der heiligen Martyrer Gervasius und Protasius in der Kirche ausgraben ließ, mit deren wunderwirkenden Gebeinen er sogar Blinde zu seinem Beistand sehend machte und die Stadt in begeisterten Aufruhr versetzte.

Nicht aber blos gegen gebietende Frauen war Ambrosius so kühn. Einige Jahre später hatte der Kaiser Theodosius einen ärgerlichen Aufruhr in Thessalonika mit einem fürchterlichen Blutbade gerochen. Am-

brosius entsetzte sich darüber und entzog dem Kaiser sein Angesicht. Es war also bereits so weit gekommen, daß auch regierende Herren — in Ungnade fallen konnten. Um jedoch nicht durch Stillschweigen die blutige That zu billigen, hielt Ambrosius dem Kaiser das entsetzliche Vergehen vor. Einem abermaligen Traumgesicht zu Folge weigerte sich der Bischof, in des Kaisers Gegenwart Gottesdienst zu halten. Theodosius berief sich auf König Davids blutige That, der doch ein Mann nach dem Herzen Gottes gewesen sey. „Wohl hast du" erwiederte Ambrosius, „David in seinem Verbrechen nachgeahmt, ahme ihm auch in seiner Buße nach."

Der Kaiser gehorchte. Im Bußgewande fand er sich öffentlich in der Kirche zu Mailand ein und bat weinend um Vergebung der Sünden. Mit abwechselnd milden und strengen Heilmitteln behandelte der Erzbischof seinen kaiserlichen Seelenkranken und nach acht Monaten reuevoller Erniedrigung wurde der Gebieter in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufgenommen.

Hierarchie.

46. So sehen wir denn ein Felsstück über dem andern sich zum Riesengebirg der neuen Priesterschaft erheben. Fast jeder Bischof übt jetzt die Gewalt, die für einen obersten Bischof zu groß wäre. Denn noch fehlt die Einheit der Macht, und wie die Einheit der Lehre aus der Zerstreuung der Meinungen erwuchs, so scheint sich jetzt die Einheit der Macht aus dem Verfall des römischen Reiches, aus den Trümmern der Zeit gestalten zu wollen.

Die Gesetze, welche von verschiedenen Kaisern zur Einschränkung des geistlichen Standes, besonders der Ueberzahl fauler Mönche, so wie zur Abwehr unschicklichen Erwerbs der Geistlichen durch Handelschaft, Vermächtnisse u. s. w. waren gegeben worden, verloren natürlich unter der zunehmenden Schwäche der bürgerlichen Gewalt ihre Wirksamkeit.

Neue Begünstigungen gab theils eine gute Gelegenheit, theils wurden sie durch schlaue Thätigkeit herbei geführt. Die Priesterschaft zog sich ihre Mitglieder selber heran, setzte Stufen der Würde übereinander, die von unten herauf in bestimmten Zwischenräumen erstiegen wurden. Hierarchie heißt die furchtbare Herrschaft, die sich in solcher Weise bildet und deren Natur wir beim Judenthum vorbildlich kennen gelernt haben. In dieser Natur liegt es, daß Nichtangehörige, Laien genannt, von den Wahlen zu geistlichen Würden, von Theilnahme an den Kirchenversammlungen, von der Mitwirkung bei geistlichen Angelegenheiten ausgeschlossen, die Angehörigen aber durch gemeinsame Vortheile des Standes innig verbunden werden. Und so geschah es auch Schritt vor Schritt bei der neuen Hierarchie der katholischen Kirche.

Durch Güter und Befreiung von bürgerlichen Lasten ehrten fromme Schwächlinge von Regenten die Männer, durch deren Hände die himmlischen Gnaden gingen. Hohe Gebirge scheinen nun einmal in den Himmel zu ragen und wir haben die Priesterschaft gern mit einem Gebirgszug verglichen. Mit Angst sieht der Thalbewohner empor und staunt des Höherauches, der sich um

den Scheitel bildet, aber nur von der untergehenden Sonne verklärt wird.

Indem nun die katholische Kirche in Ost und West bemüht war, den Schmuckkasten der griechischen — und die Staatskiste der lateinischen Sprache zu Bundesladen der Kirche umzuwandeln, hatte sie fortwährend an den darin aufbewahrten Resten alter Wissenschaft zu kramen, deren Schätze immer mehr vergessen wurden. Man pflegte daher angesehene und ehrwürdige Bischöfe um ihrer Einsicht und Kenntnisse willen zu Schiedsrichtern für verwickelte Fälle selbst des bürgerlichen Gerichts zu wählen; denn in geistlichen Dingen hatten sie die Gerichtsbarkeit ohnedies nach hierarchischer Ordnung. Man schenkte ihnen dies Vertrauen um so lieber, als die Kirche ihr geistliches Recht eben nach den Schubfächern der in lateinischer Sprachkiste so sehr ausgebildeten bürgerlichen Rechtswissenschaft immer mehr ausbildete. Nun ist aber der Priesterschaft von jeher der Vorzug eigen gewesen, was ihr als eine Gunst für Einmal anvertraut worden, für immer als ein Recht zu behalten. So bildete sich der allumfassende Einfluß, den die Geistlichkeit im Mittelalter bethätiget hat, allmählich aus.

Ueberhaupt aber wird Gelehrsamkeit von jeder Hierarchie zuerst begünstigt, weil sie die Macht der Priester gründet und verklärt, dann aber wird die Wissenschaft verfolgt, weil sie unter den Laien ein Geschlecht von Widersachern der Hierarchie erzeugt.

47. Die Idee der Hierarchie ist nun eben, daß die Gottheit selbst und zwar durch einen Stellvertreter regiere. Noch zur Zeit war das Kirchen-Regiment viel-

köpfig; aber es lag in der Natur der Sache, daß eine Einheit der Herrschaft sich herausbilden werde. Jedoch wo?

Wir haben gesehen, daß die Bischöfe der Reichshauptstädte sich schon zu Patriarchen erhoben hatten und daß zuletzt dem Bischof der alten Hauptstadt Rom ein Vorrang vor jenem der neuen Hauptstadt Konstantinopel zuerkannt worden war. Dieser Vorzug gebührte ja schon dem Alter und den glänzenden Erinnerungen, die sich an die sieben Hügel der Weltstadt knüpften. Dazu kam aber noch, daß die östliche, griechische Kirche als die wissenschaftlichere, mehr einer lehrbildenden, wortfechtenden Spitzfindigkeit ergeben war. Die Neigung aber, zu herrschen, Roms alte Stärke oder Schwäche, schien in dessen Mauern geblieben und auf die lateinische Kirche übergegangen zu seyn. Und die Umstände waren einer neuen Ausbildung dieser alten Herrschgewalt günstig genug, indem die eindringenden germanischen Völker einer Verfassung bedurften, und auch nicht abgeneigt schienen, um der wohnlichen Provinzen willen, die sie betraten, sich etwas von einer Einrichtung gefallen zu lassen. Aus ihren Wildnissen hervorbrechend, fanden sie schön angebaute Provinzen und begriffen am gefurchten Boden, daß auch nur gepflügtes Bürgerthum fruchtbar werden könne. Bei den Alteinheimischen jener Länder aber sprach ohnehin Vorurtheil und Gewohnheit für Rom. Denn von hier waren ja von jeher die höchsten Entscheidungen ausgegangen und man folgte blos einem altgewohnten Zug, wenn man sich nun auch in kirchlichen Dingen nach Rom wandte. Dies wurde von

den schlaueren, herrschsüchtigeren unter den römischen Bischöfen Anfangs blos gern gesehen, bald aber gefodert, und schon im Jahre 385 gab Siricius auf Anfragen eines spanischen Bischofs wegen gottesdienstlicher Einrichtungen — Gesetze zur Antwort, die ersten Erlasse der Art, die hernach Dekretale genannt wurden.

Neben dem alten Herkommen that aber auch die neue Lage Roms einer hier sich bildenden geistlichen Herrschaft Vorschub. Konstantinopel hatte nämlich den kaiserlichen Hof in seinen Mauern und ein Bischof blieb daher doch immer untergeordnet. Aber neben einem Präfekten von Rom konnte schon eher ein Bischof sich strecken. Wir sehen auch aus des Geschichtschreibers Ammian Erzählung, welche Rolle bereits um die Mitte des vierten Jahrhunderts der Präfekt in Rom spielte. Damasus und Ursinus befehdeten sich nämlich um den bischöflichen Stuhl daselbst. Der Streit ward blutig, und der Präfekt Juventius, unfähig, dem Aufruhr zu steuern, mußte sich in die Vorstädte zurück ziehen. Damasus siegte, — einhundert und sieben und dreißig Leichname lagen im Gotteshaus, und Ursinus mußte auswandern.

Soviel war damals schon der heilige Stuhl in Rom werth! Von jenem Damasus spricht nun der gelehrteste und angesehenste Mann der damaligen Zeit, der heilige Mönch Hieronymus mit den Worten: „Damasus heiligen Andenkens.“

Dieser Ausdruck ist keineswegs schalkhaft gemeint; sondern Hieronymus wirkte durch eigne Ergebenheit und Unterwerfung gegen Rom ungemein auf die ganze Chri-

ſtenheit. Er auch brachte den Biſchof Innocentius zu Anfang des fünften Jahrhunderts auf den einträglichen Gedanken, — den Vorrang, den der ſtets vordringliche Apoſtel Petrus unter ſeinen Mitapoſteln behauptet hatte, für Rom über die ganze abendländiſche Chriſtenheit in Anſpruch zu nehmen.

48. Dieſen glücklichen Einfall ließ der Biſchof Leo der Große als einen Anſpruch durch den abendländiſchen Kaiſer Valentinian den Dritten, einen willenloſen Schwächling, mittelſt einer kaiſerlichen Verordnung beſtätigen, ſo daß wegen der Verdienſte des vornehmſten Apoſtels Petrus der römiſche Biſchof zum oberſten Befehlshaber der Kirche ernannt ſeyn ſollte und Ungehorſam gegen ihn für ſtrafbar erklärt ward.

Ein Haupt der Chriſtenheit ſchien ſich hiermit endlich hervor gearbeitet zu haben; indeß — ein neuer Rückenwirbel drängte ſich ihm vor. Die vierte allgemeine Kirchenverſammlung, welche im Jahr 451 zu Chalcedon gehalten ward, widerſetzte ſich mit der Erklärung, daß der Patriarch zu Konſtantinopel dem römiſchen in allen Stücken gleich ſtehen ſolle.

Dennoch ſieht man, daß die Concilien, bei allem Widerſpruch gegen die Oberherrſchaft des römiſchen Biſchofs, ſich immer mehr nach der Individualität eines Papſtes hin entwickeln, wie das Thierreich nach dem Menſchen. Denn die dritte allgemeine Kirchenverſammlung zu Epheſus im Jahre 431 ſetzte noch im achten Canon feſt: „Es ſolle kein Biſchof in eine ihm nicht zugehörige Provinz eingreifen, damit nicht die Verordnung der Väter übertreten werde, noch unter dem Vor-

wand eines geiſtlichen Geſchäftes der Stolz weltlicher Macht ſich einſchleiche und die durch Chriſtum erworbene Freiheit allmählich verloren gehe.“ Welche Vorausſehung doch den Concilien beiwohnte! Und nach zwanzig Jahren ſetzte nun das vierte allgemeine Concilium dem Ehrgeiz des römiſchen Biſchofs nur noch den Anſpruch deſſen zu Konſtantinopel entgegen. Die römiſchen Abgeordneten konnten dieſe Beſtimmung auch nicht hintertreiben, ſo laut ſie ſich dagegen heraus ließen. Deß ungeachtet wurde der Anſpruch Roms fortgeführt. Gelaſius der Erſte, ein gelehrter Mann, der aber ſeiner unwiſſenden Zeit nicht viel zutrauen mochte, ſprach ohne alle Blödigkeit vom göttlichen Urſprung des römiſchen Primats. Dieſes Urſprungs wegen durfte er denn auch, wenn ich nicht irre, dem Kaiſer Zeno mit allem Fug ins Angeſicht ſagen, daß in Kirchenſachen des Königs Wille dem Willen des Prieſters unterworfen ſey, ja er durfte gegen den Kaiſer Anaſtaſius behaupten, daß Biſchöfe höhern Rang haben, als Könige.

Wie nun der Widerſpruch die Anſprüche reift, ſo geſchah es auch hier. Der Biſchof von Konſtantinopel Johann, der bisher der Faſter genannt worden war, übernahm ſich endlich an wohlſchmeckender Würde und nannte ſich mit Einwilligung morgenländiſcher Biſchöfe einen Reichspatriarchen. Die römiſchen Biſchöfe widerſprachen dieſem Titel, beſonders Gregor der Große zu Ende des ſechſten Jahrhunderts. Dieſer verglich des Patriarchen Hochmuth mit der Hoffahrt des Teufels, und verlangte, — gewiß nur um Teufelswerke zu vernichten, — vom Byzantiner die Verzichtleiſtung auf

jenen Titel. Er ſelbſt legte ſich nun das Prädicat eines Knechtes der Knechte Gottes bei. Gregor hatte überhaupt viel von jener chriſtlichen Demuth der Zeit, durch die man zu hohen weltlichen Ehren gelangte.

49. Gregor, der Sohn einer ausgezeichneten Senator-Familie, zählte ſelbſt Heilige am mütterlichen Stammbaum. Er legte ſeine Stelle als Präfekt nieder, ſtiftete mit ſeinem Vermögen ſieben Klöſter, und trachtete nur nach Ruhm in jener Welt. So machte er ſich der Kirche ſehr werth, und ward, noch ehe er Prieſter war, als Abgeordneter des römiſchen Stuhls an den byzantiſchen Hof geſandt.

Hier lernte er am Hof jenes prachtvolle Ceremoniel kennen und lieb gewinnen, das er nachher als römiſcher Biſchof im Kirchlichen einführte. Denn nach Rom zurück gekehrt, ward er einſtimmig von der Geiſtlichkeit, dem Senat und Volk auf den heiligen Stuhl gerufen. Er widerſprach in Demuth dieſem Beruf, ließ ſich ſogar von Kaufleuten in einem Korb heimlich aus der Stadt bringen, und hielt ſich in waldigem Gebirg verſteckt. Aber er wurde, wie man erzählt, durch Fingerzeig eines himmliſchen Lichtes aufgefunden und hervorgezogen.

Den ſogenannten weltlichen Wiſſenſchaften war er ſehr abhold, und ſoll manche ſchönen Denkmäler derſelben zum Feuer verdammt haben. Dafür hat er indeß Erſatz in einem reichen ſchriftlichen Nachlaß an Dialogen, Briefen und Moralen gegeben, die ſehr viel Troſt und Erbauung für Geiſtesarmuth enthalten. Der Große wird Gregor vermuthlich darum genannt, weil er eine

große Furcht hatte, das Ende der Welt zu erleben, eine große Behutsamkeit, die Körper der heiligen Apostel Petrus und Paulus nicht zu berühren, und weil er große Stücke auf die Haare des heiligen Johannes des Täufers hielt.

Wir dürfen aber darum den frommen Mann bei Leibe nicht für einen Fetischdiener halten, oder gar glauben, daß die katholische Kirche darum, weil sie sich die allgemeine genannt habe, auch die Fetischverehrung der Reliquien oder die Gebräuche der heidnischen Mysterien habe aufnehmen müssen. Eher könnte man ihm zum Ruhme nachsagen, er sey frühe schon mit Ausgrabungen vorausgegangen, die auch heutiges Tags in Italien fleißig genug betrieben werden; nur daß er es nicht auf heidnische Kunstsachen, sondern auf antike Religionsgebräuche abgesehen habe.

Ein eigenes Gemisch von Einfalt und Gelehrsamkeit, von Demuth und Stolz, von Schlauheit und Aberglauben, machte Gregorn zum Manne seiner Zeit, dem die katholische Kirche das Meiste ihrer fortdauernden Gestalt verdankt.

Die Ohrenbeichte war schon seit dem erwähnten Leo dem Großen üblich. Sie rührte eigentlich aus der Zeit öffentlichen Büßens her, wo man sich mit einem Bekenntniß an den Priester wendete, um zu erfahren, ob wegen begangener Fehltritte eine öffentliche Buße nothwendig sey oder nicht. Und obgleich die öffentliche Sittenzucht sehr in Verfall kam, wurde doch die Ohrenbeichte selbständig ausgebildet; die sich verlaufenden Sünder wurden gleichsam noch beim Ohr festgehalten. Nun

erhöhte Gregor die blendende ſchauervolle Pracht des Gottesdienſtes, die ſich nach und nach ausgebildet hatte, durch Zuſätze und Beihülfe der Muſik. Er ſtiftete Singchöre, aus denen die Sänger weithin berufen wurden. Von ihm rührt der Meßkanon her, ein Formular von Meßgebeten, Litaneien u. ſ. w., das mit jenen Sängern ſich nach und nach immer weiter verbreitete. Gregor ordnete den Feſtkalender, die feierlichen Umzüge, den Dienſt der Prieſter und Diakonen, und führte die bunte und wechſelnde Pracht der Gewänder ein.

Gregor ſcheint in ſeinen Ausgrabungen ſehr glücklich geweſen zu ſeyn; denn nach ihm fehlte beim katholiſchen Gottesdienſt ſchwerlich irgend nur ein Stück von jenen Beſtandtheilen vorchriſtlicher Religionen, die wir aus den Nachrichten der Alten kennen, und deren wir früher manche genannt haben.

50. Freilich war alles dieſes recht dienlich, die laue Andacht der Chriſten, jene Gleichgültigkeit gegen das Abendmahl, die zum Theil durch tägliche Wiederkehr der Gebräuche veranlaßt ward, auf's Neue zu beleben. Die bisher wenig beſuchten und daher ſo genannten ſtillen Meſſen beruhten ſchon auf dem Wahn, als ſey eine kirchliche Feier eben nicht zur Erbauung der Andächtigen allein da, ſondern die Gottheit ſelbſt könne durch ſolche Gebräuche geehrt und beſänftigt werden. Nun gewann das neuere Meßopfer, durch welches die ſinnbildliche Erinnerung an den Opfertod Jeſu zu einer wirklichen Wiederholung dieſes Opfertodes ausgebildet ward, vollends das Anſehen eines ohne alles Zuthun heilbringenden Dienſtes. An dieſe Opfer ſchloſſen

sich die Seelenmessen. Denn jene platonische Idee von einer Reinigung der Seelen nach dem Tod war von Gregor mit der Auslegung aufgenommen worden, daß in dem Reinigungsfeuer kleinere, auf Erden noch nicht getilgte Sünden abgebüßt würden. Die fromme Schwärmerei, für die Abgestorbenen zu beten, ward nun mit dem Fegefeuer in Verbindung gebracht und die Messe als das kräftigste Rettungsmittel für dieselben anempfohlen.

So entsprangen neue Ansichten, neue Dogmen, und, da sich auch das Unschuldigste nicht rein erhält, neue falsche Begriffe, die sich an den sinnlichen Gebräuchen immer erneuerten und verhärteten. Dabei ging aber immer die Geistlichkeit nicht ohne Gewinn aus; indem durch die Seelenmessen nicht blos Vermächtnisse und andere Vortheile erwuchsen, sondern der Priester auch in einem ganz neuen Licht, als eine Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen, erschien, da er ein unblutiges Opfer, den Erlöser selbst, der Gottheit zur immerwährenden Versöhnung darbrachte.

Seitdem ist als ein großes, fortwährendes Mißverständniß das Meßopfer der Mittelpunkt des römischen Kultus. Denn der Tod Jesu ist nur als großes Vorbild ewiger Selbstopferung des Egoismus für das Hohe und Heilige anzusehen, die nur von jedem Menschen an sich selbst, nicht aber von einem Priester am mystischen Leib Christi wiederholt werden kann. Die Verdienste Christi liegen nur in der Richtung nach dem Göttlichen, die er unserm Leben gegeben hat, und nur durch Selbstthat können wir jener Verdienste theilhaftig werden.

Fastnacht.

51. Welch' ein stürmendes, welch' ein taumelndes Leben um mich her? Winde heulen vom Gebirg und peitschen mit unendlichen Regengüssen die winterschlafende Mutter Erde wach. Die Ströme bersten, und, Schollen auf krachende Schollen thürmend, überstürmen sie die hohen Ufer, überstürzen Hügel und Dämme, reißen die Hütten nieder und führen die hülfeschreienden Menschen, die stumm kämpfenden Hausthiere fort. Die frommgesammelten Vorräthe werden zerstört; die gefurchte, geordnete Landschaft ist weit umher wieder in die alten Sümpfe verkehrt, aus denen sie einst unter Mühen sich hervor gerungen hat, lachend unter sonnigem Himmel und hin sich gebend dem arbeitsamen Menschen, der ihr den goldnen Waizengürtel löste und an ihren Rebenbrüsten fröhlich ward.

Welch' ein Sturm ist das, der mit einem Weltuntergang droht? Jene Fluthen, die alles verschlingen, was die Ordnung, die fromme Pathe aus der Taufe gehoben und mit reichen Gaben geschmückt hat, — woher stürmen diese Fluthen? —

„Ich weiß nicht, woher die Völker kommen, die so verheerend wandern. Es ist der Eisgang der alten Welt; sey getrost, wenn er vorüber ist, wird der neue Frühling kommen, wir werden die Auferstehung des Herrn feiern."

Aber der Jubel dort, jene wilden Töne, jene rauschenden Weisen, die durch Sturm und Regen schmettern? Jene Lichter, die in blutrothen Streifen durch den regnenden Nebel fluthen, — welch' ein Fest der

leichtsinnigen Städter brauset dort? Ist es noch der Christbaum, der so flackert? Ist es der Kinder Bescherungsjubel?

„Mein Sohn, hast du geschlafen? Wie lang ist stiller, herzerquickender Christabend vorüber! Fastnacht feiern sie, die lockende Andacht. Siehst du die bunten Gewänder, die wechselnden Vermummungen, die vielen Lichter, die wunderlichen Gestalten, die seltsamen Geberden, die befremdlichen Vorgänge, die festlichen Umzüge, die Bilder und Räucherungen? Sie wollten die den zerstörten Götzen ausgezogenen Schmuckgewänder, die vielerlei zusammen gebrachten Flitter nicht länger unbenutzt lassen, und ein wunderlicher, grillenreicher Mann hat die längst putzsüchtig gewordene Andacht reichlich beschenkt. Aber laß du sie nur! Sie werden schon ihr Kopfweh verschmerzen, ehe wir in neusprießender Flur — die Auferstehung des Herrn feiern!"

52. Mitten in unsere taumelnden oder jammernden Thorheiten schimmert oft unerklärlich eine Erinnerung aus der Kindheit mit ihren unverbleichenden Farben herein. Du wankest, schwer athmend über der Fülle des Schmauses, in tiefer Nacht nach Hause. Der untergehende Mond streift über die Dächer dunkler Häuser, ein kühler Nordost säuselt über den großen Platz, und vom Bleichgarten herüber rauscht dumpf das Mühlenwehr. Und da fällt dir Ueberfüllten mit Einmal die Kinderschale ein, aus der du einst im Morgenkittel deine Milch trankst. Damals lächeltest du mit Milchtröpfchen auf der Lippe, wie eine Rose lächelt, in deren Kelch Fliederblättchen, von Westlüften eingeweht, beben.

Es geht nicht anders im Leben der Geſchichte, und weſſen Herz groß genug iſt, mag jene vergangenen Zeiten in ſich aufnehmend wimmern, als ſey er von eignen Erinnerungen durchzuckt.

In die große kirchliche Thätigkeit Gregors trat eine wehmüthige Erinnerung an die alte chriſtliche Kirche; Niemand aber verſtand dieſe Mahnung. Ein Benedictiner, Auguſtin, ward mit 40 Gehülfen zur Einführung der katholiſchen Religion nach England geſchickt. Daſelbſt fanden dieſelben noch, von der frühern Einführung des Chriſtenthums her, den einfachen Kultus herrſchend, den Taland umſtändlich beſchreibt.

Die Irländer laſen nämlich die heilige Schrift in der gemeinen Sprache ihrer Inſel; in ihren Tempeln hatten ſie keine Bilder, die Geiſtlichen trugen keine prächtigen Gewänder, die nur die Einbildungskraft beſchäftigen, ohne das Herz zu erbauen; keine Kerzen brannten, keine koſtbaren Gefäße wurden gebraucht. Ihre Taufe geſchah durch Eintauchen ohne Weihöl und ohne Beſchwörungsformeln. Das Abendmahl empfingen ſie als dankbares Andenken an Jeſus, wußten aber von keiner Verwandlung des Brodes. Sie verwarfen die Ohrenbeichte und die auf vorgebliche Vollmacht gegründete Losſprechung von Sünden; ſie bekannten dieſe vor Gott allein, der ſolche allein vergeben könne. Die irländiſchen Prieſter lebten von freiwilligen Gaben, die ihnen geſpendet wurden, und waren verheirathet. Die Mönche nährten und kleideten ſich durch ihrer Hände Arbeit; Frömmigkeit und Gelehrſamkeit zeichnete ſie aus, ein ſtets mäßiges Mahl war ihnen ſtatt Faſtens. Die

Kirche galt den Irländern nicht für ein weltliches Reich von Herrschenden und Unterthanen, sondern für eine Versammlung der Gläubigen durch die ganze Welt. In Lehrmeinungen und in der Art, Gott zu verehren, waren sie zuweilen unter sich verschieden, sahen dies aber als ein Vorrecht ihrer christlichen Freiheit an.

Schon aus diesen wenigen Zügen zeigt es sich, wie sehr jene alten Christen zurück geblieben waren, und nöthig hatten, — katholisch zu werden. Aber sie widerstrebten lange der neuangekommenen Bekehrung, und wollten sich nicht zur Einheit, das heiße — zur Unterwerfung bringen lassen. Erst durch die Fürsten des Landes gewannen die römischen Bischöfe langsamen Einfluß auf das Volk.

53. Gregor der Große hätte verdient, daß er noch das Haupt der gesammten Kirche geworden wäre; aber so brachte er es nur bis zum kleinen Gehirn, bereitete aber das Ganze vor.

Phokas nämlich, ein bloßer Hauptmann im griechischen Heere, hatte sich als Haupt empörter Legionen des griechischen Thrones bemächtigt, und den Kaiser Mauritius nebst dessen Kindern ermorden lassen. Diesen rohen, rothhaarigen, mißgestalteten, bartlosen Kaisermörder mit dicken, zusammen gewachsenen Augenbraunen und scheußlicher Backennarbe begrüßte bei seiner Thronbesteigung Bischof Gregor und freute sich, daß die milde Frömmigkeit des Phokas auf den kaiserlichen Thron gelangt sey. Der Himmel, schreibt er ihm, freue sich mit, die Erde jauchze, und des so lange betrübten Reiches Einwohner erheiterten sich; nach einer dauernden

siegreichen Herrschaft werde ihm jenseits ein unvergängliches Reich zu Theil werden.

Wie verschieden sprechen doch Gregor der Große und Gregor der Siebente mit Kaisern! Segnend gegen Unrechtmäßige, fluchend über Rechtmäßige. Gewiß, wer sich so nach Zeit und Umständen zu richten weiß, — irret nie.

Dieser Phokas bezeigte sich denn auch gegen Gregors Nachfolger erkenntlich. Unter dessen zweitem Nachfolger Bonifacius erklärte Phokas im Jahr 606 durch ein eignes Hofdekret — den römischen Stuhl für den vornehmsten in der Christenheit, und den Bischof zu Rom für das Haupt der Kirche.

„Ich verkündige euch eine große Freude: wir haben einen Papst."

Germanen.

54. So ist nun die Hierarchie entwickelt, wenn auch noch nicht vollständig ausgebildet. Die Umstände, die Abschnitte ihrer Entstehung sind immer interessant; ihre weitere Ausbildung erfolgt nach den Gesetzen, die in ihrer Natur liegen.

Zuerst hatte sich unter Druck und Verfolgung, die dem Christenthum zu Theil wurden, in seiner flüssigen Mitte ein fester Kern der Lehrenden, Ermahnenden, Vorkämpfenden angesetzt. Diese Priesterschaft, die eine Einheit der Lehre und in dieser Einheit zugleich eine Gedrungenheit der Kraft ausbildete, war nun im Besitz alles Trostes, dessen eine verzweifelnde, abzehrende Zeit bedurfte. Der Riese des römischen Weltstaates ver-

siechte an der Rückenmarksdarre, während der junge Kirchenstaat sich auf neuen Rückenwirbeln von Concilien erhob. Eine üppige, begehrliche, verbuhlte und verschwärmte Weltherrschaft zog in Weichlichkeit und Sündenangst allen Schmuck, alle Würde, allen Willen aus, und die nüchterne, eifernde Hierarchie nahm einen Theil dieser Würde an und verlieh in des Himmels Namen den übrigen Schmuck.

Erst waren die Namen der andringenden nordischen Völker, über die man einzelne Vortheile gewann, ein Ehrenschmuck der siegreichen Roma; bald wurden Leibwachen und deren staatverwaltende Häupter der Herrscherin Schutz und Stütze; und endlich machten die rohen Stämme sich selbst als Sieger zu Besitzern. Denn von allen Seiten über die Grenzen des Reichs gedrungen, setzten die Völker sich in den Provinzen des Abendreiches fest, — die Sachsen in Britannien; die Alemannen, Thüringer, Friesen und wie sie noch heißen, in Deutschland; die Vandalen, Alanen und Sueven in Spanien und Lusitanien; die Westgothen und Franken in Gallien; die Longobarden in Italien.

In diesem Andrang entwickelte die neue Hierarchie, selbst ehe sie noch vollständig ausgebildet war, ihre Kraft und Bestimmung. Sie stand im Lichte des Himmels über dem tosenden Völkerstrom und erhob die segnende Hand, die den gewaltigen Drang beschwor, die langwährende Brandung beschwichtigte und nach eingetretener Ruhe die junge Frühlingswelt pflügte und ausstellte.

Ein großes Bild ist uns aus jenen Zeiten geblieben, und tritt mit der vollen Bedeutung eines Sinnbildes

hervor. Attila mit seinen Hunnen bricht über die Alpen und wälzt sich über die Städte und Fluren Italiens wie eine Verheerungsflamme. Die Menschen fliehen selbst auf die unfruchtbaren Inseln des adriatischen Meeres, die Städte sinken in Stein- und Aschenhaufen, und hinter den Hufen der Hunnenpferde wächst kein Gras mehr auf. Das christliche Rom bangt vor der Ankunft der Heiden. Da tritt Bischof Leo der Große dem Wütherich entgegen; das priesterliche Gewand, die ehrwürdige Gestalt, die gewaltige Rede bezwingen den Barbaren. Eine himmlische Schaar umschwebt schützend den Vater der Christenheit, und die „Geißel Gottes" wendet sich von der heiligen Stadt.

55. Das Christenthum hatte seine heilsame Gewalt zuerst an den gebildeten und üppigen Völkern der römischen Herrschaft bewiesen, und zeigte sich nun nicht minder mächtig an den rohen und kriegerischen Stämmen des Nordens. Am frühesten bei den Gothen, deren Bischof Ulphilas nach der Mitte des 4ten Jahrhunderts nicht nur durch Lehre und Beispiel, sondern auch durch eine Uebersetzung der Bibel sich als Apostel der Gothen erwies. Aber er hatte das Bekenntniß der Kirchenversammlung von Rimini unterschrieben und war mithin Arianer; die Ostgothen wurden arianische Christen.

Die Westgothen, in friedlichem und kriegerischem Verkehr mit Rom, hatten ebenfalls den christlichen Glauben angenommen, den sie dann auf ihrem siegreichen Zug von der Donau bis an den atlantischen Ocean unter ihren Stammgenossen weiter verbreiteten. Ihnen folgten Burgunder, Sueven, Vandalen. Später die

Franken unter ihrem König Klodowig. Dieſen Mero-vinger hatte die Liebe ſeiner Gemahlin Klotilde, einer burgundiſchen Fürſtin, mit dem katholiſchen Glauben be-kannt gemacht. In einer Schlacht gegen die Alemannen hart bedrängt, ruft er den Gott Klotildens an, und — ſiegt. Remigius, Biſchof von Rheims, findet nun an dem Eroberer ein williges Ohr, als er ihm die ewi-gen und zeitlichen Vortheile des Chriſtenthums begreiflich macht. Klodwig iſt gewonnen, ſeine Franken ſtimmen ihm lauten Beifall zu, und die ſo manches heiße Blut-bad mit ihrem Heldenkönig genommen folgen ihm gern auch zur erfriſchenden Taufe.

Die Sachſen in Britannien wurden von jenen Miſſionaren Gregors des Großen gewonnen, und brach-ten auch die altchriſtlichen Britten, die wir vorhin ken-nen gelernt, zum katholiſchen Glauben.

So waren denn dieſe Barbaren ausgezogen, neue Wohnſitze zu erobern, und gewannen einen neuen Him-mel, wie einſt Saul, der Sohn Kis, ſeines Vaters Eſel ſuchend, eine Krone gefunden hatte.

56. Es waren jedoch ganz andre Umſtände, unter welchen das Chriſtenthum, ebenfalls mit ganz andern Waffen, ſeinen zweiten großen Sieg gewann.

Die deutſche Natur der nordiſchen Stämme war höchſt begünſtigt und ausgezeichnet. Aus Gefühl und Phantaſie bildete ſich eine wunderbare Kraft des Gemüths bei ſeltner Tiefe des Geiſtes. Reichten doch die Germanen in ihrer Volkserinnerung und Abkunft bis nach Indien zurück, wo nach alten Sagen Buddha, der älteſte der zwölf Brüder Ditis, zu Gunſten des

von der Prieſterſchaft unterdrückten Volkes eine Reformation erregt hatte. In gewaltigem Aufruhr behielten nach langen Kämpfen die Altgläubigen die Oberhand. Die Buddiſten wanderten aus.

Und nun drangen nach tauſendjährigen Zügen über den Kaukaſus und rauhen Norden die verwilderten, aber kräftigen Abkömmlinge in das römiſche Reich ein. Ein ſonniges Land breitete ſich diesſeit ihrer Wälder aus, in welchem ihnen Korn, Wein und Oel entgegen wuchs. Mit den herrlichſten Gaben ſegnete die Gottheit, die hier angebetet ward, ihre Verehrer. Hier ſchien Walhalla ſich aufzuthun, die Wunden der Sieger heilten ſchnell in milder Luft, und die Aſaburg lud zu ihren ewigen Freuden ein. So ſinnlich die Germanen waren, ein ſo tiefes Naturgefühl bewegte ſie. Und eine alte Ahnung war mit den wandernden Geſchlechtern ausgezogen, daß nämlich ihr eigenthümliches Leben einſt endigen und ein höherer Geiſt die Welt bewegen werde. Die Zeit ſchien nun gekommen: eine hellere Sonne und eine neue Lehre hatte Ragnarok — den Götterrauch — in welchem das römiſche Weltreich untergegangen war, durchbrochen.

Aber dieſen eigenthümlichen Zuſtänden war auch die Lehre ſelbſt entgegen gekommen. Es war nicht mehr jenes einfach-geiſtige Chriſtenthum, das ein gebildetes und ſinnlich-ermüdetes Zeitalter erweckt hatte, — ein reiner Blitz, der ſeine Wolke verläßt, und eine ſchlaffe Welt erſchüttert und erfriſcht; ſondern es war ein ſinnlicher, aber ſinnreicher Gottesdienſt; es waren Gebräuche und Vorſchriften, die das Volk an ſeinen häuslichen und bürgerlichen Pulsſchlägen ergriffen, und die Gottheit ſel-

ber war menſchlich genug vorgeſtellt. Ein Sohn des ewigen Vaters hatte die menſchlichen Zuſtände gefühlt und getragen, und ſtand nun als erbarmender Mittler zwiſchen dem Ewigen und den Sterblichen, dieſen wie jenen durch eine doppelte Natur verwandt. Und eine Schaar glänzender Vaſallen umgab den himmliſchen Thron, Heilige und Martyrer, Himmelsfürſten aus Erdenſöhnen, die nun, wer immer ſich zu ihrem ſiegreichen Banner hielt, mit den herrlichſten Gütern belohnten. Kurz, das Chriſtenthum zeigte ſich in einer Umhüllung, die keinem Heiden etwas Befremdliches, Ungewohntes zeigte, dahin aber doch einen bedeutungsvolleren Geiſt matt durchglänzen ließ.

So mußten die edlen Gaben des Chriſtbaums erſt durch die Hände der Kinder gehen, verkrümmt und befleckt werden, damit die rohen Geſpielen von draußen weniger Scheu empfänden, ſie zu begreifen.

Wie aber auf einem tiefen, fruchtbaren Grund zwiſchen der Saatfrucht auch hundert Kleinigkeiten wild wachſen: ſo gab es auch kleine Zufälligkeiten und Anläſſe genug, wodurch einzelne Familien oder Stämme zur Annahme des Chriſtenthums bewogen wurden: — ein Traum, ein Ahndezeichen, ein wunderbenamtes Ereigniß, das Beiſpiel eines begeiſternden Anführers, Liebe zu einer Chriſtin, oder ein an den Chriſtengott prüfendgerichtetes und vom Zufall erhörtes Gebet, und was man Alles noch aufzählen könnte.

57. Dieſe Ausbreitung des Chriſtenthums in den Abendländeen gewährte jedoch kaum einen hinreichenden Erſatz für Verluſte im Morgenland. Denn unter He-

raklius, dem Nachfolger jenes Kaisermörders Phokas, trat Mohammed mit seiner neuen Lehre auf und schloß für das Christenthum den Osten und Süden zu. Noch schneller und weiter, als die Bibel, westlich nämlich bis an's atlantische Meer in Spanien, östlich bis an den Ganges, verbreitete sich der Koran, zum Beweis, daß eine Lehre, die einer Zeit, einem Lande, einem Volke angemessen ist, sich, wie das Christenthum, ohne Wunder verbreitet. Denn daß es für den Islam das Schwerdt allein gethan habe, wäre seltsam zu behaupten, da doch selbst die Christenparteien von Mohammeds Nachfolgern, wenn vielleicht auch aus Staatsgründen, mehr geduldet wurden, als die Mohammedaner unter der Hierarchie würden geduldet worden seyn.

Ja, wir können es uns nicht verheimlichen, daß die Verirrungen des Christenthums und die sittliche Ausartung der Christen jenem glücklichen Schwärmer den Vorwand zu seiner Reformation an die Hand gaben, und seiner behaupteten Sendung großen Vorschub thaten. Und wirklich ist im Islam die Vorstellung von der Gottheit ohne Abgötterei und spitzfindige Dogmen erhalten worden, und die Verehrung der Gläubigen gegen Mohammeds Person ist innerhalb der Schranken der Vernunft geblieben und hat den Propheten ohne göttliche Ehre gelassen. Der Islam hat wohl gegen Vielgötterei, die er auch wegen der Dreifaltigkeitslehre im Christenthum annahm, glücklich gewirkt; in sich selbst aber keine weitere Entwickelung gewonnen. Aus Judenthum und Christenthum sonderbar gemischt, hat er wohl das Ceremoniel des Mosaismus vereinfacht, die Opfer

zu Gebet erhoben, nicht aber, wie das Christenthum, die Gottheit in ein lebendiges Verhältniß zu den Menschen gesetzt, noch das Leben durch eine ewige Idee, die Sittlichkeit durch das Prinzip der Liebe beseelt. Sein Paradies ist nur eine Versetzung des jüdischen; indem er alle genießbare Herrlichkeit, die dem Juden zum Tugendlohn schon für hienieden zugesagt ist, für jenseits verspricht.

So hat der Islam die Entwickelung der Völker aufgehalten, die sich zu ihm bekannten. Dies auch noch dadurch, daß die priesterliche und königliche Macht vereinigt waren. Indem kein Klerus seine ehrgeizige Herrschsucht, einer weltlichen Gewalt genüber, in's Ungemeßne steigern konnte, ward auch kein Gegensatz hervor gerufen, kein Forscher trat der unbedingten Autorität entgegen, wie im Christenthum, wo sich zwischen den beiden Polen, Papst und Kaiser, die Wissenschaft und das Leben so mannichfach entwickelt, so herrlich entfaltet haben.

Geistliche Gewalt.

58. Papst und Kaiser erhoben sich nach und nach, wie zwei Riesenthürme, unter denen im Kirchenschiff Europa's jene mannichfach wechselnde Andacht christlichen Lebens gehalten ward, die uns im Mittelalter so anzieht. Der Papst hatte voraus eine gewaltige Höhe erreicht. In alter Feindseligkeit wendete er sich von der griechischen Welt immer mehr ab und dem Abendlande zu. Dort, in der Heimath alter Wissenschaft, trieb man sich mehr mit forschender und spaltender Bearbeitung der Lehre; hier dagegen, wo sich die Völkerwanderung gemach niedersetzte, bot sich ein Frühlingsfeld zur Bear-

beitung des Lebens an. Neue, unorganiſirte Staaten, junge, neubekehrte Völker lagen vor: da entwickelte ſich mit Luſt der friſche Bildungstrieb des Chriſtenthums zur Geſtaltung des Kirchlichen, als Vorbild gleichſam eines chriſtlichen Staates. Und in dieſer Thätigkeit war für irdiſche Macht auch mehr zu gewinnen, als durch Wortfechtereien. Eine Hierarchie, auch wenn es eben nicht die geweſen wäre, auf welche das Vermächtniß der römiſchen Weltherrſchaft übergegangen ſchien, greift ſchon ihrer Natur gemäß gern in's Leben ein, und bildet es, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Eine große Lehre war den jungen, lernenden Staaten zu geben, wie man nämlich weitläufige Länder zur Einheit anordne und beherrſche, und die Hierarchie hielt es für's Beſte, ihre Vorſchrift praktiſch zu ertheilen, indem ſie allen — vorherrſchte.

Zuerſt mit den fränkiſchen Königen ſetzten die Päpſte ſich in gutes Vernehmen. An ihnen fanden ſie näher und kräftiger, als an den Kaiſern zu Byzanz, den Schutz, deſſen ſie noch bedurften. Die Regierungsgewalt der fränkiſchen Monarchen, durch Lehnsverfaſſung getheilt, war überdies nicht ſo oberherrlich, wie die griechiſche. Die Spaltungen, die zwiſchen einem König und ſeinen, oft eben ſo mächtigen, meiſt widerſetzlichen Vaſallen Statt finden, geben überdies günſtige Anläſſe, einen Einfluß auszuüben, der nie ohne Vortheil für eignes Anſehen bleibt. Eine neue Dynaſtie auf den Thron zu heben und den alten Monarchen in's Kloſter zu ſtecken, unbehagliche Königsehen zu trennen, Kaiſer zu krönen, ſind immerhin rühmliche und einträgliche Verrichtungen,

und bald genug sehen wir dabei die Päpste zu großen Schenkungen, ja zu eignen Kronen gelangen. Namentlich die Krönungen der Könige und Kaiser, Anfangs nur prachtvolle und rührende Feierlichkeiten, erweckten in dem consequenten Geist einer Hierarchie gar bald die Ansicht und den Anspruch, mit Krone und Zepter werde wirkliche Macht von dem verliehen, der die Insignien überreiche, oder, wenn ja doch alle Gewalt von Gott komme, so sei es eben nur dessen sichtbarer Stellvertreter, durch den sie mitgetheilt werde, von dem sie auch abhängig bleibe.

59. Eben diese Stellvertretung Gottes ist, wie wir aus dem Judenthum wissen, ein bezeichnendes Merkmal der Hierarchie. Hierin liegt alle Gewalt über das Zeitliche und Ewige. Jenes wird nur von der Kirche verliehen, dieses nur von der Kirche verwaltet. Denn allein der Klerus ist im Besitz der Ueberlieferung, die den Kern der Heilslehre in ihrer Schale enthält. Aus dieser Ueberlieferung bildet sich die heilige Einheit; nur in dieser ist das ewige Heil und zwar blos durch Vermittlung der ausspendenden Priester zu finden. Dem Laien steht nur zu, seine Seligkeit durch unterwürfigen Glauben von jener höhern Autorität anzunehmen. Alle eigenmächtige Prüfung und Untersuchung ist ein sträflicher Hochmuth gegen göttliche Anordnung. Hier, wo Gott selbst gebietet, darf nicht von den Urrechten der Menschheit und der Vernunft die Rede seyn, nicht von den Urkunden des Christenthums, die ja nur der Klerus verstehen und erklären kann. Zum Heil der blinden Menschen selbst sind Glaubensgerichte und ein Heer von

Ketzerverfolgern da, damit alle verdammlichen Zweifel durch eine heilsame Furcht verscheucht werden. Der weltliche Arm ist der berufene Diener der Gerichte Gottes.

Dies die natürliche Entwicklung der christlichen Hierarchie. Und von solcher Weisheit ist diese Anordnung, daß die genußreiche, so sehr bevorzugte Stellung des Klerus in der sinnlichen und bürgerlichen Welt nur dazu dienen muß, eine Autorität zu erhalten und zu erweitern, die blos — die ewige Wohlfahrt der Menschheit bezweckt.

Ja, und damit sogar ein wunderliches Muttermal hierarchischer Aehnlichkeit nicht fehle, so mußte um das Ende des achten Jahrhunderts die Dekretalensammlung des falschen Isidors erscheinen. In der Art nämlich, wie die Priesterschaft der Juden eine ihrem Interesse günstige Gesetzgebung ausgearbeitet und in späterer Zeit dem Moses untergeschoben hatte, wurde jene Sammlung von Dekretalen auf des zweihundert Jahre früher berühmt gewesenen spanischen Bischofs Isidorus Namen beigebracht. Damit wurden den ältesten römischen Bischöfen Verfügungen in den Mund gelegt, die einen zu ihrer Zeit noch unbekannten hohen Begriff von dem Ansehen und der Gewalt des römischen Stuhls voraussetzten und die Meinung verbreiteten, als sei ursprünglich der Papst von Gott selbst zum höchsten Gericht eingesetzt, und berechtigt, Bischöfe abzusetzen, ja Könige und Kaiser zu bannen und der Herrschaft für verlustig zu erklären.

Er muß ein großer Mann gewesen seyn, dieser

Dekretalensammler; denn die verschiednen Jahrhunderte, die in seinem Werke gegen alle weltgeschichtliche Gewohnheit nur einerlei Denkart und Interesse in einerlei Styl ausdrücken, scheinen ihn zu ihrem Sprecher auserkoren und sich nach seiner Feder bequemt zu haben.

Germanisch-katholisch.

60. Es ist angedeutet worden, unter welchen Umständen sich das Christenthum immer mehr nach den Abendländern verbreitete. Denn der Naturdienst war geschlossen und das menschgewordne Göttliche wendete sich den Gegenden zu, wo sich die Natur zurück zieht, und ein reiches Gemüthsleben sich entfaltet.

Jene großartig-reiche Natur Hindostans, das die Germanen in der Urzeit verlassen hatten, lebte in der Seele des ausgewanderten Volkes fort. Der Norden, wohin sie sich wendeten, trieb, um so zu sagen, jene Naturbilder immer tiefer in das innerste Gemüth zurück, so daß sie in eine geistige Vegetation ausschlugen: palmenherrliche Gedanken, Phantasiebilder, die wie der Sandelbaum dufteten, ein tiefströmender Ganges des Gefühls, aus dem der heilige Lotus der Andacht seine Wunderaugen gen Himmel hob.

So war die Natur, wo einst der älteste Gottesglauben gefeiert worden war, auf langem Umweg selbst geistig geworden, um in der Seele eines herrlichen Volkes der geistigsten Religion zur Einkleidung entgegen zu kommen; Zettel und Einschlag des Christenthums sind gewissermaßen, vom heiligen Gangeswasser angenetzt, aus einer Spule gesponnen worden; indem der Faden des

Glaubens an einen Gott aus Indien mit Abram ausgezogen, mitten durch eine bunte Heidenwelt im Judenthum fortgewirkt, und in das Chriſtenthum eingeſchlungen worden iſt. Und nun ſchlägt das germaniſche Gemüth ſein edles Weſen zum ſchimmernden Bildzeug des mittelalterlichen Katholicismus hinein.

Um nur eines Einzigen zu gedenken, ſo erkennen wir des Germanen ſchwärmeriſche Liebe der Frauen in der Andacht zu Maria wieder. Bis zur Bekehrung der Deutſchen war kirchlich wegen der Mutter Chriſti faſt nichts vorgekommen, als unſchickliche Streitigkeit über ihre beſtändige Jungfrauſchaft, für welche der heilige Hieronymus (Jahr 387) eine eigne Schrift verfaßte; ſodann ſpäter im fünften Jahrhundert die Zwiſtigkeit über die Benennung: — Gottes Gebährerin oder Chriſtusgebährerin. Was ſind aber ſolche Puppenflitter, mit denen Bettelkinder von Jahrhunderten die Tochter Davids entſtellten, gegen den edeln Perlenſchmuck aus den ahnungsvollen germaniſchen Muſchelherzen?

Wie einſt in Aegypten der Dienſt der Iſis, that ſich in ſpäterer Zeit die Verehrung der Maria beſonders hervor, und überſtrahlte bei dem ſinnlichen Volk die Anbetung ſelbſt der Gottheit.

61. Das Gefühl iſt ſchöpferiſch in Allem, was es erfaßt. In dem verkommenſten Gegenſtande facht es mit belebendem Athem die Idee deſſelben an, dem lebloſeſten haucht es eine Seele ein. Die Einheit der Kirche war eine harte, ärgerliche Mutter geweſen, die manches todte, manches entſtellte Kind geboren hatte.

Aber alle ihre Dogmen faßte das gläubige Volk der Germanen mit Liebe an, belebte und verjüngte sie an warmer Bruſt. Dem Germanen waren es keine Lehrſätze, ſondern Mythen. Das Gefühl weckt eben in jeder beſchränkten und beſchränkenden Lehre die ihr zu Grund liegende Idee, und nimmt nur dieſe Seele in dem mißgebornen Körper wahr.

Was den Deutſchen auszeichnete, das ſchlagende Herz ſeines Gemüthslebens, war das Gefühl des Perſönlich-Eigenthümlichen, und das Volk war nur darum ſo gläubig, weil jeder Einzelne ſein individuelles Gefühl an der Idee der Kirche, nicht an ihren Lehrſätzen entflammte. Mit dieſem Gefühl ihrer Perſönlichkeit faßten ſie die Lehre von dem perſönlichen Gott auf. Ihnen war die Gottheit im wahren Sinn des Wortes Menſch geworden; denn das Ueberirdiſche trat ihnen in menſchlichen Verhältniſſen entgegen. Aus der Zerworfenheit eines blos ſinnlichen Daſeyns erhoben, hatten ſie die wahre Verſöhnung gefunden und zugleich die Hoffnung der Unſterblichkeit gewonnen. Und welche Schaar der Seligen, die dem Banner des Erlöſers gefolgt, frei von irdiſchen Makeln und Mühen hülfreich herunter winkten! Kein Gewerb, kein Geſchäft, das nicht durch einen Heiligen eine hohe Bedeutung, eine freudige Verklärung erhalten hätte. Aber auch kein Verhältniß des Lebens, das nicht durch eine Weihe an den Himmel wäre geknüpft worden. So lag das ganze kindlich-träumende Leben in den Armen der Ewigkeit.

Das Jahr war nur ein umlaufender Tag des chriſtlichen Lebens. Es fing mit dem Feſt der Geburt

Chriſti an. Einſt feierte man in Rom ein heidniſches Sonnenfeſt, die Geburtsfeier der ſiegreichen Sonne genannt, zur Zeit der Winterſonnenwende, wann dieſes Tagsgeſtirn wieder aufwärts kömmt. Allgemeine Freude und öffentliche Spiele fanden Statt, wobei das Volk in's Freie hinausſtrömte und ſehnſüchtig zum Himmel aufſah. Dies veranlaßte die Kirchenvorſteher gegen Anfang des vierten Jahrhunderts, den unbekannten und früher nicht gefeierten Tag der Geburt Chriſti auf den 25. Dezember anzuſetzen und dadurch, ein heidniſches Feſt nicht zu verwerfen, ſondern zu verchriſtlichen. Auch mit Chriſtus war ja der Welt eine ſiegreiche Sonne aufgegangen. Das Chriſtfeſt war zugleich ein Feſt der Kinder, zu dem ihnen Nützliches und Erfreuliches beſchert ward. Der Nachwinter blieb dann der Freude und den Luſtbarkeiten des Lebens, den Gaukeleien der Faſtnacht überlaſſen. Bald aber erinnerte der Aſchermittwoch an die Sündhaftigkeit unſerer Geburt, und mahnte während 40 tägiger Faſtenzeit an die Buße. Die Charwoche ſteigerte den Ernſt durch Stille und ſtrengeres Faſten. Die Kirchengeſänge waren dumpf, die Altäre ihres Schmuckes beraubt, oder dunkel verhüllt. Doch um Mitternacht vor dem Oſterfeſt erſchallten die Hallelujah dem Erſtandnen, und Kirche und Welt nahm ein feſtliches Anſehen an; man ſtrömte in's Freie und freute ſich der erwachenden Natur.

Von Oſtern bis Pfingſten hatten die Feſte ein fröhliches Anſehn; der Gottesdienſt wurde mit Pracht gefeiert. Es war die Zeit für Huben- und Haygerichte, für Volksverſammlungen und öffentliche Spiele, ſo wie

wenn Fürſten zu ſalben waren. Immer heiterer wurde der Frühlingshimmel, er verklärte ſich zur Feier der Himmelfahrt des göttlichen Meiſters. Und wie Alles grünet, aller Segen aus dem Boden treibt, alle Zweige voll Blüthen hängen, verkündigt mit feurigen Zungen die Natur den ausgegoſſenen Geiſt Gottes. Ein gleicher Segen ward auf alle Gläubigen herabgefleht und ſo das fröhliche Pfingſtfeſt begangen.

Abgefallen war nun die Bluthe und in des Sommers Ueppigkeit hatte ſich die ſchwellende Frucht angeſetzt. Gleicher Weiſe ſchienen jene blühenden Feſte nur vorüber gegangen zu ſeyn, um die höchſte und ſinnliche Feier des Frohnleichnams vorzubereiten. In langen fahnenreichen Wallfahrtzügen trug eine glänzendgeſchmückte Prieſterſchaft den Leib des Herrn unter koſtbarem Thronhimmel, in Gefolge der fürſtlichen Höfe, von Leibwachen umgeben, über blumenbeſtreute, mit Teppichen behangne Straßen, an Prunkaltären vorüber, vor denen der hochheilige Leib in erhobener Brotsgeſtalt ſegnend gezeigt wurde, und das Volk ſich anbetend zur Erde warf.

Geborgen ſchienen nun, der Erndte nah, die Früchte des Feldes, eine hoffnungsvolle Arbeitsraſt war eingetreten, voll Erinnerung zugleich an all' den Segen, der ſich ſeit Gründung der Gemeinde um die geſtiftete Kirche her verbreitet hatte. So gaben Zeit, Luſt und Dankbarkeit Anlaß genug, um eine Reihe von Feſten zu begehen, die, von Ort zu Ort wechſelnd, Kirchweihe und Kirmes durcheinander flochten. Tänze und Spiele, Freiſchießen und Kramläden lockten ein geſchmücktes, luſtiges Volk in den Dörfern oder um wunderthätige Kapellen zuſammen.

Es nahte der Herbſt und mit Huberts, des heiligen Jägers, Tag ward die Jagd für Fürſten und Adel aufgethan. Indeß war das Volk in Feld und Weinberg mit der Erndte beſchäftigt, bis Allerheiligen Tag die Erndte ſchloß, und jene Seligen geprieſen wurden, die von den Mühen des Lebens ruhend, die Früchte der Unſterblichkeit genoſſen. An dieſen frohen Tag ſchloß ſich aber gleich der Ernſt der Erinnerung an die Abgeſtorbenen am ſogenannten Allerſeelentag an. Ihre Gebeine ruhten in geweihter Erde, wie die geworfelte Saat in der Furche des Bodens. Man betete, und war für beide einer fröhlichen Auferſtehung gewärtig.

Der Himmel verhing ſich mit immer dickern Wolken, die finſtern, ſtürmiſchen Nächte wuchſen, und das gepreßte Herz ſehnte ſich bald der erlöſenden Ankunft einer neuen Sonne entgegen. Die Gebete des Advents beſchloſſen das chriſtliche Jahr.

Verirrung.

62. Und auch dich ſah ich im feſtlichen Zuge des Frohnleichnams um die grünen Maien tanzen und auf den blumenbeſtreuten Boden niederſtürzen, fromme, bekehrte Maja? Hat dich die Erinnerung an dein Mutterland Indien hingeriſſen? Sahſt du die herrlichen Gewächſe deines heißen Heimathbodens neu entſtanden in der üppigen Vegetation einer glühenden Andacht? Nicht wahr, deine heimathlichen Palmen, ſo wahr in der Natur, ſind nun aus heißen Herzen zu Rieſengebilden des Wahns aufgeſchoſſen?

Aber ſiehe, welche raſende Schaar daher taumelt!

Von den Hüften aufwärts gehen sie nackt mit verhüllten Häuptern. Sie schlagen sich mit starken, knotigen Riemen, daß ihr Blut auf den Boden strömt. Männer, Weiber, Jungfrauen durcheinander, von Geistlichen mit Kreuz und Rauchfaß angeführt. Sang und Klang verstummt, wo sie ziehen, und nur ein wilder Schmerzensruf braust durch die Lüfte: „Heilige Maria, Herrin, nimm uns Sünder auf und bitte Jesum Christum, daß er uns verschone!"

Wohin taumeln die Rasenden? „Die Flagellanten sind es, die von Perugia ausziehen, und durch Italien nach Frankreich, Deutschland, ja bis nach Polen hin ihren schmerzlichen Wahnsinn vertoben." Kam es mir ja wahrlich vor, als ob sich die rasenden Phrygier verirrt hätten, die von bewaffneten Priestern angeführt, mit Kienfackeln über die Gebirge stürmen und mit wildem Geschrei sich blutig schlagend die Göttin Kybele verehren.

Maja, du verbirgst dein Antlitz? Wie, dort deutest du hin nach der heiligen Stadt Rom? Siehe da, ein wirkliches Feuer flammt an deiner Wange wider, ich hielt es für Schamroth der Andacht.

Wanderer! halt ein doch einen Augenblick, und melde mir, wozu jenes Feuer lodert. Du trocknest dein Auge? Erzähle, Römer! „Hast du niemals, o Fremdling, von Abälard's Schüler vernommen, dem Manne gewaltigen Geistes und mächtiger Zunge? Er hatte über die Dreifaltigkeit, die Taufe und das Abendmahl seine besondern abweichenden Meinungen. Gott vergeb's ihm, wenn er Unrecht hatte! Was aber noch schlimmer

war, — er behauptete, Chriſti Reich ſey nicht von dieſer Welt, und Papſt und Prälaten müßten Kronen und Schwerter an die Könige und Fürſten zurück geben und ſich mehr auf das Geſchäft des Seelenheils verlegen. Vielleicht, meinte er, würden ſie, wenn ſie doch die alte Selbſucht nicht laſſen könnten, zuerſt an ſich anfangen, — um Geiz und Schwelgerei abzulegen. Aber das haben ihm die Prieſter nicht vergeſſen, obgleich er ſonſt ein Mann von unbeſcholtenem Wandel war. Sie haben ihn verfolgt, und er hat ſich nach Zürich geflüchtet. Da ihm jedoch Adel und Volk angehangen, iſt er wieder nach Rom zurück gekehrt, hat die Stadt erſtürmt, die Herrſchaft ergriffen, die Republick hergeſtellt, die Prälaten, die ſich gern im üppigen Rom aufhielten, nach ihren geiſtlichen Sitzen zur Weide ihrer Heerde gejagt, und mit kühner Freiheit von der alten Einrichtung der Kirche, ſo wie von den unverletzlichen Rechten der Menſchheit und vom wahren Geiſt des Chriſtenthums geſprochen. Darauf hat der heilige Vater die Stadt in den Kirchenbann gelegt, Meſſe und Ablaß geſperrt, und — O Römer, o meine Landsleute, warum habt ihr den Mann verlaſſen? — — der Edle iſt ergriffen worden, Arnold von Breſcia, und dort — dort — lebendig verbrannt! Laß mich fluchen Fremdling, oder willſt du lieber mitweinen? Seine Aſche iſt in die Tiber geſtreut worden, damit eine verzweifelnde Reue ſie nicht als Reliquie ſammle, oder auf ihr ſündiges Haupt ſtreue. Aber heiliger Arnold, deine Lehre haben die Lüfte des Himmels ausgeweht, und grünend wird ſie aufgehen, wenn die Weltgeſchichte die Auferſtehung des Herrn feiert!"

Ostern.

63. Zwei viel betretene Abwege sind hiermit einfach angedeutet worden: — Verirrung dort der Gläubigen, hier der übermächtigen Hierarchie.

Es liegt in der Natur des Gefühls, daß es sich leicht verirre, weil es eben unbegrenzt ist. Der Abfall des Gefühls vom Geistigen, oder die neu-heidnische Richtung des Christenthums, kann nicht bezeichnender angedeutet werden, als ihn die Geschichte selber, gleichsam symbolisch, ausgeprägt hat. Die Idee des in der Menschennatur verklärt erschienenen Göttlichen, vom germanischen Gemüth persönlich in Christus aufgefaßt, verlief sich endlich, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, in die glänzend-gefeierte Anbetung — eines Körpers. Denn wenn man diesen selbst mit der römischen Kirche für einen wahrhaften Körper der auf Erden erschienenen Gottheit halten könnte, so galt ja die Anbetung doch immerhin einem sinnlichen Körper, nicht der körperlosen Gottheit; es war ja eben das Fest des Leichnams Christi. Das christlichgeistige Merkmal dabei bestand nur darin, daß der sinnliche Körper nicht wirklich da war, sondern erst gläubig angenommen werden mußte.

Man hatte früher schon durch Umhertragen des sogenannten Venerabile, durch Schellengeläut, Räuchern, Niederfallen der Umstehenden u. dgl. den Glauben an die Brodsverwandlung recht lebendig zu machen gesucht; indem diese spätere katholische Lehre Jahrhunderte lang immer neue Widersacher fand. Endlich setzte Papst Urban der Vierte das Frohnleich-

namfeſt ein, das von ſchwärmeriſchen Frauen in Lüttich, wo Urban als Archidiakon gelebt hatte, auf angebliche himmliſche Offenbarung war aufgebracht worden.

Sinnlich, wie dieſe Andacht war, wurde ſie mit allem Sinnlichen umgeben, was die üppigſte Jahreszeit und eine entzündete Phantaſie herbeiſchaffen mochte.

Mit dieſem höchſten Aufſchwung abgöttiſcher Andacht hatte in jener Zeit alle Sittenloſigkeit überhand genommen. Es iſt immer eine und dieſelbe Sinnlichkeit, die das Leben und die Andacht zugleich anſteckt und verführt. Denn die Andacht iſt ja die höchſte Flamme des Lebens ſelbſt, und obgleich ſie himmelwärts flackert, raucht ſie doch immer von dem Erdenſtoff, an dem ſie eben aufſchlägt. Ein Gefühl der Laſterhaftigkeit ergriff daher alle Stände, und führte zu jedem Unſinn raſender Bußübung, die eine Mutter neuer Ungeheuer ward; wie ſich denn die umherziehenden Geißlerbrüderſchaften endlich in Räuberverbrüderungen auflöſten.

Es wäre zu verwundern geweſen, wenn in einer Zeit ſo allgemeiner Verirrung der Lehre und Verworfenheit des Lebens die ſo genannten Ketzer ausgeblieben wären, — wenn es dem verſunkenen Iſrael an Propheten gefehlt hätte. Die jetzt vielfältig entſtehenden Sekten zeigten vielmehr die immer geſunde Lebendigkeit des Chriſtusgeiſtes. Der Stamm der Kirche war ausgewachſen und die verſchloſſene Bildungskraft trieb nun die Aeſte nach allen Seiten aus.

Eben in der Verfolgung der Ketzer mit Feuer und Schwert bethätigte ſich aber die zweite große Verirrung jener Zeit, die der Hierarchie nämlich. Alles Chriſtusgei-

ſtes, aller Liebe vergeſſend, verfolgte dieſelbe in conſequenter Härte die Intereſſen ihres übermächtigen und übermüthigen Standes. Schon ſeit dem ſechſten Jahrhundert war der Bibelgebrauch bei den Laien immer ſeltener geworden. Man hatte nämlich das Buch immer mehr einer allegoriſch-myſtiſchen Deutung unterworfen, wodurch Uneingeweihte ausgeſchloſſen wurden. Aehnliches Prieſterverfahren iſt uns ſchon aus der älteſten Vorwelt bekannt. Dadurch gerieth das Volk immer tiefer in Abhängigkeit von der Prieſterſchaft; Unwiſſenheit und Barbarei griffen um ſich; und durch dieſe öde Haide des Lebens wälzte ſich wachſend die Tradition fort, — das Intereſſe des Tags und der Hierarchie in ſich aufnehmend, und neuen Lehrbeſtimmungen günſtiger, als die Bibel.

Zwar in den erſten Jahrhunderten, als eine widerſtrebende Heidenwelt zu beſiegen war, hatte man auch das Einzelne, blos Aeußerliche, dadurch beizubehalten geſucht, daß man es mit dem Göttlichen in einen Zuſammenhang brachte. Um die Heiden zu gewinnen, ſuchte man das Heidniſche zu heiligen. Dies war auch der Zeit gemäß, in der man bei mangelhafter Einſicht das Zeitliche mit dem Unvergänglichen leicht vermiſchte und verwechſelte. Wie denn aber nun die Menſchen im Ganzen einen Ueberhang zum Sinnlichen haben, verfiel man leicht darauf, ewige Wahrheiten zeitlich begründen zu wollen, und wähnte, der Geiſt des Chriſtenthums ließe ſich in einer einzelnen Bildung vollſtändig darſtellen, wie ſehr dieſe Geſtalt ſich auch mehr und mehr vergröbern möchte.

Indem ſich aber eine ſolche Befangenheit der Kirche in Wahn und Anmaßung immer mehr ſpannte, mußte natürlich ihr Gegenſatz nur deſto lebhafter hervor gerufen, der Widerſpruch herausgefodert werden. Dieſer ſuchte nun die echtchriſtliche Anſicht geltend zu machen, daß ein heiliger Geiſt in jedem Frommen und in jeder Verbindung von Frommen wirkſam ſey und die Schrift eröffne; daß man ſich frei und perſönlich von den kirchlichen Lehren müſſe überzeugen können, wenn der einzelne Gläubige mit dem Ganzen lebendig verbunden ſeyn ſolle; und endlich, daß der Einzelne auch ohne Vermittlung der Kirche ſich mit Gott in Geiſt und Gemüth vereinigen könne. Bei ſolcher Anſicht wird das Verdienſt der Kirche nicht verkannt, nämlich jene Vereinigung, ſo weit ſie hienieden möglich iſt, zuerſt angeknüpft und eingeleitet zu haben.

In dieſen Anſichten liegt aber die große Bedeutung des Proteſtantismus, der eben gegen eine jede Befangenheit oder Anmaßung proteſtirt, die irgend eine einſeitige Entwicklung des Chriſtenthums für allein wahr und rechtmäßig ausgeben will.

Dieſe Idee des Proteſtantismus in das Leben einzuführen, wirkten im ſechszehnten Jahrhundert und vorher der wachſende Handel, die hohen Schulen, Buchdruck und ein eigner Stand von Gelehrten zuſammen, und bildeten einen Kern des Wahren und Rechten, der ſich in der Verfinſterung und Anmaßung des Klerus nicht mehr halten konnte. Jene große, äußere Kriſe des Proteſtantismus kann aber auch täglich auf chriſtlich-innerliche Weiſe in der Bruſt eines jeden Katholiken durch-

lebt werden, ohne daß er ſich eben förmlich von ſeiner Kirche losſage. Und wie ſtark mag wohl dieſe proteſtantiſche Gemeinde ſeyn, die ihre Andacht mitten in der großen Peterskirche hält?

64. So iſt alſo mit jenem geſchichtlichen Ereigniß der Proteſtantismus nicht abgethan; ſondern er hat eine ewige, geiſtige Bedeutung. Er iſt eigentlich als der zugeſagte Paraclet anzuſehen, als der Tröſtergeiſt, der den kirchengefeſſelten Chriſtusgeiſt erlöſt hat. Er iſt des Oſiris rächender Sohn Horus. Freilich aber iſt der Proteſtantismus ſeiner Idee nach nicht zeugend, wie der Geiſt des Chriſtenthums; ſondern nur abwehrend und ſchützend. Er kann daher durchaus keine eigenthümliche Kirchengeſtalt werden, noch eine ſolche hervorbringen, ſondern nur dem Geiſt des Chriſtenthums beiſtehen, wenn dieſer in irgend einer neuen Geſtalt, oder in den unzähligen Bildungen des Lebens, äußerlich ſchaffend, innerlich erlöſend, ſein göttliches Weſen bethätigen will. Daher hat die ſogenannte proteſtantiſche Kirche nie nöthiger gehabt als jetzt, gegen ſich ſelbſt zu proteſtiren; indem ſie eifrigſt damit umgeht, ſich auf irgend eine Grundlage, ſeyen es ſymboliſche Bücher, augsburgiſche Confeſſionen oder was immer, äußerlich abzuſchließen, und eine Autorität in echtpäpſtlichem Geiſte aufzuſtellen.

Bei den öftern Streitigkeiten beider Kirchen um ihre wechſelſeitigen Vorzüge müſſen wir es übrigens natürlich finden, daß der Katholicismus ſich auf ſeine lange, feſte Dauer, als auf den ſicherſten Beweis ſeiner ausſchließenden Wahrheit und Rechtmäßigkeit berufe. Sein Weſen hat ſich ſinnlich und äußerlich ausgebildet, und

mithin ſtützt er ſich auf das äußerlich Geltende. Wohl hat die erſtaunliche Völkermaſſe Europa's ſo viele Jahrhunderte nöthig gehabt, um in der feſten, ſinnlichen Kirchengeſtalt des Katholicismus ihre erſte Bildung zu gewinnen; darf man darum aber die eine langwährende geſchichtliche Kirche mit der ewigen chriſtlichen Kirche verwechſeln, deren Weſen eben darin beſteht, ſich der Zeit gemäß frei und neu zu geſtalten? Das wahre Chriſtenthum beſteht in keiner äußern Form, in keiner Kirche, ſondern iſt nur Geiſt, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervor ruft. Und wenn die Natur in der erſten Periode nur Pflanzen hervor brachte, ſind darum die ſpätern Thiere für unrechtmäßige, ketzeriſche Weſen anzuſehen, weil ſie, eben aus höherer Bildung und Beſtimmung, ſich willkürig bewegen können, und von der Erde nicht mehr feſt halten laſſen, wie die Bäume?

Der innere Bildungstrieb der Kirche, der, urſprünglich frei, im Sturm der Zeiten immer dicker mit Holz und friſch grünender Rinde umgeben ward, hat ſeitdem in jedem Jahrhundert Ketzerſproſſen getrieben, die aber, theils zu zart, an dem derben Stamm von ſelbſt vertrocknet abfielen, theils wenn ſie ſtärker wuchſen, abgeriſſen und — verbrannt wurden. Endlich war aber die Zeit gekommen, daß jener Trieb ſich in Aeſten freier machte, die zwar einigermaßen noch mit der alten Rinde überzogen, nur vom Stamme abweichen, jedoch eben in dieſer Abweichung die errungene Freiheit ausdrücken.

Die Reformation war nur die Oſterfeier der Chriſtenheit: der Geiſt des göttlichen Meiſters erſtand aus den Banden des Grabes zur Freiheit. Daher hätte

die römiſche Kirche, die den Leichnam mit Specereien ſo wohl gepflegt hatte, das Göthe'ſche Lied aus „Fauſt" in ihren Meß-Canon aufnehmen ſollen:

„Tücher und Binden
reinlich umwanden wir,
ach! und wir finden
— Chriſt nicht mehr hier."

Die Vorwürfe, die man dem Proteſtantismus macht, verrathen offenbar, daß man ſeine Bedeutung nicht erkennt. Die äußere Feſtigkeit der katholiſchen Kirche findet ſich freilich an der reformirten nicht, auch die Einheit wie man es nennt, geht der letztern ab: dafür aber werden die proteſtantiſchen Kirchen vom Stamm getragen, und ihre innern, weiter ſich verzweigenden Aeſte bereiten den Blüthenſtand und die Fruchtbildung vor. Der Geiſt des Chriſtenthums, als innerſter Bildungstrieb dieſes Chriſtbaums, wird immer freier, die Organe ſeiner Thätigkeit werden vollkommener, und die Säfte, wenn man den religiöſen Inhalt unter dieſem Bilde begreifen will, reiner und edler.

Auch die Unzufriedenheit derjenigen Proteſtanten iſt ungerecht, die noch zu viel Katholiſches an den reformirten Kirchen beklagen. Die Aeſte können ja vom Stamm nicht losgeriſſen ſeyn; ſie ſind Stämme im Kleinen, haben ebenfalls ihre Rinde, und verlieren wohl auch noch durch verkrümmten, verwundenen Wuchs gegen die kräftig-aufrechte Geſtalt des Stammes. Aber ihre Bedeutung und Beſtimmung gibt ihnen den Vorzug. Sie verzweigen ſich in's Unendliche; denn nicht aus dem Aſt, noch weniger aus dem Stamm, ſondern aus den

Herzknospen der ganz vereinzelten Zweiglein bricht die Blüthe hervor. Nun erſt iſt der Baum eine Einheit geworden, der als Stamm nur eine Einerleiheit war; denn die geſammte Vielheit, die hundertfältigen Richtungen und Beſtrebungen, hängt durch das Mark mit der Wurzel zuſammen, die im heiligen Boden der Bibel ihre zarten Faſern treibt.

Und damit iſt angedeutet, was in dieſen Tagen kirchlichen Zwiſtes und eifernder Widerwärtigkeit höchſte, heiligſte Aufgabe für Jeden iſt, — daß er nämlich in Freiheit und Liebe den wahren Geiſt des Chriſtenthums begreife und ihn in ſeinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weiſe entwickle. Wie in früheſten Tagen das Chriſtenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat, ſo läßt ſich das Heilige in jedem Lebensverhältniß und auf jeder Stufe der Bildung lebendig darſtellen.

Das Leben iſt der wahre Chriſtbaum. Alſo gilt es darum, daß jeder Einzelne, ſelbſtändig lebend, zu einem Zweiglein erwachſe, damit ſich in lebendiger, individueller Andacht die Blüthen des Chriſtenthums entfalten.

Dann wird Pfingſten im großen Feſtjahre des Chriſtenthums gefeiert werden, wo des Lebens Chriſtbaum mit Blüthen übergoſſen und der heilige Geiſt in Geſtalt feuriger Zungen über Alle gekommen ſeyn wird.